This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

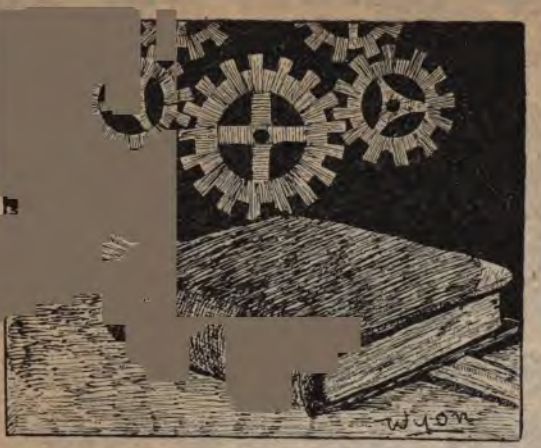
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

192 .S7452G C.1
Eine Autobiographie /
Stanford University Libraries
3 6105 046 737 107



EX LIBRIS:
ALFRED H. FRIED.

Exchange
Account

Memoirenbibliothek

II. Serie Band 7

Herbert Spencer

Eine Autobiographie

I

Herbert Spencer

Im Alter von 38 Jahren

Herbert Spencer

Im Alter von 38 Jahren

Herbert Spencer

Eine Autobiographie

Autoriſierte deutſche Ausgabe

von

Dr. Ludwig und Helene Stein

I

Nebſt einer Einführung

in die

Philoſophie und Soziologie Herbert Spencers

von

Dr. Ludwig Stein

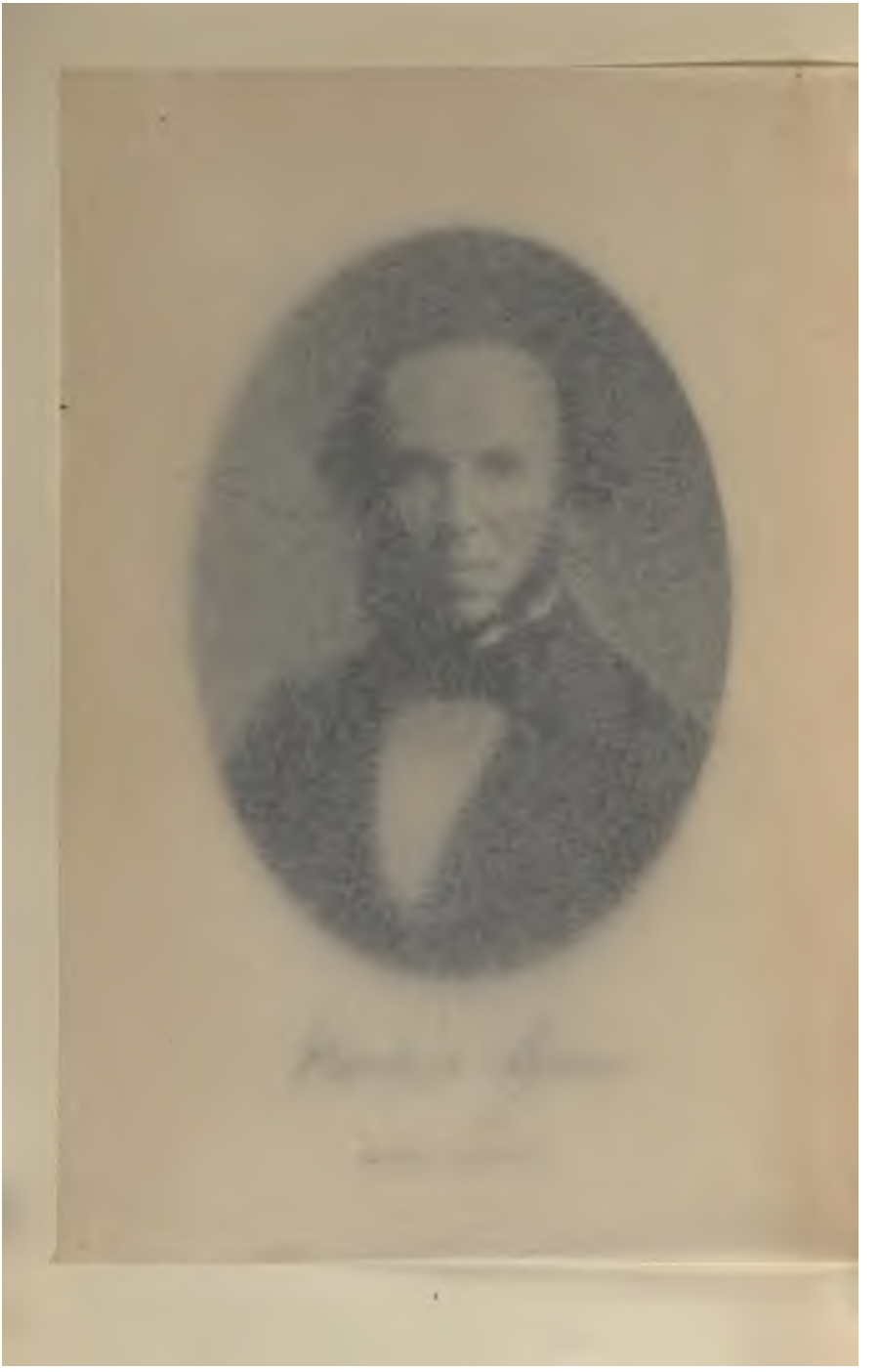
o. ö. Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Bern

STANFORD LIBRARY

Stuttgart

Verlag von Robert Lutz

1905.



Herbert Spencer

Eine Autobiographie

Autorisierte deutsche Ausgabe

von

Dr. Ludwig und Helene Stein

I

Nebst einer Einführung

in die

Philosophie und Soziologie Herbert Spencers

von

Dr. Ludwig Stein

o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern

STANFORD LIBRARY

Stuttgart

Verlag von Robert Lutz

1905.

692944

Alle Rechte vorbehalten.

192
S7452G
v.1

STANFORD LIBRARY

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Einführung in die Philosophie und Soziologie Herbert Spencers

von

Dr. Ludwig Stein
o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern.

Am 8. Dezember 1903 schied der führende Philosoph des Viktorianischen Zeitalters, Herbert Spencer, als 82jähriger Greis aus dem Leben. Der Name: Herbert Spencer bedeutet ein Programm. Eine Weltanschauung, die noch bei Lebzeiten des Philosophen herrschend geworden ist — der Evolutionismus —, war in dieser einzigartigen Persönlichkeit verkörpert. In Gemeinschaft mit Darwin hat Spencer der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das geistige Gepräge gegeben, und kommende Geschlechter werden, um die Signatur der hinter uns liegenden Generation auf den knappsten Ausdruck zu bringen, vom Darwin-Spencerschen Zeitalter sprechen, wie wir heute vom Jahrhundert Voltaires oder der Epoche Newtons. Den experimentellen Untersuchungen Darwins hat Spencer die logischen Stützen geliehen. Unabhängig von einander waren Forscher und Denker, von verschiedenen Ausgangspunkten den Ansatz nehmend, völlig andersartige Wege einschlagend, am Ziele ihrer geistigen Wanderung angelangt, zu gegenseitiger Verblüffung im Ergebnis zusammengetroffen. In einem kleinen Aufsatz The Development Hypothesis, März 1852 im Leader erschienen, setzt Spencer volle sieben Jahre vor der Veröffentlichung von Darwins grundlegendem Werke die Entwicklungstheorie der Schöpfungshypothese entgegen. Unser XXVII. Kapitel der „Autobiographie“ gibt über die

Entstehungsgeschichte dieser Schrift wertvolle Aufschlüsse. Während in diesem Aufsatz die Kritik der Schöpfungshypothese überwiegt, der positive Ausbau der Entwicklungstheorie hingegen mehr angedeutet und gefordert, als folgerichtig zu Ende geführt wird, gibt Spencer in der (1857 erschienenen) Abhandlung Progress: its Law and Cause, über welche der Schluß (Kapitel XXXIII) des ersten Bandes der deutschen Ausgabe ausgiebig orientiert, das positive philosophische Programm seiner Entwicklungslehre, die Darwin zwei Jahre später auf zoologische Basis gestellt hat. In einer dritten Abhandlung The ultimate Laws of Physiology, ebenfalls zwei Jahre vor der Veröffentlichung des Darwinschen Werkes erschienen, werden die Gesetze der Anpassung und Vererbung im Sinne der späteren Spencerschen, von Darwin ausdrücklich gebilligten Theorie erörtert, so daß die literarische Priorität Spencer gewahrt bleibt, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß Darwins Werk Jahre hindurch fertig abgeschlossen, aber unveröffentlicht vorlag, bis die Ermahnungen seines Freundes Wallace zur Publikation drängten. Spencers Theorie fehlte nur das Prinzip der Höherentwicklung und das erforderliche experimentelle Beweismaterial, das nunmehr bei Darwin in überwältigender Fülle aufgeschichtet vorlag.

Die landläufige Auffassung, welche durch Taine in Kurs gesetzt worden ist, als sei ohne Darwins „Entstehung der Arten" Spencers „Synthetische Philosophie" gar nicht denkbar, ist auf Grund des in der „Autobiographie" niedergelegten geschichtlichen Materials gründlich zu berichtigen. In der Skizze, welche Darwin von seinen Vorgängern entwarf, spielt bereits Spencers Leistung eine bemerkenswerte Rolle. Es liegt von keiner Seite Entlehnung, wohl aber von beiden Seiten Anlehnung und Ergänzung vor. Spencer übernahm von Darwin das seine Theorie so glücklich erweiternde Prinzip der „natürlichen Zuchtwahl", Darwin dankte Spencer zunächst die generelle philosophische Begründung, sodann aber im Speziellen den Zusatz vom „Ueberleben des Passendsten", den Spencer der Darwinschen Formel vom Kampfe ums Dasein vermittelst der natür-

lichen Zuchtwahl hinzugefügt und welchen Zusatz Darwin dankbar übernommen und seiner Formel endgültig angegliedert hat. Spencer spricht sich über die Leistungen Darwins unumwunden aus:

„Darwin hat eine ungeheure Menge von Tatsachen zu einem gewaltigen Bau von Beweisen zusammengetragen. Diese Beweise zielen dahin, daß die Erhaltung der begünstigtesten Rassen im Kampfe ums Dasein die stets wirksame Ursache der Divergenz organischer Formen bleibt. Die verwickeltesten Resultate dieses Prozesses hat Darwin mit geradezu bewunderungswürdigem Scharfblick verfolgt."

Darwin nennt nun seinerseits Herbert Spencer „den größten lebenden Philosophen Englands, vielleicht jedem der früheren ebenbürtig".

Wie die kritischen Stimmen in England die Leistungen Spencers lange vor Vollendung seines großen Lebenswerkes ansahen, mag das Beispiel von George Henry Lewes zeigen, der in der vierten Auflage seiner „Geschichte der Philosophie" (1871), als von Spencers Werken zur synthetischen Philosophie nur die First Principles, The Principle of Biology und der erste Band der Principles of Psychology vorlagen, und von der eigentlichen bahnbrechenden Leistung Spencers, der Soziologie, außer den Social Statics von 1851 noch nichts zum Vorschein gekommen war, folgendermaßen über Herbert Spencer urteilte:

„Spencers Werke erringen täglich einen größeren Einfluß. Trotz der offen eingestandenen tödlichen Feindschaft seiner Prinzipien mit denen der Theologie und Metaphysik, müssen selbst Gegner die Kraft und die Klarheit seines Geistes und die Ausbreitung und Tiefe seiner wissenschaftlichen Kenntnisse anerkennen. Es ist zweifelhaft, ob je ein Denker von schöneren Anlagen unter unserem Volke aufgetreten ist; jedoch die Zukunft allein kann über die Stellung entscheiden, die er in der Geschichte einzunehmen hat. Jetzt ist er uns noch

zu nahe, um eine sichere Auffassung zu ermöglichen. Spencer allein hat von allen britischen Denkern ein System der Philosophie organisiert."

So schrieb Lewes über Spencer, als dessen System nur erst im Gerüste und Gerippe sich präsentierte, als der zweite Band der Psychologie, die gesamte Soziologie, die Rechtsphilosophie und die Ethik Spencers noch ausstanden. Seitdem Lewes dem Philosophen Spencer dieses Horoskop gestellt hat, ist ein Menschenalter vorübergegangen, und in dieser Generation ist die Prophezeiung von Lewes restlos in Erfüllung gegangen. Spencer wurde neben Darwin eine bezwingende geistige Macht und gehörte unzweifelhaft zu den Representative Men des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts.

Schon bei Lebzeiten des Philosophen verbreitete sich das Gerücht, Spencer habe eine umfangreiche Selbstbiographie verfaßt, die indes erst nach seinem Tode herausgegeben werden dürfe. Die literarische Welt sah dieser Publikation mit begreiflicher Spannung entgegen. Wußte man doch, daß Herbert Spencer mit den vornehmsten Trägern von Wissenschaft und Kunst während eines halben Jahrhunderts — der Regierungszeit der Königin Viktoria — in enger Fühlung, zum Teil in intimem freundschaftlichem Verkehr stand. Darwin, Wallace, Huxley, Tyndall, Carlyle, Mill, Comte, Louis Blanc, George Eliot und viele andere mußten in einer solchen Autobiographie Revue passieren, und da mußte es doch ein erlesener, kulturgeschichtlicher Reiz sein, die Heroen der Gedankenbewegung einer so großen Zeit im Spiegel ihres Philosophen zu bewundern.

Die Trustees, d. h. die Vollstrecker des letzten Willens Herbert Spencers — die Herren Auberon Herbert, H. Charlton Bastian und David Duncan — haben sich der ehrenvollen Aufgabe, die ihnen der große Denker anvertraute, würdig unterzogen. Drei Monate nach dem Tode des Philosophen, am 3. März 1904, konnte einer der Testamentsvollstrecker, Auberon Herbert, schon das einleitende Wort zur Heraus-

gabe der zweibändigen Autobiographie unterzeichnen, und im Frühjahr dieses Jahres konnten Williams und Norgate das sehnsüchtig erwartete Werk in jener vornehmen Ausstattung, die man von diesem ersten Verlagshause Englands erwarten durfte, herausgeben. Wie alle Welt voraussah, bildete die Autobiographie the book of the season. Die Times begrüßte das Werk mit dem Dithyrambus: die Geschichte der englischen Philosophie weist kein Gegenstück zu dieser Autobiographie auf.

Der Enthusiasmus übereifriger Apologeten muß freilich etwas herabgedämpft werden. Wahr ist nur, daß wir nicht bloß in der englischen, sondern in der gesamten philosophischen Literatur kein autobiographisches Werk eines Denkers in diesem Umfange und von so peinlicher Zuverlässigkeit besitzen. „Wahrheit und Dichtung" ist und bleibt nun einmal das kennzeichnende Merkmal der meisten Schilderungen von Selbsterlebnissen. Von Augustin und Rousseau an bis hinauf zu Goethe pflegt die Dichtung an Farbe zu gewinnen, was die Wahrheit an Zuverlässigkeit einbüßt. Bei Spencer ist es umgekehrt. Nach Dichtung lechzt man vergebens. Was uns Spencer in den zwei Bänden schildert, ist von einer unheimlich beglaubigten Sicherheit. Jedes minutiöse Detail ist so beleidigend dokumentarisch belegt, daß man sich nicht selten frägt, zu welchem Behufe wohl die Strenge der Historizität bemüht wird, wo Zweifel schon deshalb nicht aufkommen können, weil der erzählte Vorgang ohne Schaden für die Nachwelt füglich ganz hätte übergangen werden können. Aber selbst wenn er schon aus Genauigkeit und Akkuratesse mitgeteilt wird, hätte man die Brieffragmente für alle tausend nüchterne Selbstverständlichkeiten des Alltags nicht heranzuziehen brauchen. Einen Philosophen von der Prägung Herbert Spencers sollte man zuletzt darauf aufmerksam machen müssen, daß nicht alles, was wirklich ist, darum auch schon wahr zu sein braucht. Wie spotten wir heute über Goethe-, Kant- oder Shakespearephilologen! Was würden wir nun gar zu Goethe gesagt haben, wenn er selbst — Goethephilologie getrieben hätte! Der Vorwurf kann nun einmal Herbert Spencers Autobiographie nicht erspart

bleiben, daß sie in manchen Stücken — Spencerphilologie treibt. Seine Eltern, Verwandten und Freunde scheinen eine Vorahnung von der künftigen Bedeutung Herbert Spencers gehabt zu haben, was ihren feinen Spürsinn, ihre Witterung des Kommenden nur ehrt. Sie haben jeden Zettel von Herbert — von seinen Kindsbeinen ab — fürsorglich aufbewahrt. Aus diesen Briefen nun rekonstruiert Herbert Spencer Zug für Zug, Linie für Linie sein Leben. Mit der Goetheschen „Andacht zum Kleinen" verbindet sich der minutiöse Exaktheitssinn des Naturforschers, dem kein Detail zu unscheinbar ist, wenn es nur zur Erklärung oder Versinnbildlichung des Ganzen dienen kann. So erspart uns Spencer keine noch so triviale Wirklichkeit und belegt sie mit stellenweise banalen Briefstellen, wenn er auch nur im entferntesten Hintergrunde erspähen kann, daß diese dokumentarisch beglaubigte, an sich gleichgültige Wirklichkeit in irgend einem Sinn der großen, von ihm aufgedeckten Wahrheit als Ergänzung oder Bekräftigung zugute kommen kann. So ist es z. B. zu verstehen, daß er seiner Vererbungstheorie zuliebe, die von der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften ihren Ausgangspunkt nimmt, seiner Autobiographie eine sehr umständliche Genealogie seiner Familie, einen Abriß seines seelischen und charakterlichen Stammbaumes voranschickt, um gleichsam am eigenen Körper die Gültigkeit seiner Vererbungstheorie zu erhärten.

Warum wir hier mit so rücksichtsloser Offenheit von den Mängeln in der schriftstellerischen Anlage der Autobiographie sprechen? Weil Spencer selbst sehr wohl fühlte, wie man eine Autobiographie zu konzipieren und denkökonomisch zu gliedern habe, aber von dieser Einsicht in der vorliegenden Autobiographie, die er zwar nicht bis in seine letzten Lebensjahre fortgeführt, wohl aber, wie zahlreiche Stellen beweisen, bis in die letzten Jahre hinein ergänzt, berichtigt und gefeilt hat, lange nicht den von ihm selbst angegebenen Gebrauch gemacht hat. Man lese den Beginn des dreißigsten Kapitels seiner Autobiographie, wo er sich über die literarischen Grundsätze seiner Autobiographie theoretisch unanfechtbar äußert, und vergleiche mit diesem Postulat Spencers seine

Praxis. Nicht die in der deutschen Ausgabe Spencers befolgte Praxis, wohl aber die des englischen Originals. Und da komme ich auf den Punkt, der meine Bedenken gegen die literarische Anlage und Durchführung der Autobiographie betrifft.

Bei aller schuldigen Verehrung für den Meister, dem ich eine tiefgehende Wirkung auf mein Denken danke, so daß ich ihm die zweite Auflage meines Werkes „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie, Stuttgart, Enke, 1903" widmen durfte, bin ich nicht blind für Fehler und Mängel. An wissenschaftliche Unfehlbarkeit zu glauben, steht einem Jünger Spencers zu allerletzt an. Wenn ich auch den höhnischen, geradezu blasphemischen Ton verabscheue, den ein gewisser de Wyzewa in der Revue des deux Mondes gegen die Autobiographie Spencers sich anmaßte, so vermag ich mich den sachlich vorgebrachten Gründen nicht ganz zu verschließen. Habe ich doch in der Widmung des genannten Buches, welches Herbert Spencer noch kurz vor seinem Tode, als seine Hand schon den Dienst versagt hatte, durch seinen Sekretär mit den Worten entgegennahm, das Buch habe ihm noch im Krankenbett Freude bereitet, die Worte niedergeschrieben: „Die zweite Auflage dieses Werkes habe ich Herbert Spencer gewidmet, dessen Werken ich reiche Förderung verdanke. In grundsätzlichen und methodologischen Fragen gehen wir vielfach auseinander . . . was Herbert Spencer nicht gehindert hat, meiner Darstellung seiner Philosophie rückhaltlose Anerkennung zu zollen". In meiner Korrespondenz mit Herbert Spencer — einzelne Briefe Spencers an mich werden an geeigneter Stelle zum Abdruck gelangen — habe ich niemals Hehl daraus gemacht, daß ich in vielen, noch dazu entscheidenden Fragen ganz andere Wege einschlage.

Alles dieses mußte vorgebracht werden, um die Kürzungen zu rechtfertigen, die ich im Interesse des deutschen Lesepublikums und im Einverständnis mit dem Verleger und den Trustees vorgenommen habe. Kein Vorwurf könnte mich tiefer treffen, als Pietätlosigkeit gegen einen Mann, dem ich so tiefe Verehrung zolle. Aber es schien mir mehr

noch in seinem Interesse, als in dem aller anderen zu liegen, daß die deutsche Ausgabe von mit Recht beanstandeten Weitläufigkeiten, unnötigen Briefen und störenden Wiederholungen gesäubert wird. Auch die beiden Bänden angehängten Appendices, die zum großen Teil schon Gedrucktes reproduzieren, schienen mir für die deutsche Ausgabe entbehrlich. Das Buch wird, meiner festen Ueberzeugung nach, ein standard work der Literatur, und zwar nicht der bloß biographischen bleiben. Einige Warzen entstellen seine Physiognomie, und diese habe ich in der deutschen Ausgabe auszubrennen für nötig befunden. Ueberall dort, wo entfernte Familienangehörige ausführlich charakterisiert wurden, die vielleicht ein lokales Interesse haben mögen, für den deutschen Leser aber peinliche Längen bedeuten, wurde der Rotstift unbarmherzig angewendet. Auch bei Charakteristiken von befreundeten und bekannten Persönlichkeiten, die sonst wohl vergessen und verschollen wären, wenn der dankbare Stift Spencers sie nicht festgehalten hätte, wurde tunlichst gekürzt. Der Zusammenhang der Erzählung wird nicht unterbrochen. Die fortgelassenen Digressionen werden in knapper Zusammenfassung wiedergegeben. Hingegen ist, wie selbstverständlich, alles beibehalten, was zur Illustration des Zeitalters dient, was der Umgebung Spencers Leben und Farbe verlieh, vollends alles unverkürzt wiedergegeben, was Männer oder Frauen von irgend welchem Belang angeht. Daß die für die Entstehung seines Systems wertvollen Stellen ausnahmslos und mit besonderer Sorgfalt berücksichtigt wurden, bedarf wohl kaum besonderer Betonung.

Gewiß war Herbert Spencer ein Autodidakt, ein self-made-man der Wissenschaft. Das erklärt seine Schwächen so gut wie seine Stärke. Besitzt er doch, wie die ganz Großen wohl durchweg, die Fehler seiner Vorzüge. Selbst seine absonderliche Beflissenheit, jeden biographisch wertvollen Fetzen aufzubewahren und der Nachwelt zu übermitteln, hat einen großen Zug an sich. Er wendet auf seine eigene Biographie nur jene exakte Methode an, die er allüberall fordert und durchsetzt. Was gäben wir darum, wenn wir

von Plato und Aristoteles, von Descartes und Spinoza nur den hundertsten Teil autobiographischen Materials besäßen, der uns hier reichlich, meinethalben überreichlich geboten wird. Es wird jedermann unbenommen bleiben, wenn ihn irgend ein Detail besonders interessiert, nach der englischen Ausgabe zu greifen, die den Spencerschen Nachlaß in wortgetreuer Wiedergabe enthält. Denn täuschen wir uns über die wissenschaftliche Tragweite dieses Werkes nicht: ein so dokumentarisch beglaubigtes Leben liegt noch von keinem Philosophen vor. Die Entstehungsgeschichte der Spencerschen Weltanschauung wird nun aber in der deutschen Ausgabe, wie ich zuversichtlich hoffe, ebenso klar hervortreten wie im englischen Original. Mag die kleine autobiographische Skizze seines Freundes John Stuart Mill vielfach farbenfroher und unmittelbarer wirken, so besitzt doch auch die Spencersche Darstellung ihren aparten Reiz. Was sie an darstellerischer Kraft vielleicht vermissen läßt, macht sie reichlich wieder wett durch strenge Sachlichkeit und unbedingte Zuverlässigkeit. Die geschichtliche Perspektive, unter welche alle Ereignisse des Viktorianischen Zeitalters und die persönlichen Erlebnisse Spencers gerückt wurden, zeichnet sich weniger durch makroskopische Weite des Darstellers, als durch mikroskopische Treue des Forschers aus. Aber gerade dieser Zug dürfte manche besonders sympathisch berühren. Unter allen Umständen aber ist und bleibt die Autobiographie ein unentbehrlicher fortlaufender Kommentar, wie seines Lebens, so seines philosophischen Lebenswerkes.

Ehe ich es unternehme, dem Leser der Autobiographie, auf Grund meiner früheren Darstellungen der Philosophie Spencers, einen kurzen Abriß seiner Weltanschauung zu geben, und zugleich den Philosophen des politischen Liberalismus in ihm zu kennzeichnen, liegt es mir noch ob, über die äußere Entstehung der Uebersetzung kurzen Bericht zu geben.

Die Verlagsbuchhandlung Robert Lutz in Stuttgart, welche sich die Pflege der Memoirenliteratur, wie bekannt, besonders angelegen sein läßt, hat das Recht der deutschen Ausgabe, sogleich nach dem Erscheinen des englischen

Textes, von den dazu bestellten Trustees erworben. Herrn Lutz war bekannt, daß ich mit Herbert Spencer wissenschaftliche Beziehungen pflege, und so bot er mir die Uebertragung an, knüpfte aber die Bedingung daran, daß der erste Band schon zu Weihnachten des gleichen Jahres erscheinen müßte. Meine sonstigen amtlichen und literarischen Obliegenheiten erschwerten mir indes die Annahme dieser Bedingung. Und da erbot sich meine Tochter, stud. phil. Helene Stein, die Uebersetzung im Rohbau rechtzeitig fertigzustellen, um später mit mir gemeinsam die Uebersetzung Satz für Satz durchzunehmen und zu revidieren. Auf diesem von Spencer selbst nachdrücklich betonten Prinzip der Arbeitsteilung beruht diese Uebersetzung. Alle Kürzungen sind natürlich nach meinen Angaben erfolgt, und so fällt denn meiner Tochter der größere Teil der Arbeit, mir der schwerwiegende Teil der Verantwortung zu. Für alle Streichungen, Kürzungen und Zusammenfassungen, insbesondere auch für Freiheiten des Ausdrucks und Lizenzen der Umschreibung, wo mir Spencer selbst entweder zu knapp oder zu wenig knapp erschien, trage ich allein die fatale Bürde der Verantwortung.

Wir wenden uns nunmehr der Weltanschauung Herbert Spencers zu.

Herbert Spencer ist der Stolz der englischen Nation. Seit dem Tode Darwins und Huxleys ist Spencer „der" Engländer, das heißt diejenige repräsentative Persönlichkeit, auf deren Namen man die ganze Nation im besten Sinne tauft.*

Herbert Spencer bringt in seinem Leben wie in seinem Wesen die englische Volksseele zum verkürzten Ausdruck. Er stammt nicht bloß aus dem Herzen Englands, aus Derby, als Abkömmling einer puritanisch gesinnten Lehrerfamilie, sondern er bewegt sich fast ausschließlich in den Kreisen der intellektuellen Elite Englands. Spencer ist und bleibt der

* Zum Nachfolgenden vergleiche man mein Buch „Der Sinn des Daseins, Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart", Tübingen, Mohr, 1904, S. 273 ff.

abgeschlossene englischnationale Geistesaristokrat. Jene souveräne Selbstsicherheit, die nicht nach Anerkennung hascht, sondern in stolzem Eigengefühl auf die eigene Kraft pocht und ganz auf sich selbst gestellt bleibt, ist Spencer in hervorragendem Maße zu eigen. Um die Natur richtig zu erklären, scheute er nicht die Mühe, Geologie, Botanik und Zoologie bis auf den Grund kennen zu lernen und sich mit jedem Fossil und jedem Reptil vertraut zu machen; aber er hielt es nicht für erforderlich, um den Geist richtig zu erklären, sich der Mühe der Erlernung der deutschen Sprache zu unterziehen. In seiner stolzen englischen Selbstherrlichkeit sah er nicht ein, daß man die Natur leidlich lückenlos erklären kann, auch wenn man eine Krötenart vernachlässigt, hingegen den menschlichen Geist nur recht dürftig zu beurteilen vermag, wenn man übersieht, was dieser menschliche Geist hervorbringt, soweit er sich der deutschen Zunge bedient. Auf diese Stelle, die ich vor zwei Jahren etwa in der „Neuen Freien Presse" veröffentlichte, bezieht sich der nachfolgende Brief Herbert Spencers an mich.

Leith Vale, Ockley, Surrey, July 27, 1902.

My dear Sir,

Through Mr. Adler I recently received a copy of your feuilleton in the Neue Freie Presse concerning me.

Though I have already acknowledged the receipt through him, I feel that I ought to express to you my warm thanks for your appreciative exposition and criticism. Sympathy is always pleasurable, and it is doubly pleasurable when it comes from afar during the last days of life. None in my own country has in so brief a space adequately set forth the general meaning of my writings.

As I am now over 82 and have passed the last week in bed, you will see that in addition to reasons given overleaf, my reasons for brevity are strong; and you must therefore please accept the above acknowledgement in place of a fuller one.

My secretary who reads German, though I do not, has told me that you refer to my non-acquaintance with German literature — a non-acquaintance which extends almost as completely to the literature of France. I have requested my publishers to send for your acceptance a copy of my last volume, recently issued. If you will turn to an essay entitled „Grammar" you will fully understand the reasons for this ignorance.

I am

faithfully yours

Herbert Spencer.

Als Denker wie als Charakter verkörpert Spencer in sich die hervorstechendsten Merkmale der angelsächsischen Rasse. Beginnen wir mit dem Charakter. Unter größeren äußeren Schwierigkeiten ist noch kein philosophisches System zustande gekommen, wie das Spencersche; aber auch niemand hat ein solches Maß unbeirrbarer Energie in der Verfolgung und Erreichung eines festgesteckten philosophischen Zieles aufgeboten wie er. Und deshalb bildet seine „Autobiographie" einen unerläßlichen Kommentar zu seinen Werken, so daß der große amerikanische Soziologe, Lester F. Ward („Science" vom 10. Juli 1904) mit vollem Fug erklären durfte: „Diese Autobiographie Spencers ist ein integrierender Bestandteil seines ganzen Lebenswerkes".

Der große Brite, der in seinen Ceremonial Institutions den fatalen Ursprung aller Titel und Orden schonungslos aufgedeckt und deshalb alle Ehrenbezeigungen von Universitäten, Akademien und Potentaten stolz verschmäht hat (seine letzte Ablehnung galt dem höchsten preußischen Wissenschaftsorden pour le mérite *), scheut sich aber auch nicht, seinem

*) Im nachfolgenden Brief Herbert Spencers vom 12. Juli 1903 nimmt der ehrwürdige Greis die Widmung der zweiten Auflage meiner „Soziale Frage im Lichte der Philosophie" entgegen.

5 Percival Terrace, Brighton, 12. July 1903.

Dear Sir,

The objection I have to titles derived from learned bodies and governments, does not extend to such distinc-

eigenen Volke die Wahrheit zu sagen, und mochte diese noch so bitter schmecken. Spencer zeigt nicht bloß den Stolz vor Königskronen, sondern auch den Mut seiner Meinung gegenüber Sr. Majestät: Volk und deren launischer Maitresse: Volksstimmung. Die imperialistische Politik Englands hat auf dem ganzen Kontinent keinen galligeren, beißenderen und schonungsloseren Kritiker gefunden, als in der Verkörperung des Besten, was England sein eigen nennt, in Herbert Spencer. Und so hat denn der prachtvoll steifnackige Greis auch jenen Orden stolz verschmäht, den das Volk zu vergeben hat: die Popularität. Faßt man alle hier geschilderten Charakterzüge Spencers zusammen: die kühne Konzeption eines alle Wissenschaften umspannenden, durch das Band des Entwicklungsgesetzes zusammengehaltenen Systems, das zähe Festhalten an den Fundamenten seines Lehrgebäudes, die unermüdliche Ausdauer sechsunddreißigjähriger mühsamer Gedankenarbeit in stetigem Kampf gegen die eigene schwache Konstitution, sowie gegen allerhand Wirrnisse und Widrigkeiten des Lebens, endlich und insbesondere die stolze Kopfhaltung gegenüber mancherlei Anfinnen von oben wie von unten, so kann man der englischen Nation kaum eine größere Ehre antun, als wenn man in Herbert Spencer die philosophische Inkarnation der besten Eigenschaften der englischen Volksseele erblickt.

Der große Zug im Denken Spencers, sein umfassender Blick, das beharrliche Festhalten und Verfolgen des festgesteckten Zieles, das unbekümmerte Ankämpfen gegen körperliche Gebrechen und seelische Not, die unvergleichliche Geduld im Ausspinnen und in der Uebertragung eines leitenden Gedankens auf alle Phänomene des Universums, die Unbekümmertheit um äußere Anerkennung, vor allem aber der Umstand, daß sein ganzes System im Jahre 1860 feststand und in jenem „Prospektus" wie Minerva dem Haupte Ju-

---

tions as those implied by your request. I have therefore pleasure in accepting your proposed dedication.

Believe me,
faithfully yours
Herbert Spencer.

piters in voller Ausrüstung entstieg: dies alles verbindet Spencer mit dem vorbildlichsten Philosophenleben, das wir kennen, mit Spinoza. Nur trägt das System Spinozas gemäß der tonangebenden Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts, der Mathematik, ein geometrisches Gewand, während das Spencers, im Einklang mit der wissenschaftlichen Geschmacksrichtung unseres Zeitalters, eine vorwiegend biologische Fassung erhält; jener stellt uns das Weltbild dar more geometrico, dieser more biologico.

Die Philosophie Herbert Spencers läßt sich am klarsten und durchsichtigsten dort packen, wo sie uns in ihrer vollsten Gegensätzlichkeit zum spinozistischen Pantheismus entgegentritt. Habe ich in der Charakterzeichnung dieser beiden Denker übereinstimmende Züge der Beharrlichkeit und Ausdauer aufgezeigt, welche den englischen Non-Conformist nahe an den portugiesischen Marannen-Abkömmling heranrücken, so ist die Aehnlichkeit zwischen ihnen mit diesen mehr äußeren Merkmalen erschöpft. Innerlich verbindet beide nur der Reiz des Gegensatzes.

In Spinoza und Spencer treten uns jene zwei geschlossenen Weltanschauungen entgegen, welche vom Anbeginn des in der Philosophie zur Selbstbewußtheit gelangten menschlichen Denkens schroff und unversöhnlich einander gegenüberstehen. Spinoza bildet den Abschluß der Weltanschauung des *Seins*, Spencer die Vollendung der Weltanschauung des *Geschehens*. Spinoza spricht das letzte Wort der Eleatik aus; Spencer findet die oberste Formel für die Lehre Heraklits. Dort ein ewiges Zugleich (simul, nunc stans) und verharrendes Sichgleichbleiben (sub specie aeternitatis); hier ein ewiger Wechsel und ununterbrochenes Anderswerden. Für Spinoza ist das Sein, für Spencer das Tun, das Geschehen, der Prozeß ewig; dort Ontologismus, hier Evolutionismus; dort Pantheismus, hier Pandynamismus.

Spinoza ist vollendeter Dogmatiker; die reale Existenz der Außenwelt steht ihm so unzweifelhaft fest, wie einem Aristoteles. Spencer ist Skeptiker oder vielmehr Relativist. In Spinozas Weltanschauung kommt der antike Stoizismus,

in der Spencers der pyrrhonische Skeptizismus zu voller Ausprägung. Nach Spinoza vermag der menschliche Geist, die Ratio, alles restlos zu erklären und von der Substanz (Gott-Natur) eine deutliche, sie sinnfällig abbildende, adäquate Vorstellung zu geben. Das Dasein Gottes ist im System Spinozas eine intuitive Erkenntnis, das heißt die oberste Stufe menschlicher Erkenntnisart, welche uns unmittelbare Gewißheit verbürgt und unumstößliche Sicherheit gewährleistet. Spencer hingegen spaltet in den First Principles von vornherein alle Erkenntnis in zwei Hälften, in die der Gesetze des Erkennbaren und in die des Daseins eines Unerkennbaren (unknowable). Von jenem Absoluten oder der Substanz, von welcher Spinoza behauptet, sie sei die sicherste Wahrheit, die es für Menschen gäbe, vermag Spencer nur auszusagen, daß sie ist, nicht aber, was sie ist. Das hinter den erkennbaren Gesetzen der Natur liegende Agens ist uns, ähnlich wie das Ding an sich nach Kant, für ewig unerkennbar. Virchow sagt: Dubitemus. Haeckel meint: Restringamur oder: Impavidi progrediamur, während Du Bois Reymond ähnlich wie Spencer entscheidet: Ignorabimus. Daher die Bezeichnung der Spencerschen Philosophie als Agnostizismus.

Das große X, das allen mannigfaltigen Erscheinungen zugrunde liegende Unwandelbare, jene vorausgesetzte Konstanz, welche zu unserem Bewußtsein in milliardenförmigen Variationen spricht, hat der Dogmatiker des menschlichen Verstandes, Spinoza, klar erkannt: es ist die (als Einheit gedachte) Natur oder Gott. Gott offenbart sich uns nach Spinoza gleichsam in zwei Sprachen, in denen er uns denselben Inhalt in verschiedenen Idiomen zum Bewußtsein bringt: Denken und Ausdehnung. Durch die Bewegungsgesetze der Körperwelt entfaltet sich Gott-Natur in genau derselben Weise, wie sie uns durch die Bewegungs-, bezw. Assoziationsgesetze des Denkens zum Bewußtsein kommen, zumal zwischen diesen beiden Erscheinungsweisen des Absoluten ein strenger Parallelismus obwaltet.

Spencer hingegen setzt an das Ende der erkennbaren Welt das Unerkennbare, dessen oberste Aeußerungsform die

Kraft ist. Diese Kraft ist konstant (Gesetz von der Erhaltung der Energie). Sie manifestiert sich ebenfalls in zwei Grundäußerungen (Attribute nennt es Spinoza): in Stoff und Bewegung. Die Lagerung des Stoffes kommt uns als Raum, die Aufeinanderfolge der Bewegung als Zeit zum Bewußtsein. Die Gesetze der Lagerung des Stoffes im Raume sind ebenso erkennbar, wie (seit Kepler) die Gesetze der Bewegung. Wir wissen, daß jede Kraftform in eine beliebige andere umgewandelt werden kann. Alle Bewegung verläuft rhythmisch und pflanzt sich immer in der Richtung des geringsten Widerstandes fort. Hier hat Ernst Haeckel mit seinen „Welträtseln" eingesetzt.

Von diesem Höhepunkte aus überschaut man am besten die zwei groß angelegten philosophischen Systeme. Spinozas Grundform lautet: Konstanz des Seins oder Gott, die Spencers Konstanz des Wirkens oder Kraft. Für Spinoza ist Bewegung nur ein Spezialfall des Seins, für Spencer ist umgekehrt alle Ruhe und alles Beharren — wie schon bei Leibniz — eine nur unmerklich kleine Bewegung, so daß das Sein im günstigsten Falle ein Spezialfall, ein festgehaltener Moment der Bewegung, also ein vorübergehendes Sein ist. Spinoza sieht das Universum gleichsam unter dem Symbol des Berges, der ewig zu ruhen und sich gleichzubleiben scheint, Spencer unter dem des Flusses, dessen Gewässer im ständigen Wechsel begriffen ist. Geometrie als die Wissenschaft des Nebeneinander ist das Modell Spinozas, Mechanik als die Wissenschaft des Nacheinander das Spencers. Nach Spinoza „folgt" in der sich entfaltenden Natur alle Gesetzmäßigkeit aus dem Wesen Gottes, wie aus der Natur des Dreieckes „folgt", daß es gleich zwei Rechten ist. Alles Naturgeschehen ist demnach ein logischer Prozeß, ein mathematisches Rechenexempel — die Schlußfolgerung aus einem ewigen Paradigma. Eine Entwicklung der Zeit nach, ein Anderswerden, ein Aufstieg zu höheren Daseinsformen ist im System Spinozas ganz ausgeschlossen. Aller Fortschritt kann nur darin bestehen, daß wir die algebraischen Formeln, in denen uns Gott sein Wesen in der Form von Naturgesetzen geoffenbart hat, auflösen, richtig

deduzieren, bis das Exempel stimmt. Geht die Rechnung restlos auf, wie dies Spinozas Ethica für alle Naturphänomene more geometrico bewiesen zu haben glaubt, so haben wir das Endziel des logisch-mathematischen Kalküls erreicht und in der „intellektuellen Liebe zu Gott" die höchste Staffel menschlicher Vervollkommnungsfähigkeit erstiegen.

Nicht so Spencer. Ihm ist das Universum kein starres Sein, sondern ein ewiger Prozeß, keine logische, sondern eine physikalische Evolution. Die Phänomene folgen bei ihm nicht, wie bei Spinoza, mit logischer Notwendigkeit aus einander, sondern mit mechanischer Notwendigkeit auf einander. Nicht Ruhe heißt das Weltgesetz, sondern Bewegung, nicht Tod, sondern Leben, nicht unendliche Einerleiheit, sondern unendliche Mannigfaltigkeit, kein ewiges Zugleich (*πάντα ὁμοῦ*), sondern ewiges Aufeinander (*πάντα ῥεῖ*).

Ist demnach im Geiste Spinozas alles, was wir Naturgesetz nennen, letzten Endes ein logisches oder Denkgesetz, so ist's nach Spencer ein physikalisches oder Bewegungsgesetz. Spinoza konstruiert sein Weltsystem in der Studierstube, Spencer das seinige im Laboratorium. Spinoza braucht, um sein Weltbild auszubauen, nur Gedanken der Menschen, Spencer hingegen Tatsachen (res) der Natur. Spinoza destilliert aus den Gedanken die Natur, Spencer aus der Natur die Gedanken; für Spinoza endlich ist sein Studierzimmer die Welt, für Spencer die Welt das Studierzimmer.

Die Grundgesetze der Bewegung überträgt nämlich Spencer auf alle Offenbarungsformen der unbelebten und belebten Natur. Ein philosophisches System ist ja im letzten Grunde nichts anderes, als die Anwendung einer gefundenen Formel auf alle Offenbarungsformen des Universums. Läßt sich diese Formel überall und ungezwungen anwenden, so beweist dies, daß die gefundene Generalisation der höchsten Forderung des philosophischen Denkens gerecht wird: unser Wissen vollkommen zu vereinheitlichen.

Spencer macht daher den Versuch, das von ihm gefundene Bewegungs- und Entwicklungsgesetz an allen Erscheinungen in Natur und Geist zu messen und auf seine Gültigkeit zu erproben. In den First Principles werden

Erscheinungen wie Raum, Zeit, Materie, ferner alle sichtbaren und meßbaren Aeußerungsformen des Unerkennbaren, der Urkraft, behandelt und die physikalischen Gesetze der Anziehung und Abstoßung, der Statik und Dynamik, *festgestellt*. Damit ist die Welt erklärt, soweit sie *mechanischer* Gesetzmäßigkeit in den Konstanzen von Druck und Stoß unterworfen ist. Es folgen in den „Prinzipien der Biologie" die organischen Gesetze des *Lebens*, in den „Prinzipien der Psychologie" die seelischen Gesetze des *Denkens*, in den „Prinzipien der Soziologie" die gesellschaftlichen Gesetze menschlichen *Handelns*, endlich in den „Prinzipien der Ethik" die sittlichen Gesetze menschlichen *Fühlens*. Das Novum an der Philosophie Spencers ist nun, daß er eine alte Forderung der englischen Philosophie seit Bacon von der Höhe unserer Erkenntnis der Natur aus erfüllt, daß man nämlich auch menschliches Zusammenleben und Zusammenwirken nur als Spezialfall eines generellen Naturgesetzes begreifen und erklären solle.

Spinoza mutet uns in diesem Zusammenhange ein aus seiner mathematischen Phantasie geschöpftes Beispiel zu, Hippolyte Taine ein chemisches. Spinoza fordert, wir sollten die menschlichen Leidenschaften kühl betrachten, als ob wir es mit „Linien, Flächen oder Figuren" zu tun hätten; Taine verlangt, wir sollten alle Affekte und Institutionen der Menschen ableiten, als ob wir es mit „Vitriol oder Zucker" zu tun hätten. Alle diese Forderungen erfüllt Spencer, indem er die Anwendbarkeit seines Weltgesetzes der Entwicklung auch auf die kompliziertesten Formen menschlichen Zusammenwirkens darzutun unternimmt.

Sehen wir uns dieses „Weltgesetz der Entwicklung", wie es Spencer formulierte, etwas genauer an. Entwicklung heißt, nach Spencer, unaufhörliche Andersverteilung von Stoff und Bewegung. Diese beständige Andersverteilung vollzieht sich nach den beiden Momenten der Entwicklung (Evolution) und Auflösung (Dissolution). Entwicklung entsteht, wenn Integration von Materie (Vereinigung zu einem Ganzen), von einer Zerstreuung (Dissipation) der Bewegung begleitet ist; Auflösung entsteht, wenn Aufnahme (Absorp-

tion) von Bewegung und Zerstreuung des Stoffes überwiegen. Der Weg, den dieser Entwicklungsprozeß beschreibt, ist der regelmäßige Uebergang von unbestimmter Gleichartigkeit zu bestimmter Ungleichartigkeit. Integration und Differenzierung, zu deutsch: Vereinheitlichung des Stoffes zu gleichförmigen Massen und Spaltung dieser Gleichförmigkeit durch Zerstreuung der Bewegung, das ist der ewige Rhythmus, in welchem der Weltprozeß verläuft. Das Ziel dieses Prozesses ist zwar immer die Erreichung eines Gleichgewichtes von Stoff und Bewegung; aber sobald dieses Gleichgewicht erreicht ist, beginnt der Kreislauf der Differenzierung, der Auflösung und Zersetzung. Die Alten mythologisierten diesen Rhythmus in den beiden Weltmächten von Licht und Finsternis, von Liebe und Haß, von Weltentstehung und Weltzerstörung (Ekpyrosis und Palingenesis), die Physik gibt dafür die unlebendige, aber präzisere Formel: Attraktion und Repulsion. Der Zyklus dieser Umwandlungen, der Rhythmus von Entwicklung und Auflösung, sie sind nach Spencer allgemein und ewig; sie stellen die unausweichliche Resultante dar aus dem Fortbestehen der Kraft in ihren beiden Hauptäußerungsformen von Stoff und Bewegung.

Ist nach alledem Entwicklung nur der Uebergang von einem zusammenhangloseren in einen mehr zusammenhängenden, von einem unbestimmten zu einem bestimmteren, endlich aber auch der Uebergang von einem mehr gleichartigen zu einem weniger gleichartigen Zustand, so gewinnt Spencer von diesem Zentrum seiner Definition aus die Möglichkeit, Strahlen nach der Peripherie des zu erklärenden Universums zu entsenden. Vermittelst dieser Formel erklärt er das Planetensystem nicht minder, als die Geschichte unseres Planeten, der Erde. Sie verliert durch Erkaltung ihre latente Bewegung, indem ihre Kruste stärker wird. Aus der glühenden, flüssigen, gleichartigen Masse differenzieren sich Meer und Festland, Berg und Tal, Eisregion und tropische Zone, Hebungen und Senkungen der Erde, Ebbe und Flut des Meeres. Auf die

Integration des Stoffes folgt unausweichlich Dissipation der Bewegung. Dies gilt aber nicht nur von der unbelebten Natur, sondern ebensosehr von Flora und Fauna.

Die Paläontologie belehrt uns darüber, daß die Urformen von Pflanze und Tier unvergleichlich einfacher waren, ihre Funktionen und Organe minder kompliziert, als sie es in ihrer heutigen Verfassung sind. Die Organe in Pflanze und Tier scheiden sich je länger, desto ausgesprochener voneinander ab. Denn bei allen Lebewesen nimmt das Entwicklungsgesetz die besondere Form der Anpassung des Innern an das Aeußere an. Ueberall dort, wo Selbstbewegung hervortritt, erfolgt diese Bewegung in der Richtung der Selbstbehauptung, der Anpassung an die äußeren Daseinsbedingungen. Es treten mit einem Worte Zwecke in die Erscheinung. Der höchste Zweck des Lebens ist das Leben selbst: seine Erhaltung, seine Förderung, seine Festigung. In der Anpassung aller ihrer Bewegung an diesen ihren Zweck der Selbsterhaltung, der Steigerung der Lebensfunktionen, tritt bei den Lebewesen ein teleologisches Moment hinzu. Herrschen in der unbelebten Natur nur immanente Gesetze, so tritt in der belebten durch das Prinzip der Selbsterhaltung und der daraus sich ergebenden Anpassung an äußere Daseinsbedingungen der immanente Zweck als Regulator des Lebens hinzu. Das ist die berühmte Formel vom Ueberleben des Passendsten, Tauglichsten, Bestangepaßten (survival of the fittest), welche Darwin von Spencer übernommen und seiner eigenen, von Malthus überkommenen Formel vom „Kampf ums Dasein" ergänzend angefügt hat.

Das mechanische Entwicklungsgesetz nun in Verbindung mit dem teleologischen Anpassungsgesetz beherrscht nicht bloß Pflanze und Tier, sondern auch den Menschen, und diesen wieder nicht bloß als Einzelwesen, sondern auch in seinem Zusammenwirken mit anderen Menschen zu gemeinsamen Zwecken in Familie, Horde, Sippe, Clan, Kommune, Volk, Staat, Nation und Gesellschaft. Anders ausgedrückt: die Gesetze der Biologie sind zugleich Gesetze der Soziologie. Das Zusammentreten von Menschen zu organisierten Ge-

meinschaften in Gesellschaft und Staat unterliegt denselben Gesetzen, wie die Vereinigung von Tieren zu Rudeln und Herden. Die Gesellschaft ist ein lebendes Wesen, ein Organismus, oder, weil ihm ein dirigierendes Zentral-Nervensystem abgeht, ein Supra-Organismus, eben weil der Organismus selbst schon eine Gesellschaft darstellt. Jeder Organismus ist ein Zusammenwirken von Teilen zu einem gemeinsamen Zweck. Im menschlichen Organismus zum Beispiel wirken Nase, Füße, Hände, Augen, Ohren u. s. w. zusammen, um unseren Weg in einer bestimmten Richtung fortzusetzen; in einem staatlichen Organismus müssen alle Organe, als da sind: Dynastie, Parlamente, Justiz u. s. w., zusammenwirken, um den staatlichen Organismus seiner Bestimmung entgegenzuführen. Wie sich die Funktionen im pflanzlich-tierischen Körper durch Anpassung allmählich Organe schaffen, so unterliegt alles menschliche Zusammenleben den gleichen Gesetzen einer überorganischen Evolution.

Das Grundgesetz sozialer Entwicklung lautet: Integrierung, das heißt Vereinheitlichung des Staates, aber Differenzierung, das ist Spaltung in Berufe, Klassen, Interessengruppen. Alle Entwicklung strebt einem Gleichgewichtszustand entgegen. Zuerst leben die Menschen im chaotischen Durcheinander, in wilden Horden, dann schweißt sie der Krieg zu staatlicher Ordnung zusammen, dann bilden sie kleine Stadtstaaten. Diese kleinen Staaten treten zu größeren Verbänden zusammen, weil sie in dieser Vereinigung besser angepaßt erscheinen. Und so geht die Linie der Entwicklung bis hinauf zu den Staatenbündnissen und von diesen zu den Bundesstaaten. In demselben Maße aber, wie sich durch solche Machtkonzentration die Anpassung an äußere Daseinsbedingungen vervollkommnet hat, verliert der Krieg, der bisher ausschlaggebende Machtfaktor, seinen Sinn. Ist nämlich der Zweck des Krieges, die Herstellung des sozialen Gleichgewichts, erreicht, so ist das Mittel, der Krieg, überflüssig geworden. An die Stelle des kriegerischen Typus des Menschengeschlechtes tritt nunmehr der industrielle, an die Stelle des Krieges der Kampf, an die Stelle sinnlosen Zerfleischens ein planmäßiger Wettbewerb.

Nur kurz streifen wir eine Reihe der wertvollsten Einsichten Spencers: seine Ableitung der Religion aus Ahnenverehrung und Totenkult, aus Widerschein und Schatten und dem Glauben an ein „anderes Selbst"; seine Ableitung des Zeremoniells und aller Gerechtigkeit (Justice) aus dem kriegerischen Typus des Menschengeschlechtes; seine Ableitung endlich der Moral aus den Gattungserfahrungen, welche das Menschengeschlecht im Laufe unzählbarer Generationen angesammelt hat über das, was lebensfördernd und lebenshemmend ist. Soziale Institutionen sind in Spencers Augen nichts anderes, als organisierte Resultate von Erfahrungen, welche das Menschengeschlecht auf dem Wege der Anpassung und Vererbung über die Art erworben hat, wie man seine Handlungen am vollkommensten dem obersten Zweck der Lebenserhaltung anpassen könne. Das Ziel aller gesellschaftlichen Organisationen aber ist: mit einem Minimum von Energie ein Maximum von lebensfördernden Zwecken zu erreichen.

Herbert Spencer hat tiefe Einblicke in die geheime Werkstatt der Natur, in die beschreibenden und erklärenden Naturwissenschaften getan. Mit einem fast Leibnizschen Universalismus umspannt sein „System der synthetischen Philosophie" den ganzen Umkreis der erfahrbaren Welt, den Orbis terrarum des Wissens, ja er zollt sogar dem von Kant „festgestellten" metaphysischen Bedürfnis seinen Tribut, indem Spencer, etwas heimlich und verstohlen zwar, ein Zipfelchen von der Welt des „Unerkennbaren" zu lüften sucht.

Das Resultat aber dieser mehr als sechzigjährigen Arbeit eines intellektuellen Recken, der alle Provinzen von Natur und Geist mit der Fackel des Ingeniums durchleuchtet hat, läßt sich für uns Menschen in ein einziges Wort von imperativer Wucht zusammenpressen: Lebe!

Der Sinn unseres Daseins ist nach Spencer die Erhöhung des Typus Mensch, die Steigerung aller Lebensmöglichkeiten, die Erleichterung und Erweiterung aller unserer Daseinsbedingungen, kurzum das Heraustreiben der höchsten Summe von Leben für uns, unsere Mitmenschen und unsere Nachkommen. Wie Schopenhauer der klassische Philosoph der Lebensverneinung, so ist Spencer der eminente

Vertreter der Lebensbejahung. Nur setzt sich das Schopenhauersche Resultat aus neurasthenischen Verstimmungen und phantastischen Grillen zusammen, willkürlich, kraftgenialisch, launenhaft, wie Schopenhauers Naturell es eben fordert, während das Spencersche Resultat auf exakten Beobachtungen, naturwissenschaftlichen Tatsachenreihen, ethnographischen und statistischen Forschungsergebnissen beruht. Dort Zickzack, hier gerade Linie; dort Stimmung, hier Charakter; dort berauschte Phantasie, hier nüchternes Denken; dort bizarre Schnörkel und dialektisches Rokoko, hier monumentale Gedankengotik; dort Künstler, hier Gelehrter. Die Lebensweisheit des künstlerischen Philosophen Schopenhauer mündet in den Satz: Wähle den Tod; die des philosophischen Künstlers Spencer in die Worte: Wähle das Leben!

Ein Nietzscheſches Paradoxon lautet: Manche Menschen werden posthum geboren. Soll dies heißen, daß die geistige Geburt einzelner erst mit ihrem leiblichen Tode beginnt, so gilt dies von Systemen und Weltanschauungen weit eher als von großen Persönlichkeiten. Die Weltanschauung des politischen Liberalismus z. B. hat ihre Geburt als groß gedachte und konsequent durchgeführte Theorie erst gefeiert, als sich an ihrem Krankenlager die lachenden Erben behufs Aufteilung der politischen Erbschaft einfanden. Mit dem Niedergange der politischen Macht des einst herrschend gewesenen Liberalismus, dessen Symptome sich auf der ganzen Linie unseres westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises nachweisen lassen, fand sich erst jener Theoretiker ein, der den politischen Liberalismus kühn und rückhaltlos zu Ende gedacht hat: Herbert Spencer.

Hier möchten wir nämlich jene Seite der wissenschaftlichen Tätigkeit Spencers herausgreifen, an welche gemeiniglich am wenigsten gedacht wird, ich meine den politischen Theoretiker. Die Metaphysiker feiern Spencer als Nachzügler oder Wiederaufrichter Schellings, die Psychologen ehren ihn als Mitbegründer der empirischen, auf vergleichend-ethnographisches Tatsachenmaterial gestützten Psy-

chologie, die Biologen sehen in ihm den Ausgestalter und Vollender des Darwinismus, die Soziologen endlich feiern ihn als ihren Pfadfinder und Bahnbrecher. Nur die Politiker schweigen. Und doch stehe ich nicht an, zu erklären, daß Herbert Spencer als Philosoph des um Sein oder Nichtsein nach zwei Fronten ringenden Liberalismus genau solche Dienste geleistet hat, wie Karl Marx einst in der Geburtsstunde des werdenden Sozialismus. Und wenn man Marx mit vollem Fug als den klassischen Philosophen des Sozialismus bezeichnen kann, so hoffen wir, hier den Nachweis zu führen, daß Herbert Spencer den Anspruch erheben darf, als der klassische Philosoph des Liberalismus angesehen zu werden.

Natürlich ist die sozialistische Flutwelle, welche in England schon von den Levellers und Shakers her die Dämme des alten englischen Liberalismus zu durchbrechen suchte, auch an Herbert Spencer nicht ganz spurlos vorübergegangen. Als sein Freund und wissenschaftlicher Beirat John Stuart Mill die Bodenverstaatlichungsbewegung mit dem ihm eigenen heiligen Begeisterungsfeuer anfachte, da wurde der junge Spencer mit enthusiastischem Ueberschwang fortgerissen. Als aber der kommunistische Hintergrund dieser Land nationalization immer fühlbarer zutage trat, da bäumte sich das unbändige, unstillbare, durch kein anderes Argument auszugleichende oder gar wettzumachende Freiheitsbedürfnis in Spencer mit elementarer Gewalt auf. Und mit jenem Freimut, der ihn auszeichnet, schwor er — coram publico — seine jugendliche Velleität in aller Form ab. Im vierten Teil seiner „Prinzipien der Ethik" (Justice, Anhang B) heißt es: „Als ich in meinem Werke Social Statics, das 1850 erschien, aus dem Gesetze der gleichen Freiheit die Folgerung zog, daß das Land von rechtswegen nicht der Verfügung des ganzen Gemeinwesens entzogen werden dürfte, und daraus ferner schloß, daß es nach Entschädigung seiner gegenwärtigen Inhaber wiederum in den Besitz des Gemeinwesens übergehen sollte, hatte ich allerdings die im Vorstehenden dargelegten Betrachtungen übersehen. Außerdem machte ich mir nicht hinlänglich klar, was das heißen würde, für den gesamten Wert, den die Arbeit vieler Men-

schenalter dem Lande verliehen hat, Entschädigung zu gewähren. Während ich nun, wie aus dem elften Kapitel hervorgeht, noch durchaus an der ursprünglich gezogenen Folgerung festhalte, daß die Gesamtheit der ein Gemeinwesen bildenden Menschen der eigentliche oberste Besitzer von Grund und Boden ist — einer Folgerung, die auch mit dem juristischen Leben im Einklange steht und der Gesetzgebung tatsächlich fortwährend zugrunde gelegt wird — so hat mich eine weitere Ueberlegung der Frage doch zu dem Schlusse geführt, daß es am besten sein dürfte, das individuelle Eigentumsrecht, jedoch der staatlichen Oberaufsicht unterworfen, beizubehalten."

Der Individualismus des my house is my castle steckt dem englischen Volke tief im Blute. So weit man dieses merkwürdige Insulanervolk, das uns in der magna charta und in der Habeas corpus-Akte das erste Morgenrot der persönlichen Freiheit des Individuums gekündet hat, geistesgeschichtlich rückwärtsverfolgen kann, stehen seine Denker planbewußt und zielsicher auf der Seite des Individualismus. Denn der mittelalterliche Nominalismus mit seiner Formel: das Einzelne ist früher als die Gesamtheit, der Teil früher als das Ganze (universalia post rem), ist seit Duns Scotus und Wilhelm Occam die in England herrschende Auffassung geworden und geblieben. Die großen Denker: Bacon, Hobbes, Locke, Berkeley, Hume, Bentham, Mill und Spencer sind samt und sonders Nominalisten, die seit dem dreizehnten Jahrhundert diese in England sich anbahnende Auffassung fortsetzen und umbilden. In England und nur dort verträgt sich eben alles mit allem. Die krassesten Gegensätze von puritanischer Kirchlichkeit und revolutionärster Wissenschaftlichkeit zeigen dort eine auffällige Personalunion, wie sie in den leuchtendsten wissenschaftlichen Namen Englands: Robert Boyle, Isaac Newton, Charles Lyell und Charles Darwin so merkwürdig in die Erscheinung tritt. Und nur in England vermochte der Bischof Berkeley den radikalsten Nominalismus, den es je gegeben, mit einer strengen und tiefen Kirchlichkeit — vergleichsweise unbefangen — zu verbinden.

Was der mittelalterliche Nominalismus mit Herbert Spencer als dem klassischen Philosophen des Liberalismus zu tun hat? Der zu Ende gedachte Liberalismus ist nichts anderes als der ins Politische übertragene Nominalismus. Bedeutet dem Nominalismus nämlich das Einzelne, Einfache, Anschauliche, unmittelbar Wahrgenommene die volle und einzige Wirklichkeit, während alles Allgemeine, Begriffliche, vom abstrahierenden Verstand Zusammengefaßte und in ein Lautsymbol (Wort) Gepreßte ein willkürliches Zeichen, ein künstliches Verständigungsmittel, kurz einen leeren Namen (nomen) darstellt — daher die Bezeichnung dieser Denkrichtung als Nominalismus — so ist es ohne weiteres klar, daß der ins Soziologische übertragene Nominalismus das ganze Problem des politischen Liberalismus in sich birgt. Wendet man die Formel: „Jeder Teil ist früher und dem Werte nach höher als sein Ganzes" auf das Verhältnis des Bürgers zum Staate an, so ergibt sich die unabweisliche Schlußfolgerung: der Bürger allein ist wirklich eine reale Größe, eine anschauliche Potenz; der Staat hingegen als Gattungsbegriff ist ein pures Gedankending, eine leere Formel — ein Name, und „Name ist Schall und Rauch".

Hier sind wir bei der erkenntnistheoretischen Fassung jenes politischen Liberalismus angelangt, dem Herbert Spencer die oberste Formel geliehen hat. Wohlgemerkt: die oberste; nicht: die erste. Denn die erste Formel der Freiheit stammt von Locke, dem geistigen Nährvater des politischen Liberalismus und des konstitutionellen Repräsentativsystems. Die „freie Entwicklung des natürlichen Individuums" fordert Locke pädagogisch in seinen grundlegenden „Gedanken über Erziehung" und staatsphilosophisch in seinen „zwei Abhandlungen über die Regierung", wo gegen Filmers und Hobbes, aber analog den Bestrebungen der „Monarchomachen" Algernon Sidney und des Dichters Milton die Grundzüge des konstitutionellen Staatsrechtes lange vor Montesquieus Esprit des lois niedergelegt sind. Die Engländer haben dem Kontinent das Modell wie der politischen Revolution in Cromwell, so das der dazu gehörigen Repräsen-

tativverfaſſung in Locke vorgezeichnet. Lockes Ideen bilden, um ein ſchönes Wort von Windelband herzuſetzen, in der großen Ideenſymphonie des Aufklärungszeitalters das Präludium.

Hat Locke ſolchergeſtalt das Präludium des politiſchen Liberalismus vorweggenommen, ſo hat Herbert Spencer ſein Finale komponiert. Was Locke unvollkommen angefangen hatte, das hat Herbert Spencer vollkommen zu Ende geführt. Man kennt den politiſchen Liberalismus meiſt in der verdünnten theoretiſchen Löſung, die wir den Vertretern des politiſch halbmyſteriöſen Cobdenklubs, den Manchestermännern, den Fortſetzern der philoſophiſchen Laissez-faire-Doktrin, Schriftſtellern von der Artung eines J. Prince Smith, O. Michaelis, M. Wirth, H. Schulze-Delitzſch und H. B. Oppenheim danken. Wenige haben ſich indes darüber Rechenſchaft gegeben, daß in Herbert Spencers Erſtlingsſchrift The proper sphere of government (1842), ferner in Justice in ſeinem The man versus the state, endlich und insbeſondere in ſeinem letzten Sammelwerke Facts and comments (1902) ein förmliches Syſtem des politiſchen Liberalismus niedergelegt iſt. Nicht weniger als ſechzig Jahre hintereinander (1842 bis 1902, von The proper sphere of government ab bis zur Abhandlung State education) hat Herbert Spencer an ſeiner Konzeption einer Theorie des politiſchen Liberalismus unverdroſſen gearbeitet. Und wenn wir nach der Häckelſchen Theorie der Phylogeneſe in unſerem anatomiſch-phyſiologiſchen Aufbau die verkürzte Stammesgeſchichte repräſentieren, ſo darf man von der politiſchen Theorie Herbert Spencers getroſt behaupten, ſie ſtelle in verkürzter Reproduktion und definitiver Faſſung die geiſtige Stammesgeſchichte der engliſchen Philoſophie in ihrer Kontinuität nominaliſtiſcher Doktrinen vom dreizehnten bis zum zwanzigſten Jahrhundert in ſich dar.

Da die Philoſophie eines Volkes von ſeinem Nationalcharakter ebenſowenig zu trennen iſt wie ſeine Religion — es iſt natürlich kein Zufall, daß die Romanen in großen Zügen beim Katholizismus, die Slaven bei der byzantiniſchen Kirche ſtehen geblieben ſind, während die Germanen

in ihrer großen Mehrheit dem Proteſtantismus zuneigen — ſo ſollen hier andeutende Striche dartun, daß auch die Politik eines Volkes durch den Nationalcharakter unmittelbar, durch Boden und Klima hingegen nur mittelbar beſtimmt iſt. Daß die Engländer philoſophiſch zum Nominalismus, religiös zum Proteſtantismus der High Church, politiſch zum individualiſtiſchen Liberalismus gelangt ſind, hängt mit ihrem inſularen Selbſtgefühl, mit der ſtolzen Ichheit des Seefahrers, mit der trotzigen Behauptung ſeiner Perſönlichkeit inmitten einer Welt von ihm unterworfener Feinde aufs engſte zuſammen. Dasſelbe Hochgefühl, das allen anderen Völkern ſein nationales Ich trotzig zu bieten wagt, ſpornt die Engländer auch im Innern an, Behörden und Regierungen, Gemeinde und Staat ihr Ich ſelbſtbewußt entgegenzuſetzen. Der nationale Egoismus iſt hier nur die Verbandseinheit von unheimlich ſtark ausgeprägten Einzelegoismen. Dieſer ſelbſtbewußten Ichheit widerſtrebt es, von einem Kollektivum aufgeſogen, einem Sammelbegriff abſorbiert zu werden, um das Einzel-Ich auszulöſchen zugunſten jenes fiktiven Gemeinſchafts-Ich, das ſich Staat nennt. Nur der Einzelbürger iſt dieſem eingefleiſchten ſoziologiſchen Nominaliſten wirklich; das pure Gedankending „Staat" aber iſt ihm eine willkürliche Abſtraktion, ein künſtliches Gedankenſymbol — ein Name.

Ueberſetzen wir dieſen Nominalismus ins Politiſche, ſo bedeutet der Staat der abſoluten Monarchie — l'état c'est moi Ludwigs XIV. — die Herrſchaft eines allgemeinen Begriffes; die republikaniſche Demokratie hingegen bedeutet die Herrſchaft des Individualismus, nämlich des Souveräns von unten, des einzelnen Bürgers. Der Abſolutismus iſt gleichſam ein politiſcher Syllogismus, der ſich der deduktiven Methode bedient. Das Ganze iſt früher als der Teil; das Allgemeine reeller als der Einzelne; der Staat oder deſſen fleiſchgewordener Repräſentant — der Monarch — ſetzen das Allgemeine, die Geſetze, nach der Formel feſt: cujus regio, illius religio oder voluntas regis suprema lex esto, und unter dieſes Allgemeine, das Staatsgeſetz oder den Königswillen, hat ſich jeder Untertan unweigerlich zu beugen.

Das ist der politische Realismus mit der Formel: Universalia ante rem. Der Allgemeinbegriff Staat ist, wie nach der antiken Staatsauffassung durchwegs, nicht nur der Zeit nach früher, sondern auch der Würde nach höher als der Einzelbürger.

Das Credo des politischen Liberalismus hingegen lautet umgekehrt: Erst der Bürger, dann der Staat. Wilhelm v. Humboldt, John Stuart Mill und Herbert Spencer sind nun die bedeutendsten philosophischen Theoretiker des politischen Liberalismus. Humboldts „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" (1792) ist nicht nur nicht veraltet, sondern diese merkwürdige Schrift von ätzender Dialektik und kristallklarer Präzision bildet heute noch einen Markstein in der Theorie des politischen Liberalismus. Das Individuum und seine Freiheit sind ihm einziger Sinn und Zweck des Staates. Dieser soll die Bewegungsfreiheit seiner Bürger so wenig hemmen, als sich nur irgend mit dem Wohle der Gesamtheit verträgt. Von Humboldt gehen denn auch ausgesprochenermaßen Mill in seiner berühmten Abhandlung On liberty und Herbert Spencer in seinem vielbesprochenen Werke The man versus the state aus. Schutz nach innen und außen ist nach Humboldt die einzige Aufgabe des Staates, hingegen hat er sich schlechterdings alles Bestrebens zu enthalten, „direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken" als natürlich, notwendig und unvermeidlich ist. Erziehung, Religionsanstalten und Luxusgesetze liegen nach Humboldt ganz außerhalb der Schranken der staatlichen Wirksamkeit. Gegen diesen Humboldtschen „Nachtwächterstaat" lehnt und bäumt sich die romantische Dichtung, besonders Novalis, ferner unter den romantischen Staatstheoretikern Adam Müller, endlich unter den philosophischen Romantikern Fichte und Schelling, zuletzt mit besonderem Nachdruck Hegel auf. Novalis stellt die Behauptung auf: „Um Mensch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staates". Adam Müllers „Elemente der Staatskunst" sehen im Staate die Totalität der menschlichen Angelegenheiten, ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen, an anderer

Stelle sogar „das ewig bewegte Reich aller Ideen". Für Hegel vollends ist der Staat Substanz und in der Person des Monarchen Subjekt geworden. Von hier aus führt ein direkter Weg zu jenem politischen Konservatismus, den der gehaltvollste Interpret Hegels, der Rechtsphilosoph Stahl, mit seiner Begründung der „kleinen, aber mächtigen Partei" in Wirklichkeit gegangen ist.

Wie Stahl mit seiner Staatsauffassung an Hegel und die romantische Staatslehre anknüpft, um den theoretischen Boden für den politischen Konservatismus zu gewinnen, so gehen Mill und Spencer in ihrem dialektischen Ausbau des politischen Liberalismus unmittelbar auf Wilhelm v. Humboldt zurück. Mills Abhandlung „Ueber die Freiheit", die bei ihrem Erscheinen von keinem Geringeren als Friedrich Albert Lange mit wahrem Enthusiasmus als bedeutendstes Buch des Zeitalters begrüßt wurde, wandelt anfänglich in Humboldtschen Bahnen. Die Gewalt des Staates sei zwar notwendig, aber höchst gefährlich. Um die schwächeren Glieder der Gemeinschaft, sagt Mill, gegen die Beutegier zahlloser Geier zu schützen, bedurfte man eines Raubvogels, der stärker als die übrigen, mit ihrer Niederhaltung betraut wurde. Insofern es jedoch dieser König der Raubvögel nicht weniger auf die Ausbeutung der Herde absah, als irgend einer der geringeren Beutemacher, war es unumgänglich, daß man sich gegen seinen Schnabel und seine Krallen fortwährend auf der Verteidigung hielt.

In Mill und Spencer kommen die typischen englischen Stammeszüge — Freiheitsdrang, Persönlichkeitsbewußtsein, trotzige Selbstbehauptung — zu klarem und scharfem Ausdruck. In England besteht, nach Mill, eine sehr lebendige Eifersucht gegen jede unmittelbare Einmischung der Gesetzgebungs- und Verwaltungsbehörden in das Privatleben, und Spencer erklärt einmal mit bestechender Offenheit, er habe constitutional disregard of authority, besonders aber eine tief eingewurzelte Abneigung vor jeder wie immer gearteten staatlichen Bevormundung.

Die Beschränkung der persönlichen Freiheit des Bürgers

seitens des Staates ist als Mittel zum Wohle aller zulässig, aber nur insoweit gerechtfertigt, als es zum Schutze der anderen unbedingt erforderlich ist. Entfaltung der Persönlichkeit ist nicht nur höchstes Glück der Erdenkinder, wie Goethe meint, sondern auch jene oberste Grenze, welche die Rechtsmittel des Staates zu respektieren hat. Der Staat muß uns Gelegenheit geben, unsere Charaktere nicht nur zu bilden, sondern auch zu voller, ungehemmter Geltung zu bringen. Eben darum darf er in die Persönlichkeit nicht übermächtig hineinregieren; der Staat soll nicht durch mechanische Schablonisierung und Uniformierung seine Bürger zu politischen Automaten herabdrücken. Wer keine eigenen Wünsche und Antriebe zu machen hat, der besitzt, meint Mill, so wenig einen Charakter, wie eine Dampfmaschine einen Charakter hat. Der Staat dürfe von seinen Bürgern daher keine seelische Uniform verlangen, sonst degradiert er sich zu einem universellen Industrie-Etablissement zur Herstellung von politischen Automaten, von mechanischen Jasagern, bei denen ein Druck auf den Knopf genügt, um die mechanische Jasagebewegung chinesischer Pagoden zu erzeugen.

Die Macht der Gesamtheit über den einzelnen, so lehrt der politische Liberalismus, darf sich nur auf solche erzwingbare Handlungen erstrecken, an denen eben diese Gesamtheit — proportional dem Druck, den sie durch ihre staatlichen Imperative auf den Einzelnen ausübt — beteiligt ist. Hingegen müsse der Persönlichkeit jener Teil des Lebens uneingeschränkt zufallen, der nur sie angeht. Der Einzelne, heißt es bei Mill, ist der Gesamtheit für seine Handlungen nicht verantwortlich, sofern diese niemandes Anliegen außer die seiner eigenen Person berühren. Viel schärfer und präziser ist hier die Definition Spencers. Jedes einzelne Individuum hat nicht bloß die Vorteile, ebenso wie die Nachteile, welche sich aus seiner Natur und dem daraus entspringenden Handeln ergeben, auf sich zu nehmen, sondern es muß auch sein ganzes Handeln einer derartigen Einschränkung unterwerfen, daß es damit nicht in irgend erheblichem Maße das Handeln aller übrigen Individuen beeinträchtigt.

Bei Spencer kommt eben alles auf die Erhaltung,

Steigerung und Höherzüchtung der Art an; er ist der eminente „Philosoph des Lebens". Die Erhaltung der Art ist ihm der „höhere Endzweck", so daß überall, wo eine gelegentliche Aufopferung einzelner Individuen bei der Verteidigung der Spezies die Erhaltung der letzteren in höherem Maße fördert, als wenn jedes Individuum ausschließlich seine eigenen Zwecke verfolgte, eine Einschränkung des Einzelinteresses zugunsten des Gattungsinteresses gerechtfertigt ist. Es sollen eben, nach Spencer, jedem Einzelnen die Vorteile so gut wie die Nachteile seiner eigenen Natur und des daraus entspringenden Handelns zufallen.

Die organische Staats- und Gesellschaftsauffassung, welcher Spencer huldigt, legt ihm die Schlußfolgerung nahe, „daß der höchste Typus unter den Lebewesen nicht minder als alle niederen Typen in beständig fortschreitender Umgestaltung und Anpassung an jene Erfordernisse begriffen ist, welche die Lebensverhältnisse ihm auferlegen." Die „Formel der Gerechtigkeit" lautet daher: Es steht jedermann frei, zu tun, was er will, soweit er nicht die gleiche Freiheit jedes anderen beeinträchtigt. Jeder Bürger, fährt nun Spencer fort, wünscht zu leben, und zwar so vollkommen zu leben, wie die ihn umgebenden Verhältnisse nur irgend gestatten. Jede unnötige Einmischung des Staates in die „Lebensbedingungen" durch Komplizierung der Gesetzgebungsmaschinerie verletzt daher die fundamentalen Voraussetzungen der Lebensfürsorge. Dabei ist es dem Bürger, in dessen persönliche Sphäre der Staat eingreift, gleichgültig, ob dieser Eingriff seitens eines Despoten oder seitens der Despotie der Majorität erfolgt. Auch die Parlamentsherrschaft, die Vergewaltigung der wenigen Einsichtigen von der brutalen Zahl, die sich politische Majorität nennt, ist in seinen Augen ein politischer Aberglaube. Und so gut der Liberalismus früherer Epochen den Machtbefugnissen der königlichen Selbstherrscher Grenzen gesetzt habe, so sehr sei es Aufgabe des politischen Liberalismus der Zukunft, die Schranken der Parlamentsherrschaft abzustecken. Der politische Aberglaube früherer Geschlechter hieß: Gottesgnadentum der

Könige, der unserer Tage heiße: sakrosankte Unantastbarkeit Ihrer Majestät der „Zahl", der „Menge", der „Majorität".

Für Spencer gibt es ein biologisches Kriterium, das uns die Korrektheit unseres Handelns verbürgt und gewährleistet, und das ist das Interesse der Art-Erhaltung. Alle sozialen Phänomene gehen letzten Endes auf biologische zurück. Man kann das Leben der Völker nicht verstehen, ohne das Leben der Zelle zu kennen. Was in der Monere, in den Protisten, in den niedersten Lebewesen wie punktiert angedeutet ist, das wiederholt sich in umfänglicherem Maße in der Tierwelt und in umfassendster Gestalt in der menschlichen Gesellschaft, welche grundsätzlich nichts anderes ist, als die natürliche Weiterbildung der Tiergesellschaften. Von der vorstaatlichen Gerechtigkeit bis zu unserem militärischen Typus und von diesem zum künftigen industriellen Typus der menschlichen Gesellschaft führt eine regelrechte Entwicklungslinie, welche aufzuzeigen das hervorstechendste Verdienst der „Synthetischen Philosophie" Herbert Spencers ist.

Von der Tierethik ausgehend, durch die vormenschliche Gerechtigkeit hindurchgehend, entrollt Spencer in monumentalen Zügen die Tendenzen der menschlichen Gerechtigkeit. Und diese Grundtendenz ist ihm die Freiheit, die er als körperliche Unverletzlichkeit, als freie Bewegung und Ortsveränderung, als freien Genuß aller natürlichen Medien, als Verfügungsfreiheit über das Eigentum, insbesondere auch über das geistige, als Schenkungs- und Testierfreiheit, als Handels- und Vertragsfreiheit, als Glaubens- und Kulturfreiheit, als Rede- und Preßfreiheit, endlich als politische Freiheit in ihrem weitesten Verstande systematisch zusammengeordnet und biologisch ableitet. Ich habe jüngst in einer Abhandlung „Freiheit und Gleichheit" (abgedruckt in „Der Sinn des Daseins", Tübingen, Mohr, 1904, S. 399 ff.) auf den Urgegensatz von Freiheit und Gleichheit hingewiesen und dargetan, daß nahezu alle großen Denker die Freiheitstendenz als tiefsten Sinn der Geschichte begriffen, daneben aber die ebenso stark hervortretende Gleichheitstendenz vernachlässigten. Meine Formel lautet: Alle Freiheit

hat Ungleichheit und alle Gleichheit Unfreiheit im Gefolge. Die Freiheitsidee ist das beherrschende Ideal des Liberalismus, wie die Gleichheitsidee die des Sozialismus ist. Die einen sehen den Sinn der Geschichte in der Herausarbeitung des Menschentypus homo liber, die anderen in der des homo socius. Dementsprechend fordern die einen uneingeschränkte Bewegungs- und Entfaltungsfreiheit (laissez faire bei den Physiokraten, free trade beim Cobdenklub), die anderen Aufhebung aller künstlichen Schranken zwischen Menschen unter Niederreißung aller Klassen-, Kasten-, Standes-, Geburts- und Einkommensunterschiede. Die Vertreter der Freiheitsidee haben ihre Karikatur im Anarchismus, die der Gleichheitsidee im Kommunismus; jene sind die Utopisten des Individualismus, diese die Utopisten des Sozialismus.

Ein Utopist des Individualismus ist und bleibt auch Herbert Spencer, wie ich bei aller Verehrung für den Meister in einer Reihe von früheren Arbeiten unumwunden ausgesprochen habe. Spencer hat mit Marx nicht abgerechnet. Wer aber an Marx am Ende des neunzehnten Jahrhunderts achtlos vorbeigeht, der verfällt in den großen Fehler, den am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Kant dadurch begangen hat, daß er an Spinoza vorübergegangen ist, ohne sich mit ihm auseinanderzusetzen. Was Spinoza dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in der Metaphysik bedeutete, das ist an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts Marx in der Soziologie. Man kann ihn bekämpfen, aber man darf ihn nicht ignorieren.

Spencer will — genau so wie Mill und Humboldt — die Grenzen der Staatstätigkeit so weit als möglich verengen und eindämmen. Der Staat soll nicht eifrig bemüht sein, durch seine Beamten nachsehen zu lassen, „ob auch die Klappen der Klosetts überall in der Ordnung sind". Sein Endergebnis lautet: Allumfassende Staatsfunktionen kennzeichnen einen niederen sozialen Typus, und der Fortschritt zu höherer Stufe bedingt vor allem ein Aufgeben solcher Funktionen. Der Hegel-Schüler Marx hin-

gegen sieht im Staat, besonders im künftigen Sozialstaat, das omnipotente Machtmittel, aller sozialen Widerstände und Wirrnisse endgültig und entscheidend Herr zu werden. Für Spencer ist der jetzige Staat ein peinliches Rührmichnichtan, für Marx ist der künftige Sozialstaat das allerlösende Tischleindeckdich.

Es geht an dieser Stelle nicht wohl an, die Diagonale zwischen Spencer und Marx zu ziehen, wie kritische Besinnung sie fordert. Spencer, der größte Theoretiker des Liberalismus, ist ebensolcher Einseitigkeit und einer gewissen Enge des politischen Horizontes verfallen, wie sein Gegenfüßler Marx, der größte Theoretiker des Sozialismus. Daß die soziologische Wahrheit, das Heil der Völker, die Zukunft des Menschengeschlechts etwa in der Mitte zwischen Spencer und Marx zu suchen ist, werde ich in anderem Zusammenhange auseinanderzusetzen suchen.

Unser zwanzigstes Jahrhundert hat mit unvergleichlich geringerem geistigem Gepäck seine Wanderung angetreten, als sein Vorgänger. Man denke nur an das einzige Weimar: Schiller, Goethe, Herder. An Philosophen haben wir, um nur auf deutschem Boden zu bleiben, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer und Herbart über die frühere Jahrhundertwende als mächtig in unser Zeitalter ragende Gipfel herübergenommen. Sind wir, Hand aufs Herz, heute reicher? Haben wir solche Intelligenzen aufzuweisen, wie die frühere Jahrhundertwende? Wir haben vielleicht mehr, aber nicht so große Köpfe ins neue Jahrhundert mitbekommen. Die Intelligenz ist leider mehr in die Breite, als in die Tiefe gegangen. Wir haben uns geistig gleichsam demokratisiert, aber die souveränen Köpfe vielfach eingebüßt. Und so hatten wir Söhne des zwanzigsten Jahrhunderts zum mindesten den Trost, einen solchen Representative man wie Herbert Spencer noch in unser Jahrhundert hineinragen zu sehen.

Vorwort.

Eine Naturgeschichte meiner selbst schien mir zu den Büchern, die zu schreiben die Hauptbeschäftigung meines Lebens war, eine nützliche Ergänzung zu sein. In den folgenden Kapiteln habe ich es versucht, eine solche Naturgeschichte niederzuschreiben. Daß es mir ganz gelungen sei, ist nicht anzunehmen, aber vielleicht ist es mir teilweise geglückt. Auf jeden Fall ist darin die bedeutsame Wahrheit klargelegt, daß in der Konzeption eines Gedankensystems die Gemütsseite des Menschen ein wichtiger Faktor ist — ein vielleicht ebenso wichtiger wie die intellektuelle Seite.

Einige Eigentümlichkeiten in der Erziehung, die ich genoß, sollten nicht unerwähnt bleiben. Daß ich weder als Kind noch als junger Mann je eine einzige Unterrichtsstunde im Englischen bekam, und daß ich bis zum heutigen Tage ohne jede formale Kenntnis der Syntax geblieben bin, sind Tatsachen, die zu wissen von Belang sein dürften. Ich könnte noch andere Mängel sowohl als auch Vorzüge erwähnen, die meiner Erziehung einen ungewöhnlichen Charakter verliehen haben.

Ferner kann es vermutlich von einigem Vorteil sein, die evolutionistischen Ideen, die in meinen Werken niedergelegt sind, in der Reihenfolge ihrer Entwickelung dargestellt zu finden. Von ihren ersten schattenhaften Umrissen, die auf die Jahre 1842 und 1844 zurückgehen, zu ihren festen Wurzeln vordringend, wie sie ums Jahr 1850 in die Erscheinung traten, zeige ich die darauf folgenden Stadien, durch welche ich die endgültige Fassung der Evolutionslehre 1869 erreichte. Abgesehen von dem Interesse, das dieses

Stück Geistesgeschichte hat, wird es den Lesern der „Synthetischen Philosophie" als wertvolle Beigabe dienen, da dies Endergebnis durch die Betrachtung seines Wachstums verständlicher werden wird.

Bevor der Leser mit der Lektüre dieses Bandes beginnt, wird er gut tun, einen Blick auf die Anmerkung zu werfen, die ich dem zweiten Bande vorausgeschickt habe. Er erfährt daraus, in welch unregelmäßiger Zeitfolge dies Werk entstanden ist, und wird sich dann über einige kleine Wiederholungen und sonstige Anomalien, die ihm auffallen sollten, nicht wundern.

H. S.

64, Avenue Road, Regent's Park, London.

27. April 1894.

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

Seite

Einführung in die Philosophie und Soziologie Herbert Spencers von Professor Dr. L. Stein V
Vorwort von Herbert Spencer XLI

Erster Teil.

1. Kapitel: Abkunft.

Ueber Stammeseigentümlichkeiten und deren Fortpflanzung. — Vorfahren meiner Großmutter väterlicherseits und meines Großvaters mütterlicherseits. — Hypothetische Genealogie meiner Großmutter Brettell, auf hugenottische und hussitische Abstammung hindeutend. — Beziehungen meiner Großmutter Brettell zu John Wesley. — Abfall aller Kinder meines Urgroßvaters von der Staatskirche. — Die Spencers, Anhänger von Wesley. — Schlußfolgerung: Neigung unserer Familie zum Nonconformistentum als eine sich vererbende Stammeseigenheit 1

2. Kapitel: Großeltern und deren Kinder.

Leben und Wirken meines Großvaters und meiner Großmutter mütterlicherseits. — Meine Mutter. — Mein Großvater Spencer, sein Charakter. — Meine Großmutter Katharina Spencer. — Ihre Kinder Mary, Henry, John, Thomas und William. — Unabhängigkeit des Glaubens und des Urteils: das Hauptmerkmal der Familie 4

3. Kapitel: Meine Eltern.

Mein Vater als Familienältester. — Sein Wirken und Streben. — Sein Talent. — Kehrseite seines Charak-

Seite

ters. — Sein Verhältnis zu meiner Mutter. — Meine Mutter. — Ihr Charakter, ihre geistige Begabung . 11

Zweiter Teil.

4. Kapitel: Meine Kindheit.

Geburtsort. — Taufe. — Rückblick auf die ersten Kinderjahre. — Mein Vater als Erzieher. — Uebersiedelung nach New-Radford. — Streifzüge. — Zurück nach Derby 18

5. Kapitel: Meine Knabenzeit.

Derby damals und jetzt. — Erste Forschungen. — Luftschlösser. — Selbstcharakteristik. — Religiöse und intellektuelle Erziehung. — Schul- und Lernzeit. — Selbständiges Aneignen verschiedener Kenntnisse. — Mein Vater festigt meine Neigung zu unabhängigem Urteil 23

6. Kapitel: Eine Reise und eine Flucht.

Ferienreise nach Hinton. — Anfang von Beschäftigungen. — Anstrengende Flucht — ihre Folgen 33

7. Kapitel: Meine Jugend in Hinton.

Hinton. — Ort und Leute. — Mein Onkel. — Meine Tante. — Studium des Euclid. — Selbständiges Urteil in physikalischen Prinzipien. — Fortschritte. — Reise nach London. — Derby. — Unterricht in der Perspektive. — Ernste Studien. — Ferien. — Zurück nach Hinton. — Ich treibe etwas Mechanik. — Meine erste Publikation. — Körperliche und geistige Müdigkeit. — Ich nehme Euclid durch. — Nach Derby zurück. — Meines Onkels Erziehungsmethode 40

8. Kapitel: Ein falscher Anlauf.

Ich treibe technisches Zeichnen. — Erziehungsideale. — Ich werde Lehrer. — Geschickeswendung 50

Seite

Dritter Teil.

9. Kapitel: Ich werde Ingenieur.

Meine Ankunft in London. — Anstellung bei Herrn Fox. — Eine abenteuerliche Fahrt. — Beaufsichtigung beim Brückenbau. — Anstellung an der Gloucester-Birmingham-Bahn 55

10. Kapitel: Mein Leben in Worcester.

Der Geist des Bureaulebens. — Meine Kollegen. — Freundschaft mit Jackson. — Sachlicher Einwand. — Mein Autoritätsmangel. — Zeitweilige Trägheit. — Wiedererfindung eines Zirkels. — Religiöse Anschauungen. — Mein Vorgesetzter äußert sich lobend über mich. — Mein Versuch, Bauholz zu kyanisieren. — Waghalsige Messungen an der Severnbrücke. — Ich übersiedle nach Powick 61

11. Kapitel: Einige Monate in Powick.

Ich werde Sekretär. — Mein Leben in King's End. — Inspektionsreisen. — Ich eigne mir die Rechtschreibung an. — Vorschlag zur Feststellung der unreinen Bestandteile des Wassers. — Meine Theorie über Hebebäume, ein Mißerfolg. — Eine Arbeit auf geometrischem Gebiet. — Ich erfinde einen Velocimeter und einen Proportionalmaßstab. — Meine erste Bekanntschaft mit einer jungen Dame. — Uebersiedelung nach Bromsgrove 71

12. Kapitel: Eine Periode Nomadenlebens.

Obliegenheiten in Bromsgrove. — Luftschlösser. — Studium der Geologie, allgemeine Beobachtungen. — Erproben von neuen Lokomotiven. — Nutzbarmachung meines Velocimeters. — Mein körperliches Wohlbefinden. — Erfreuliche Entlassung. — Ich weise die Stelle eine Lokomotivingenieurs zurück 80

Seite

Vierter Teil.

13. Kapitel: Rückkehr nach Derby.

Heimkehr. — Mathematikstudien. — Ich gebe den Versuch zur Herstellung einer elektromagnetischen Maschine auf. — Ohne Anstellung. — Botanische Exkursionen. — Anlegen eines Herbariums. — Mein Freund Lott. — Ich lerne die See kennen. — Untersuchungen über die Tragfähigkeit von Balken. — Meine zweite Wiedererfindung. — Elektrochemische Studien. — Ich treibe Musik. — Erörterung politischer und religiöser Fragen. — Zeichnerische Versuche. — Ich werde von einem Phrenologen charakterisiert. — Meine Anhängerschaft an die Phrenologie 87

14. Kapitel: Ein Besuch und seine Folgen.

Ich versuche mich im Modellieren. — Allgemeines über Kunst. — Briefe an das Dissidenten-Organ The Nonconformist. — Hinweis auf die Gesetzmäßigkeit in der Natur. — Ueber die Aufgaben des Staates. — Anpassungsfähigkeit des Menschen an den Staat. — The proper Sphere of Government 97

15. Kapitel: Wieder zu Hause.

Meines Vaters Schnellschreibesystem; ich plane ein ebensolches für Druckschrift. — Vorschlag einer Universalsprache, aus einsilbigen Wörtern bestehend. — Vorteile des Duodezimalsystems. — Ich werde aktiver Politiker. — Folgen der Reformbill. — Die Stimmrechtsbewegung. — Ich sende Berichte an das Dissidenten-Organ. — Mein Protest für Vincent. — Ausgang der Agitation. — Ich lerne Heyworth kennen. — Einspruch meiner Freunde gegen meinen politischen Eingriff. — Abhandlung über Wahlmänner. — Beitritt zum literarischen und wissenschaftlichen Verein in Derby. — Schachspiel 104

Seite

16. Kapitel: Ein Aufenthalt in London.

Ich widme mich der schriftstellerischen Laufbahn. — Artikel für Zeitschriften. — Ich plane eine Dichtung. — Widerspruch gegen Bentham. — Essay über „Wohlwollen und Nachahmung". — Reflexionen über den Begriff der Gewissenhaftigkeit. — Ich lese Adam Smith. — Wiederveröffentlichung der Briefe über The proper Sphere of Government. — Anerkennungsschreiben Carlyles. — Besuch der Bildergalerien. — Ueberhebung Turners, Unterschätzung Pynes. — Ueber Kunstbewertung. — Eine Anstellung von kurzer Dauer. — Entwurf einer Adresse zugunsten der Trennung von Kirche und Staat. — Ich verlasse London 113

17. Kapitel: Nochmals daheim.

Ich möchte eine Zeitschrift The Philosopher gründen. — Meine Lektüre: fachwissenschaftliche Zeitschriften. — Mills System of Logic. — Carlyles Sartor Resartus. — Emerson. — Interessen auf mechanischem Gebiet. — Essay über The Theory of Reciprocal Dependence in the Animal and Vegetable Creations. — Aufsätze für eine phrenologische Zeitschrift: 1. On the Situation of the Organ of Amativeness. 2. The Organ of Wonder. — Eine Anstellung an dem Organ der Complete Suffrage Union 126

Fünfter Teil.

18. Kapitel: Auf kurze Zeit Unterredakteur.

Mr. Sturge, sein Charakter und sein Lebenswerk. — Ich verwerfe Kants „Raum" und „Zeit". — Dumpfes Vorgefühl später entwickelter Ideen. — Ich schreibe Leitartikel. — Gegenbeweis gegen die Beschuldigung, daß ich Comtes Philosophie Positive kannte 134

Seite

19. Kapitel: Ein Entwurf fürs Parlament.

Ich gebe meine Redakteurstelle auf und trete wieder in Mr. Hughes Dienst. — Schwere Arbeit. — Besuch bei Mr. Heyworth; seine Tochter und ihr Mann. — Mein freundschaftliches Verhältnis zu Potters. — Meine Anforderungen an epische Dichtung. — Ich erneuere meine Bekanntschaft mit Loch. — Gemeinsame geologische Ausflüge; Diskussionen politischer und religiöser Art. — Verlobung meines Freundes Lott; meine Ansichten über den Ehestand. — Fahrt nach Pembroke zur Vermessung einer neuen Bahnlinie. 138

20. Kapitel: Eine Zwischenperiode in der Hauptstadt.

Unsere Eisenbahnvorschläge werden dem Parlament vorgelegt. — Zerstreuungen, Theatereindrücke. — Eine Freundschaftskündigung. — Gesellschaftlicher Verkehr. — Die Entwürfe werden zurückgewiesen; ich trete bei Mr. Fox ein. — Ein Urteil über Carlyles Essays. — Kann man Gemütsbewegungen beherrschen? — Ich gebe meine Beschäftigung auf, da sie meinen Erwartungen und Wünschen nicht entspricht. 153

21. Kapitel: Ein zweiter Entwurf fürs Parlament.

Mr. Prichard gründet eine Aktiengesellschaft. — Ich übernehme Nivellierungsarbeiten. — Kleine Erfindungen. — Mein Vater spekuliert. — Aufseher der Bureauarbeiten. — Lektüre und Sprachstudium. — Unser Entwurf wird zurückgewiesen 162

22. Kapitel: Erfindungen.

Entwurf zu einem Flugapparat. — Praktischer Versuch und seine Ergebnisse. — Ich fange an, meine Ideen über politische Ethik niederzuschreiben. — Wirkliche und angebliche Ursachen meines ersten Buches. — Die von mir erfundene Heftnadel, deren Herstellung und Absatz beim Publikum. — Gespräche mit Jackson

Seite

über Kunst. — Neuer praktischer Gedanke: eine Farbennomenclatur. — Erster Landaufenthalt bei Potters. — Mein Verhalten zu Emersons Schriften. — Weitere Erfindungen. — Kleinere schriftstellerische Erzeugnisse. — Ich entwerfe eine Hobelmaschine und erhalte ein Patent. — Aufenthalt in Derby. — Mr. Heyworth wird auf meinen Vorschlag hin zum Abgeordneten gewählt. — Praktische Ausführung der Hobelmaschine. — Mein Freund Jackson zieht sich zurück und sie kommt nicht zustande. — Besteigung des Ben Nevis. — Der Alkohol und seine Wirkungen. — Wieder in London. — Ich sammle Stoff zu meinem bevorstehenden Werke. — Mein Onkel gibt seine Pfarrstelle auf. — Ein Winter in Hinton 175

23. Kapitel: Unschlüssigkeit.

Ich bin arbeitslos. — Scheiternde Zukunftspläne. — Onkel Thomas begibt sich finanziell in Gefahr. — Ich reise nach London. — Mr. Wilson. — Nach Derby und zu meinem Buch zurück. — Ein günstiges Anerbieten. — Ich trete meine Journalisten-Laufbahn an. — Meine bisherige geistige Entwicklung. — Mangel an akademischem Wissen. — Vorteile der intuitiven Bildung 191

Sechster Teil.

24. Kapitel: Ich werde Journalist.

Verpflichtungen und Vorteile meiner neuen Stellung. — Onkel Thomas zieht nach London; unser Verkehr und unsere Gespräche. — Mr. Chapmans Abendgesellschaften. — Ich werde Vegetarianer; üble Folgen. — Ruskins „Moderne Maler" und „Steine von Venedig". 201

25. Kapitel: Mein erstes Buch.

Letztes Ausarbeiten. — Ich suche einen Verleger. — Mr. Woodfall. — Die Wahl eines Titels. — Selbstkritik.

Seite

— Erfolg der Social Statics. — Chapman will mich verheiraten. — Der Schriftsteller im Außenleben. . 211

26. Kapitel: Ein müßiges Jahr.

Die Korrektur meines Buches. — Auswanderungspläne. — Freund Lewes. — Wachsendes Interesse für philosophische Fragen. — Besuche bei Carlyle 229

27. Kapitel: Ein Jahr größerer Tätigkeit.

Erstes Auftreten der Entwickelungshypothese. — Meine Bevölkerungstheorie. — Ich denke an ein Werk über Psychologie. — Mills Logik. — Meine Beziehungen zu Miß Evans (George Eliot). — Meine Bekanntschaft mit Huxley. — Essay über die Philosophie des Stils. — Die Haythorne Papers. — Kingsley 243

28. Kapitel: Ich gebe meine Stelle am „Economist" auf.

Ein entscheidender Schritt. — Artikel über Erziehungsmethode. — Das Verhältnis der Arbeit zum Leben. — Onkel Thomas stirbt. — Tyndall. — Mein Artikel Over-Legislation für die Westminster Review . . . 262

Siebenter Teil.

29. Kapitel: Zwei Monate Ferien.

Besuch bei Potters. — Meine Schweizer Reise. — Eindrücke. — Rückwirkung auf meine Nerven. — Besuch bei Mrs. Trevanion. — Abhandlung für die Westminster Review über „Sitten und Mode". — Ich beginne meine „Methode in der Erziehung". — Ich melde mich zur British Association, um eine Abhandlung über „Das Gesetz der organischen Symmetrie" vorzulesen. — In Coventry bei Brays. — Zurück nach Derby 275

Seite

30. Kapitel: Ich schreibe für Zeitschriften.

Betrachtungen über Biographien. — Meine Abhandlung über „Die Kunst der Erziehung". — Entwickelung des Verstandes von der Homogeneität zur Heterogeneität. — Hauptgedanken meiner Abhandlung über „Sitten und Mode". — Artikel über „Eisenbahnmoral und Eisenbahnpolitik" in der Edinburgh Review. — Was ich Comte verdanke. — Mein Einwand gegen Comtes Klassifikation der Wissenschaften. — Zustände von Herzschwäche. — Ein merkwürdiges Zusammentreffen. 279

31. Kapitel: Mein zweites Buch.

Aufenthalt in Tréport. — Paris. — Bekanntschaft mit Littré. — Zurück nach England. — Zusammentreffen mit Louis Blanc in Brighton. — Schwierigkeiten mit Verlegern. — „Die Ursache alles Fortschritts." — Entwicklung von der Homogeneität zur Heterogeneität. — Professor Owens Vortrag über Mensch und anthropoide Affen. — Meine Tageseinteilung und Arbeitsweise. — Dauernder Schaden infolge geistiger Ueberanstrengung. — Entstehungsgeschichte der „Prinzipien der Psychologie". — Aufnahme des Buches seitens der Kritik. — Ausführliche Selbstanzeige der „Prinzipien der Psychologie" 294

32. Kapitel: Verlorene anderthalb Jahre.

Nochmals in Tréport. — Mit Huxleys in Tenby. — Mein Gemütszustand bei nervösen Anfällen. — Ein Experiment und seine unerwartete Wirkung. — Derby. — Briefe an Potters. — Besuch bei ihnen in Standich. — Kurzer Aufenthalt in London. — Eine Jachtfahrt. — — Mein Zeugnis für Fraser, den Nachfolger von W. Hamilton. — Ich lerne Victor Hugo kennen. — Seine Familie. — Beobachtungen über Nervenleidende. — Einige Wochen in Oban. — Besuch bei Oktavius Smith. — Brighton. — Besuch bei Lewes im Richmond Park. — Miß Evans beginnt zu schreiben. —

Seite

Ich lerne Auguste Comte persönlich kennen. — Ich werde Paris müde. — Ueber Derby nach London . . 312

33. Kapitel: Einige Essays von Bedeutung.

Ich suche in London Familienanschluß. — Allgemeines über Erziehung. — Vollendung meiner Abhandlung: „Fortschritt: sein Gesetz und seine Ursache"; ihre Hauptgedanken. — „Transzendentale Physiologie" in der National Review als „Die letzten Gesetze der Physiologie". — Ich lerne John St. Mill persönlich kennen. — Erörterungen mit Huxley. — An den schottischen Seen. — Essay „Ueber den Ursprung und die Aufgabe der Musik". — Das Heimatgefühl bei den Schweizern. — Artikel über „Repräsentative Regierung: wozu ist sie gut?" in der Westminster Review. — Brighton. — Vorbereitung zu einer Sammlung meiner Abhandlungen. — Ich besuche Buckle. — Zurück nach London 326

Erſter Teil.

Erſtes Kapitel.

Abkunft.

Die meiſten Menſchen betrachten es als eitles Unterfangen, aus der Genealogie einer Familie Stammeseigentümlichkeiten abzuleiten. Man greift dabei oft nur einen — vielleicht ſehr entfernten — Vorläufer heraus, während man die große Anzahl entfernterer Verwandten, deren Anteil an Familieneigentümlichkeiten ebenſogroß iſt, unbeachtet läßt. Unter Menſchen wie unter niederen Lebeweſen erwächſt gelegentlich ein Beſtand von individuellen Eigenſchaften, die ſich dann mit großer Beharrlichkeit nachfolgenden Generationen aufprägen. In ſolchen Fällen mag es belehrend ſein, die Abkunft des Einzelnen feſtzuſtellen. Man hat fernerhin die Beobachtung gemacht, daß oft in ganzen Generationen auch nicht eine ausgeſprochene Einzeleigentümlichkeit zu finden iſt, daß ſich aber beſtimmte Familienzüge herausgebildet haben, die ſich von den Vorfahren auf die Nachkommen als feſte Eigenſchaften vererbten. In meiner eigenen Familie laſſen ſich ſolche Familienzüge nachweiſen, die nicht ohne Bedeutung für mich geblieben ſind. Diejenigen Vorfahren, über die ſonſt nicht viel zu ſagen iſt, ſollen zuerſt genannt werden.

Ich weiß nur wenig von der Linie meiner Großmutter väterlicherſeits. Sie hieß Taylor, entſtammte dem kleinen Mittelſtande und war in Derby anſäßig.

Auch über die Abkunft meines Großvaters mütterlicherſeits iſt mir nichts Beſtimmtes bekannt. Er hieß Holmes,

ein Name, der möglicherweise topographischen Ursprungs ist; denn es gibt oder gab wenigstens einen Landstrich am Derwent the Holmes genannt. Ueber die Ahnenlinie meiner Großmutter mütterlicherseits weiß ich manches Bemerkenswerte. Ihr Name war Brettell. Im Jahre 1617 heiratete ein John Brettell Mary Henzey in Oldswinford, und es ist im Oldswinford'er Kirchenregister eingetragen, daß ein Joshua Henzey sich mit Joan Brettell vermählte. Aus demselben Register ersieht man die Vermählung von Joseph und Elisabeth Brettell, meinen Großeltern, am 15. Juni 1740. Die Frage ist: Waren diese Brettells, welche 1740 heirateten, Nachkommen von John Bretell und Mary Henzey? Wenn diese Folgerung zutrifft, so hatten mein Großvater und seine Kinder eine Mischung hugenottischen Blutes in ihren Adern. Ein weiterer Schluß, nämlich, daß meine Großmutter von hussitischen Flüchtlingen abstammte, muß als nicht unwahrscheinlich erwogen werden. Im französischen Dictionnaire de la Noblesse, welcher um die Mitte dieses Jahrhunderts erschien, ist verzeichnet, daß die Hennezels von Böhmen kamen und sich vier Jahrhunderte in Lothringen aufhielten. Es hatten sich Emigranten aus Böhmen um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort niedergelassen, zu einer Zeit, da die Hussitenverfolgungen an der Tagesordnung waren. Wenn dem so ist, so folgt daraus, daß die Vorfahren Brettells zweimal Widerstand leisteten gegen die Autorität der Kirche, und die Flucht der Unterwerfung vorgezogen haben. Dieses eingewurzelte Nonconformistentum ergibt sich — abgesehen von dieser hypothetischen Genealogie — aus der bezeichnenden Tatsache, daß von sieben Kindern meines Urgroßvaters Brettell fünf zu den ersten Anhängern Wesleys zählten (auch meine Großmutter war darunter) und zwei davon Prediger seiner Lehre wurden: John und Jeremiah Brettell, 1742 und 1753 geboren. Der jüngere der beiden — Jeremiah — scheint persönliche Beziehungen zu John Wesley gehabt zu haben, welcher seine Arbeiten lobend erwähnt. Späterhin fand Jeremiah eine Anstellung im Bezirk Upworth, dem Geburtsort Wesleys. Als Wesley und seine Anhänger verfolgt wurden, bewiesen die beiden Brettell eine so feste

Ueberzeugungstreue und solch hohen Mut in ihren von der Staatskirche abweichenden Ideen, daß es in der Tat Männer von ausgesprochenster Eigenart und Charakterfestigkeit gewesen sein müssen.

Von John Brettell findet sich eine kurze Biographie, geschrieben von seinem Bruder, im Arminian Magazine von 1796 und sein Porträt daselbst aus dem Jahre 1784. Von Jeremiah ist gleichfalls ein Porträt vom Jahre 1784 im Arminian Magazine, ein anderes im Wesleyan Methodist Magazine vom August 1823 und ein drittes im Methodist Magazine von 1796. Seine Memoiren wurden nach seinem Tode im Wesleyan Methodist Magazine vom Oktober 1830 veröffentlicht.

Der Name Spencer ist im Norden von Derbyshire keineswegs ungewöhnlich; er ist besonders in der Umgebung von Wirksworth vorherrschend. In Kirke-Ireton, einem hochgelegenen Dorf, hat sich der Name am längsten erhalten. Hier hatte sich unsere Familie vor Generationen niedergelassen. Eine Anzahl Notizen aus dem Gemeinderegister, welches ich vor 20 Jahren vom dortigen Pfarrer erhalten habe, weisen nach, daß der Name Spencer bereits um das 16. Jahrhundert, und vielleicht noch früher, dort vorkam. Das älteste Dokument meiner Vorfahren Spencer ist eine Art von Niederlassungsurkunde meines Urgroßvaters aus der Zeit, da er sich mit Elisabeth Soar vermählte. Diesen ländlichen Vorfahren waren zwei Züge eigentümlich; der eine ist aus Tatsachen ersichtlich — der andere indirekt gefolgert. Alle heirateten in vorgeschrittenem Alter. Daraus geht hervor, daß die Spencers von Kirke-Ireton vorsichtige Menschen waren und die Neigung hatten, die Zukunft höher einzuschätzen als die Gegenwart.

In der Einleitung sagte ich, daß Vererbungstatsachen nur da ausgesprochene Bedeutung haben, wo Familienzüge hervortreten, besonders aber, wenn solche sich bei den beiderseitigen Ahnen nachweisen lassen. Dies scheint hier der Fall zu sein.

Die Neigung zum Nonconformistentum, der Mangel an Rücksicht für gewisse überlieferte Autoritäten, die Leichtig-

keit, von vorgefaßten Meinungen abzuweichen — alle diese Eigenschaften kennzeichnen in hohem Grade die ersten Nachfolger Wesleys, zu dessen Anhängern nicht nur die Brettell-Familie, sondern auch die Spencers, Holmes und Taylors gehörten. Diese Anpassung ist von tiefinnerer Art und bleibt unveränderlich, ob sie einer selbstkonstruierten Gottheit oder einer überirdischen Macht gilt, von der die Ordnung der Dinge ausgeht. Sie bleibt unveränderlich, ob die Lebensregeln von einer angenommenen göttlichen Offenbarung oder ob sie von Naturprinzipien abgeleitet werden. In jedem Falle erkennt man ein Beugen vor einer Ordnung, die über Menschliches hinausgeht. Unter dem Drucke der Glaubensverfolgung bedeutet Nonconformistentum menschlicher Autorität gegenüber die Uebereinstimmung mit etwas, das man höher stellt, als überlieferte Autorität. Noch mehr zeigt sich in meinen politischen Erörterungen durchweg die Berücksichtigung fernabliegender Ergebnisse auf Kosten augenblicklicher Erfolge. Diese auf dem Vergleichswege gefundenen Ergebnisse sind so klar, daß es in der Tat keine Einbildung meinerseits sein kann, wenn ich daraus eine Vererbung von Familieneigentümlichkeiten folgere.

Zweites Kapitel.

Großeltern und deren Kinder.

Ich will hier in der von mir im vorigen Kapitel angedeuteten Reihenfolge fortfahren, indem ich zuerst diejenigen meiner Großeltern schildern werde, von denen ich am wenigsten zu sagen weiß. Ich beginne daher mit den Eltern meiner Mutter.

Mein Großvater mütterlicherseits, ein Glaser von Beruf, brachte sich bis zum Augenblicke seiner Heirat nur kümmerlich durch. Aber auch der später eintretende Wohlstand war nur von kurzer Dauer. An meinem Großvater bewahrheitete sich

die Tatsache, daß Menschen, die in kleinen Alltäglichkeiten vorsichtig sind, in großen Dingen äußerst unvorsichtig vorgehen können: die in Kleinigkeiten angewandte Vorsicht hatte sie verhindert, Erfahrungen zu sammeln, die allein eine Kenntnis der Gefahren ermöglichen. Durch die Geschäftsverbindung mit einem Stecknadelfabrikanten hatte mein Großvater nahezu sein ganzes Vermögen verloren. Er geriet auf seine alten Tage in sehr enge Verhältnisse und zog nach dem Tode meiner Großmutter in unser Haus.

Wie alle Familienmitglieder meiner Eltern, so war auch er Anhänger Wesleys und sogar ein aktiver Verbreiter seiner Lehre, eine Art Prediger. Ob seine geistigen Fähigkeiten sich über das Niveau eines Derby'er Landpfarrers erhoben, mag dahin gestellt bleiben. Immerhin scheint er nach Aussage meiner Mutter mehr als mittelmäßig begabt gewesen zu sein. Aus meinen ersten Jugendjahren habe ich die Erinnerung an ihn, wie er, seiner geistigen Fähigkeiten teilweise beraubt, immer wanderte — wanderte in doppeltem Sinne. In der Art, wie man wichtigen Geschäften nachgeht, rannte er von einem Ende der Stadt zum anderen in größter Eile, doch ohne Ziel und Zweck. Sein brennender Eifer in der Erfüllung von Pflichten überdauerte seinen geistigen Verfall.

Was meine Großmutter mütterlicherseits, eine geborene Brettell, anbelangt, so schien sie in ihrer Jugend nicht ohne körperlichen und geistigen Reiz gewesen zu sein. Bei ihrer Verheiratung mit meinem Großvater war sie jedoch bereits 40 Jahre alt. Meine Mutter, die im Jahre 1794 geboren wurde, blieb ihr einziges Kind. Mein Vater äußerte sich geringschätzig über den Bildungsgrad meiner Großmutter und nannte sie eine vulgar minded common place person. Seine Geringschätzung ihres Wertes war zweifellos beeinflußt durch den Widerstand, den sie seiner Heirat mit ihrer einzigen Tochter entgegensetzte. Für sie war die Heirat noch eine käufliche Sache, deren Gefühlsseite sie als nebensächlich erachtete. Um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darf ich jedoch nicht verschweigen, daß ihre Mißbilligung dieser Heirat darin begründet war, daß ihr Kind zu sehr

unter der Herrschsucht meines Vaters zu leiden haben würde, und darin hatte sie nicht unrichtig geurteilt.

Von meinem Großvater Spencer haftet mir ein ziemlich deutliches Bild im Gedächtnis: Es ist das Bild eines melancholisch aussehenden alten Mannes, der am Kamin saß, selten sprach und noch seltener irgend ein Zeichen von Freudigkeit von sich gab. Das einzige Lächeln, das ich je auf seinem Gesicht bemerkte, war damals, als er mir in meiner Kindheit den Kopf streichelte. Als ich mich vor 40 Jahren mit Dr. Bibers Untersuchungen über Pestalozzis Leben befaßte und sein Bildnis sah, war ich betroffen von dessen Aehnlichkeit mit meinem Großvater, vielmehr von dem gleichen Ausdruck in den beiden Gesichtern — nur war mein Großvater entschieden ungleich schöner als Pestalozzi. Beiden war jedoch derselbe traurige Augenausdruck eigen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine beständige Melancholie auf religiöse Skrupel und die daraus folgende, sich oft hochgradig steigernde Erregung zurückging. Er war in Kriegszeiten aufgewachsen und, was er da gesehen, drückte ihn zeitlebens und erschwerte ihm die Möglichkeit, eine große Familie zu ernähren. Außerdem übernahm er freiwillig die Bürde eines Schullehrers und leitete außer seiner eigenen Schule noch die Handelsabteilung der Derby'er Grammarschool. Nicht selten kam es vor, daß er seine große Familie, in der Schmalhans Küchenmeister war, durch Aufnahme von Pensionären noch vergrößerte. Als Lehrer war er allem Anschein nach ein Anhänger der alten Methode. Fern von jedem intellektuellen Ehrgeiz, erachtete er alles das für überflüssig, was über sein Fach hinausging und hielt auch meinen Vater von Studien außerhalb des Lehrfaches ab. Wenn ihm auch höhere geistige Fähigkeiten abgingen, so war er doch von hohem moralischen Charakter. Durch und durch Philanthrop, hatte er einen wahren Abscheu vor Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Er starb mit 69 Jahren, als ich fast 11 Jahre alt war, und mir ist, als habe ich einmal gehört, daß er kniend entschlafen sei.

Meine Großmutter väterlicherseits, Katharina Spencer, war physisch und geistig gut veranlagt. Ein sehr tätiges

Thomas Spencer

Modelliert von Herbert Spencer

Leben zeichnet diese Mutter von acht Kindern aus, die in geistiger Hinsicht das besaß, was ich mit sound common sense bezeichnen möchte. Sie starb mit 84 Jahren im Besitze aller ihrer Fähigkeiten. Ich bewahrte Briefe von ihr aus ihrem 80. Lebensjahre, die ohne Brille geschrieben sind. Wie ihr Mann, so war auch sie Anhängerin von John Wesley; sie kannte ihn sogar persönlich. Eine Bleistiftstudie, die ich von ihr gemacht habe, stellt sie mit der Methodistenkappe dar, die sie ihr Leben lang trug. Die meinen beiden Großeltern angeborenen ethischen Neigungen wurden durch die religiöse Sanktion noch mehr befestigt. Nebst der Heiligen Schrift waren meiner Großmutter Lieblingsbücher: Fletchers Letters, Baxters Saint's Rest und Wesleys Thomas a Kempis. Letzteres trug sie stets bei sich.

Sieht man es auf Untersuchungen ab, so können Familienzüge sicherlich ebenso gut aus Seitenlinien des Stammes abgeleitet werden wie aus der direkten Linie. Die Identifikation solcher Züge kann erleichtert werden durch Vergleichung der verschiedenen Linien und durch Beobachtung des Gemeinsamen. Es ist daher geboten, nicht nur über Großeltern und Eltern, sondern auch über die anderen Kinder der Großeltern etwas zu berichten. Ich werde daher an dieser Stelle den Geschwistern meines Vaters einigen Raum widmen.

Ich übergehe selbstverständlich die beiden Kinder, die frühe starben. Von den sechs, die übrig blieben, war die einzige Tochter, Mary Ann Spencer, die älteste. Sie bleibt mir im Gedächtnis als eine invalide Gestalt, die nur noch die Spuren einer einst gut gewachsenen und vornehm aussehenden Frau erkennen ließ. Mein Vater behauptete, eine unglückliche Liebe habe dieses Leben so elend gemacht. Es herrschte bei ihr ein egoistischer Zug vor, der sich darin äußerte, daß sie an ihre Umgebung Forderungen stellte, die in gar keinem Verhältnis zu dem standen, was sie bot.

Nach ihr in der Altersstufe folgte mein Vater. Von ihm erwähne ich hier nichts, da ich mir das nächstfolgende Kapitel für ihn vorbehalte.

Anderthalb Jahre jünger als mein Vater war mein

Onkel, Henry Spencer. Er war eine ritterliche, sympathische Erscheinung mit einem hohen Grad von Selbstbewußtsein und einem stark entwickelten Unabhängigkeitssinn. Er ließ sich in seinem Eifer, Arme und Schwache zu verteidigen, oft zu unüberlegten Handlungen fortreißen, die ihm meistens Undank eintrugen. Als er später durch Spekulationen im Tuchhandel vollständig ruiniert ward, wies er zuerst die Hilfe seines Vaters aus Stolz zurück. Später aber genötigt, von dessen Güte dennoch Gebrauch zu machen, wußte er seiner Dankbarkeit in der ihm eigenen, warmen Art Ausdruck zu verleihen. Er besaß einen gesunden Humor — ein in der Familie Spencer ganz ungewöhnlicher Zug. Sein ältester Sohn, W. A. Spencer, hatte diesen Humor von ihm geerbt und ihn in einigen guten Lokalpossen poetisch verwertet.

Von Jugend auf war mein Onkel Henry ein hitziger Politiker. Damals trug er sogar einen weißen Hut, das Zeichen der Radikalen, welches den Träger Beschimpfungen aussetzte. Ebenso unabhängig zeigte er sich in seiner kirchlichen Gesinnung.

Dem Alter nach folgt dann John Spencer, eines jener kleinlichen egoistischen Individuen, die abstoßend wirken. Wo seine Interessen im Spiel waren, schädigte er rücksichtslos die der übrigen Familienmitglieder. Von der orthodoxen Wesleyanischen Kirche wendete er sich aus trivialen Gründen ab. Mißerfolge in seinem Berufe (er war Advokat) und Mißhelligkeiten mit der Methodistenpartei mögen seine Auswanderung nach Amerika verursacht haben.

Am bekanntesten unter den Brüdern war Thomas Spencer. Energie und Ehrgeiz beförderten ihn bald von der Stelle eines Lehrers zu der viel ehrenvolleren eines Professors am St. John's College in Cambridge. Später war er während einiger Jahre Prediger in Clifton, ein Beruf, zu dem er sich vermöge seines gebieterischen Auftretens, seines entschieden vornehmen Aussehens und seiner angenehmen Stimme vorzüglich eignete. In jungen Jahren soll er sich stets in ein solches Feuer hineingeredet haben, daß er meist erschöpft von seinen Predigten heimkehrte. Seine Schriften gegen die herrschenden Kirchengebräuche erschienen leider

vor ihrer Zeit. Seine Vorschläge zu einem neuen Armengesetz, seine Schriften über Religion und Politik, nationale Erziehung und Volksrecht fanden große Verbreitung. Er war der erste, der gegen den Alkoholismus auftrat, lange bevor sich Gesellschaften dazu bildeten. Als er auf dem Höhepunkte seiner Karriere stand, modellierte ich eine Büste von ihm — mein einziger derartiger Versuch, der indessen mißlang, da mir die nötigen technischen Kenntnisse mangelten.

In seinem Pfarramt kam es meinem Onkel darauf an, nicht nur die Fehler des Volkes, sondern auch die der Gesetzgeber zu zeigen. So z. B. wies er darauf hin, daß es unberechtigt sei, zugunsten der Landwirte höhere Kornpreise zu fordern, eine Ansicht, die ihm von Vielen den Namen eines Narren eintrug. Durch Ausharren in seinem Amte hoffte er allmählich einigen Einfluß als Kirchenreformer zu erlangen. Aber seine Pläne wurden durchkreuzt, und er verließ seine Gemeinde, um in London seine Predigten mit einer Ausdauer fortzusetzen, die seine Kräfte überstieg. Hier starb er schon mit 56 Jahren.*

Von meines Großvaters jüngstem Sohne William ist nur das eine zu erwähnen, daß er seines Vaters Schule weiter führte, bis sein Gesundheitszustand es ihm untersagte. Mir bleibt er stets als guter Freund und Ratgeber in der Erinnerung, trotz seines zurückhaltenden Wesens, durch welches er bei den Anderen für einen Sonderling galt. Der religiösen und politischen Partei seiner Väter blieb Onkel William

---

* Ich selber war Zeuge, daß seinem Sarge in Hinton die ganze Pfarrgemeinde folgte, denn alle schätzten in Thomas Spencer den festen unwandelbaren Charakter, seine große Energie und Tatkraft, seine Großmut und Barmherzigkeit, seine Selbstaufopferung, wo es sich um große Dinge handelte. Religiöse Kontroverse spielten in seinem Leben keine Rolle, da er vollständige Toleranz, sogar den Atheisten gegenüber, übte. So kam es denn, daß wir uns trotz meiner Abkehr von der Kirche sehr gut verstanden. Im allgemeinen repräsentierte mein Onkel die vorwiegenden Eigentümlichkeiten des Engländers: Ausdauer, Sinn für das Praktische, Unabhängigkeit, Menschenfreundlichkeit und Aufrichtigkeit, freilich auch eine gewisse Derbheit.

mehr als seine Brüder treu; er war weder einer der radikalen Whigs, noch ein extremer Nonconformist.

Einige bezeichnende Züge waren jedoch allen Brüdern meines Vaters gemeinsam. Ihre Eigenart war sehr stark ausgeprägt, und sie wurden mehr oder weniger für Sonderlinge gehalten. Die Veranlassung dazu war, daß sie ausnehmend wenig Respekt vor Autorität hatten, d. h. ungeachtet der bestehenden Autorität auf ihrem persönlichen Urteil verharrten. Die natürliche Folge dieser Eigenart war ihr mangelndes Gefühl für Diskretion. Sie hatten die unter Umständen fatale Gewohnheit, alles zu sagen, was ihnen eben einfiel, sowohl was persönliche als auch was unpersönliche Dinge betraf. Ihre von aller Autorität abweichende Meinung äußerte sich in der Verschiedenheit der religiösen Ansichten dergestalt, daß fast alle Brüder mehr oder weniger von der Wesleyanischen Form des Dissentertums, in der sie erzogen waren, abwichen. Wie in religiösen, so hielten sie es auch in politischen Fragen. Obschon sie alle Whigs waren, bekannten sie sich doch zu keiner Partei. Nicht selten kam es vor, daß sie die herrschenden Ansichten über Sitten und Gebräuche im Tone heftigen Tadels beurteilten. Wortgefechte, die auch zuweilen in Streit ausarteten, waren die natürliche Folge ihrer Meinungsverschiedenheiten. Aber trotz allem bewahrten die Brüder hohe Achtung vor einander. Besonders schienen sie meinen Vater hoch zu schätzen. Durch den Trübsinn meines Großvaters veranlaßt, hatte mein Vater schon frühe den Platz eines Familienhauptes eingenommen.

Ich möchte noch einige negative Merkmale anführen, die diese positiven ergänzen werden. Ein solches ist das verhältnismäßig geringe Interesse an Geschwätz über persönliche Dinge. Ferner will ich in diesem Zusammenhang erwähnen, daß sie keine bedeutende Neigung zur Literatur hatten, weder zur Prosa, noch zum Drama. Ebensowenig hatte einer von ihnen eine ästhetische Ader. Waren sie auch alle musikalisch, so widmete sich doch keiner der Brüder der Kunst. — Ihre Gedanken beschränkten sich vielmehr auf wissenschaftliche Interpretationen.

Um mich kurz zu fassen, so sind die der Familie gemeinsamen Merkmale: Unabhängigkeit des Urteils, Abweichen von der herrschenden Kirche und rückhaltlose Aeußerung der Gefühle und Ansichten, insbesondere was politische, soziale, religiöse und ethische Fragen anbetrifft.

Drittes Kapitel.

Meine Eltern.

Mein Vater, 1790 geboren, war der älteste der am Leben gebliebenen Brüder. Er hieß eigentlich William George, wurde aber zum Unterschied von seinem jüngeren Bruder, William, kurzweg George genannt. Bei ihm traten zu den Fähigkeiten, die er mit den anderen Brüdern teilte, (außer dem Humor Henrys und der dialektischen Gewandtheit Thomas) noch solche zutage, von denen bei den anderen keine Spur vorhanden war. Eine solche Eigenschaft war sein Erfindungsgeist, seine künstlerische Auffassung und seine handliche Geschicklichkeit. Sein Innenleben war ein bedeutend reicheres als das seiner Brüder. Um Mißdeutungen über den Grund, der mich zu dieser Behauptung veranlaßt, auszuschließen, gestehe ich hier offen, daß er auch mir in mancher Beziehung überlegen war. Außer den Fähigkeiten, die mich zu meinem Berufe bestimmten und die ich in höherem Maße von ihm geerbt habe, reiche ich weder nach der intellektuellen und physischen, noch nach der Gefühlsseite an ihn heran.

Mein Vater war gerade kein Riese, aber er war von ebenmäßiger Gestalt und ausdauernder Körperkraft, was die in seiner Jugend mit einem seiner Brüder unternommenen Fußtouren, bei denen sie oft sechzig Meilen täglich zurücklegten, beweisen. Sein hoher Wuchs und seine Haltung vereinigten Würde und Grazie; sie verliehen ihm einen aus-

nehmend schönen Gang, so daß die Frauen sich umwandten, um ihm nachzusehen, als er schon ein Greis von über siebzig Jahren war. Einer seiner Schüler, Mozley, nebenbei bemerkt ein kirchlicher Reaktionär, hat in seinen Memoiren eine treffende Schilderung meines Vaters gegeben. Bevor ich aber aus seinen Ausführungen einige zitiere, wird es ratsam sein, auf die Uebertreibungen aufmerksam zu machen, die bei ihm unterlaufen. Ein Beispiel hierfür möge die Beschreibung meiner Werke sein, die er als ein „imposantes" System ausgibt, und „die viele Ellen der Bücherbretter der meisten öffentlichen Bibliotheken füllen". Hatten doch die Bände, die ich bis dahin publiziert hatte, kaum 21 Zoll eingenommen. Zweifellos aber geben solche Ueberschätzungen ein Bild von der malerischen Darstellung Mozleys. Ich erteile ihm also das Wort:

> So viel ich mich auf Mr. Spencer besinne, schwebt er mir als ein ebenso guter Redner wie aufmerksamer Zuhörer vor. Die Unterhaltung mit ihm drehte sich meist um ethische und politische Fragen, ohne daß man je das Bedürfnis nach Abwechselung des Themas gehabt hätte. Mir kam es immer vor, als hätte Mr. Spencer keinen geeigneteren Beruf für sich wählen können; denn er war ein ausgezeichneter Lehrer. Nie wieder habe ich etwas so gut gelernt wie die ersten zwei Bände des Euclid, die er mir beibrachte.

In Wirklichkeit war mein Vater von Hause aus für seinen Beruf bestimmt — die geringen Mittel der Familie gestatteten ihm keine Wahl. Mußte er doch mit seinem Einkommen ein großes Haus ernähren. Schon früher hatte er mit Privatstunden einiges verdient, und auch während seiner Lehrerzeit stellte er diese nicht ein. Er erfreute sich großer Beliebtheit unter seinen Schülern, und nicht selten unterhielt er freundschaftliche Beziehungen mit ihnen. Die Fühlung, die er stets mit ihnen hatte, geht deutlich aus folgender Stelle hervor, die ich einem Briefe der Lady White Cooper, seiner Privatschülerin, entnehme:

Wenn ich auf jene Stunden zurückblicke, empfinde ich das Gefühl der Ehrerbietung, Liebe und Dankbarkeit, wenn auch der Gegenstand des Gelernten aus meinem Bewußtsein geschwunden ist. Aber ich besitze noch zierliche Hefte voll Algebra, Physik und Astronomie, deren Inhalt ich einst gut verstand und, vielleicht ohne allzu große Schwierigkeit, wieder lernen könnte. Mr. Spencers Gleichmäßigkeit, Geduld und Pünktlichkeit waren bewundernswürdig. Er wußte mir ganz neue religiöse Gesichtspunkte zu eröffnen, und seine Gewandtheit in der Anführung von Stellen aus der Heiligen Schrift ließen mich auf große Bibelkenntnisse schließen. Er war aufrichtig, mitempfindend, und es verdroß ihn nie, all' die kleinen Leiden und Verirrungen anzuhören; er verstand es dann uns seine Ideen so beizubringen, daß sie sich wie die eigenen in unseren Gedankengang einfügten.

Mein Vater war religiös, aber ohne Beobachtung des äußeren Zeremoniells, das er für die Gesellschaft als entbehrlich erachtete. Er stellte intuitive Erkenntnis viel höher als didaktisch-begriffliche. Verehrung für irgendeine lebende Autorität lehnte er ab. Als ausgesprochenem Whig erschienen ihm Institutionen, Klassen, Privilegien, Rang, Ehren und alle sonstigen Einrichtungen menschlicher Eitelkeit und menschlichen Ehrgeizes in der Hauptsache als ein Unrecht, das man natürlich ertragen müsse, dem man aber doch standhaft zuwiderhandeln sollte, um es letzten Endes zu untergraben und auszurotten. Ein Beweis für die Nichtachtung, die mein Vater allgemein geduldeten Gebräuchen entgegenbrachte, ist, daß er vor niemand, welchem Rang er auch angehören mochte, den Hut zog, und die fernere Tatsache, daß er nicht zu bewegen war, irgendwen mit Esquire oder Reverend anzureden. Während er diese unter Christen üblichen Formen der Verehrung ignorierte, erachtete er es für seine Pflicht, zur Verbreitung der Prinzipien beizutragen, die ihm als Wesen des Christentums erschienen. So strebte er z. B. mit bewundernswürdigem Eifer die Ausgleichung der Klassen an, ein Bestreben, dem

er rücksichtslosen Ausdruck gab. Er unterrichtete beispielsweise junge Menschen aus dem Handwerkerstande ohne Entgelt. Auch lud er einen alten Quäker, einen Brillenhausierer von Beruf, so oft dieser durch Derby kam, zum Tee und zu einem Plauderstündchen ein. Sein Altruismus zeigte sich auch in der Behandlung seiner Mieter, (er besaß einige kleine Häuser), nach deren Gesundheit er sich erkundigte und denen er oft den Zins erließ. Sein Wunsch, das Wohlergehen der anderen zu fördern, ging oft so weit, daß er, der selber mit dem Gelde rechnen mußte, schwere pekuniäre Opfer brachte. — Trotz der vielen, von der allgemeinen Sitte abweichenden Eigenheiten meines Vaters begegnete man ihm stets freundlich und höflich. Dies lag wohl an der Offenheit, mit der er seine Abneigung gegen jede Konvention zur Schau trug. Bemerkenswert ist, daß er nie demonstrativ Trauer anlegte, nicht einmal beim Tode seiner Eltern. Auf die Mode nahm er ebenfalls keine Rücksicht. Ich habe ihn nie anders gesehen, als in einer Art von blauem Rock, der seinem Geschmack entsprach. Den öffentlichen Wahlen war mein Vater abhold — er weigerte sich meist, von seinem Stimmrecht Gebrauch zu machen. Seine politischen Anschauungen waren keineswegs extreme, denn ich erinnere mich, daß er, als ich noch jung war, zu meinen antimonarchischen Aeußerungen den Kopf zu schütteln pflegte.

Nach seinen wenigen, aber von wirklich künstlerischem Talent zeugenden zeichnerischen und bildnerischen Versuchen zu urteilen, wäre aus meinem Vater ein Künstler geworden, hätten ihn nicht die äußeren Umstände zur Ergreifung seines Berufes bestimmt. Eine gute Beobachtungsgabe, verbunden mit einem erfinderischen Geiste und einer scharfen, präzisen Ausdrucksweise, auf die er viel Gewicht legte, gaben allem, was er schrieb, den Stempel außerordentlicher Klarheit. So kam es, daß seine Inventional Geometry, eine Reihe von Problemen und Erläuterungen, die als Vorbildung zum Verständnis des Euclid dienen sollte, in allen Schulen Verbreitung fand. Dieselbe Vollkommenheit der Form, die ihm viel Zeit und Kraft raubte, finden wir auch in seinem Lucid Shorthand, einer Anleitung zum Schnellschreiben,

deren Veröffentlichung er zeitlebens aufschob, da ihm immer wieder neue Aenderungen einfielen.

Eine wichtige Kehrseite seines Charakters darf ich nicht verschweigen. Er war nicht gütig meiner Mutter gegenüber. Anspruchsvoll und rücksichtslos, wie er war, fehlte ihm jener Ausdruck der Sympathie, die das Wesen einer Ehe ausmachen sollte. In fast pedantischer Weise bestand er auf einer Lebensführung, die er sich zurechtgelegt hatte — mochten nun die Umstände sein, welche sie wollten. Ich will nicht sagen, daß die Neigung seinerseits gänzlich fehlte, denn ich erinnere mich seiner Zärtlichkeit, wenn meine Mutter sich unwohl fühlte; aber meist traten seine etwas pedantischen Vorsätze in den Vordergrund. Im Alter ist er sich sicher bewußt geworden, daß er gar oft meine Mutter vernachlässigt habe, und ich glaube, die Gewissensbisse, die er sich darüber machte, trugen dazu bei, seine Widerstandsfähigkeit gegenüber einem langjährigen Leiden zu untergraben. Er starb im Jahre 1866. Verschiedene Gründe haben bei meines Vaters Verhältnis zu meiner Mutter mitgewirkt, einem Verhältnis, das seinem sonstigen Charakter so wenig entsprach. Er besaß in hohem Maße das Bestreben, das Shelley zugeschrieben wird: »die Welt zu reformieren«. Zweifellos fanden seine Bestrebungen bei meiner Mutter während ihrer siebenjährigen Verlobungszeit zuerst lebhafte Resonanz. Das Interesse, welches sie ihm entgegenbrachte, war jedoch nur ein erkünsteltes. Nach der Heirat ging sie nicht mehr wie früher auf seine Intentionen ein, und durch die erlebte Enttäuschung machte sich bei meinem Vater eine chronische Reizbarkeit bemerkbar. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, daß bei Frauen überhaupt nach ihrer Verheiratung die geistige Regsamkeit durch den Widerspruch leidet, der in der ganzen organischen Natur zwischen Individuation und Reproduktion hervorgerufen wird, und daß sich eben durch diesen Widerspruch die natürliche und erst recht die künstlich erzeugte intellektuelle Betätigung auf ein Minimum beschränkt. Mein Vater war sich wohl seiner Launenhaftigkeit bewußt, aber ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß die Erkenntnis dieses Fehlers ihn leider nicht auf-

er rücksichtslosen Ausdruck gab. Er unterrichtete beispielsweise junge Menschen aus dem Handwerkerstande ohne Entgelt. Auch lud er einen alten Quäker, einen Brillenhausierer von Beruf, so oft dieser durch Derby kam, zum Tee und zu einem Plauderstündchen ein. Sein Altruismus zeigte sich auch in der Behandlung seiner Mieter, (er besaß einige kleine Häuser), nach deren Gesundheit er sich erkundigte und denen er oft den Zins erließ. Sein Wunsch, das Wohlergehen der anderen zu fördern, ging oft so weit, daß er, der selber mit dem Gelde rechnen mußte, schwere pekuniäre Opfer brachte. — Trotz der vielen, von der allgemeinen Sitte abweichenden Eigenheiten meines Vaters begegnete man ihm stets freundlich und höflich. Dies lag wohl an der Offenheit, mit der er seine Abneigung gegen jede Konvention zur Schau trug. Bemerkenswert ist, daß er nie demonstrativ Trauer anlegte, nicht einmal beim Tode seiner Eltern. Auf die Mode nahm er ebenfalls keine Rücksicht. Ich habe ihn nie anders gesehen, als in einer Art von blauem Rock, der seinem Geschmack entsprach. Den öffentlichen Wahlen war mein Vater abhold — er weigerte sich meist, von seinem Stimmrecht Gebrauch zu machen. Seine politischen Anschauungen waren keineswegs extreme, denn ich erinnere mich, daß er, als ich noch jung war, zu meinen antimonarchischen Aeußerungen den Kopf zu schütteln pflegte.

Nach seinen wenigen, aber von wirklich künstlerischem Talent zeugenden zeichnerischen und bildnerischen Versuchen zu urteilen, wäre aus meinem Vater ein Künstler geworden, hätten ihn nicht die äußeren Umstände zur Ergreifung seines Berufes bestimmt. Eine gute Beobachtungsgabe, verbunden mit einem erfinderischen Geiste und einer scharfen, präzisen Ausdrucksweise, auf die er viel Gewicht legte, gaben allem, was er schrieb, den Stempel außerordentlicher Klarheit. So kam es, daß seine Inventional Geometry, eine Reihe von Problemen und Erläuterungen, die als Vorbildung zum Verständnis des Euclid dienen sollte, in allen Schulen Verbreitung fand. Dieselbe Vollkommenheit der Form, die ihm viel Zeit und Kraft raubte, finden wir auch in seinem Lucid Shorthand, einer Anleitung zum Schnellschreiben,

deren Veröffentlichung er zeitlebens aufschob, da ihm immer wieder neue Aenderungen einfielen.

Eine wichtige Kehrseite seines Charakters darf ich nicht verschweigen. Er war nicht gütig meiner Mutter gegenüber. Anspruchsvoll und rücksichtslos, wie er war, fehlte ihm jener Ausdruck der Sympathie, die das Wesen einer Ehe ausmachen sollte. In fast pedantischer Weise bestand er auf einer Lebensführung, die er sich zurechtgelegt hatte — mochten nun die Umstände sein, welche sie wollten. Ich will nicht sagen, daß die Neigung seinerseits gänzlich fehlte, denn ich erinnere mich seiner Zärtlichkeit, wenn meine Mutter sich unwohl fühlte; aber meist traten seine etwas pedantischen Vorsätze in den Vordergrund. Im Alter ist er sich sicher bewußt geworden, daß er gar oft meine Mutter vernachlässigt habe, und ich glaube, die Gewissensbisse, die er sich darüber machte, trugen dazu bei, seine Widerstandsfähigkeit gegenüber einem langjährigen Leiden zu untergraben. Er starb im Jahre 1866. Verschiedene Gründe haben bei meines Vaters Verhältnis zu meiner Mutter mitgewirkt, einem Verhältnis, das seinem sonstigen Charakter so wenig entsprach. Er besaß in hohem Maße das Bestreben, das Shelley zugeschrieben wird: »die Welt zu reformieren«. Zweifellos fanden seine Bestrebungen bei meiner Mutter während ihrer siebenjährigen Verlobungszeit zuerst lebhafte Resonanz. Das Interesse, welches sie ihm entgegenbrachte, war jedoch nur ein erkünsteltes. Nach der Heirat ging sie nicht mehr wie früher auf seine Intentionen ein, und durch die erlebte Enttäuschung machte sich bei meinem Vater eine chronische Reizbarkeit bemerkbar. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, daß bei Frauen überhaupt nach ihrer Verheiratung die geistige Regsamkeit durch den Widerspruch leidet, der in der ganzen organischen Natur zwischen Individuation und Reproduktion hervorgerufen wird, und daß sich eben durch diesen Widerspruch die natürliche und erst recht die künstlich erzeugte intellektuelle Betätigung auf ein Minimum beschränkt. Mein Vater war sich wohl seiner Launenhaftigkeit bewußt, aber ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß die Erkenntnis dieses Fehlers ihn leider nicht auf-

Zweiter Teil.

Viertes Kapitel.

Meine Kindheit.

1820—1827.

Als mein Vater im Jahr 1819 meine Mutter heiratete, wohnte er in Derby, Exeter Row Nr. 12. Er war damals ungefähr 29, sie wohl 25 Jahre alt. Damals war unser Haus ein Neubau. Der kleine Garten war durch eine Wiese vom Derwentfluß getrennt, auf dessen jenseitigem Ufer das Häusermeer der Stadt sich ausdehnte, das nun allerdings durch die sich immer vergrößernden Vorstädte mit ihren Manufaktureien und Gießereien eingeschlossen und nun vom Rauch eingehüllt seinen Glanz verloren hat und heute recht rußig aussieht.

In diesem Hause wurde ich am 27. April 1820 geboren. Das erste Mal, daß meiner in der Familienkorrespondenz Erwähnung geschieht, betrifft meine Taufe — am 1. Juni. In einem Brief an meinen Onkel Thomas sagt mein Vater:

> Du hoffst, das Kind sei in der Kirche getauft worden — es ist überhaupt noch nicht getauft. Gegen die Kirchentaufe nimmt mich das Patensystem und das ganze Zeremoniell ein. Wenn die Taufe etwas anderes bedeuten soll, als daß man das Kind Gott weihen will, protestiere ich dagegen als etwas Absurdes. Ich stelle Dir jedoch eine Alternative: Du magst die Zeremonie vollziehen, wenn Du uns im September besuchst. Der Name, bei dem wir ihn jetzt rufen, ist Frederic, aber wir sind noch unentschieden zwischen diesem und Herbert.

Mein Vater ließ sich in seinen Erwägungen mehr durch unabhängiges Urteil als durch die Sitte bestimmen. Namenswiederholungen erschienen ihm als unsinnige Sentimentalität, der man mögliche Irrungen durch Verwechseln der Vornamen mit gleichnamigen Verwandten nicht zu opfern brauche. Die endgiltige Wahl meines Namens habe ich folgender Begebenheit zu verdanken. Noch vom Gymnasium aus hatte mein Onkel meinem Vater einige Gedichte des jungverstorbenen Herbert Knowles* eingeschickt. Die Bewunderung für diesen jungen Dichter teilte mein Vater vollauf, und, wie ich später erfuhr, war sie die Veranlassung zur Wahl des Namens Herbert.

Die Erinnerung an die Vorfälle meiner Kindheit hat, wie das wohl meist in vorgerücktem Alter der Fall ist, eine sekundäre Form angenommen — ich erinnere mich einfach dessen, was mir Erinnerung blieb. Ich hatte eine kleine Schwester Louisa, ein Jahr jünger als ich, die mit zwei Jahren starb; und lange hafteten mir verschwommene Bilder im Gedächtnis, wie ich mit ihr im Garten spielte.** Jahrelang schwebte mir auch eine Erinnerung vor, wie ich einst in der Stadt verloren ging, als ich die Straßen auf der Suche nach der Wohnung meiner Freunde durchwanderte: das Ergebnis war, daß der Ausrufer herumgeschickt wurde, mich aufzufinden. Am tiefsten hat sich jedoch eine Erinnerung an meine Kinderzeit in mein Gedächtnis gegraben, die wegen ihres psychologischen Interesses Erwähnung verdient, nämlich die Erinnerung daran, daß ich mich zum ersten Male ganz allein im Hause befand. Es war niemand zu Hause außer der Kinderfrau, die zu meiner Aufsicht zurückgelassen war. Diese ergriff die gute Gelegenheit, sich auf und davon zu machen, das Haus abzuschließen und mich mir selbst zu überlassen. Nun geschah es, daß an jenem Abend an der All Saint's Kirche in

---

* Ich hatte sie nie gedruckt gesehen, bis ich sie in der von Emerson einige Jahre vor seinem Tode verfaßten Anthologie fand.

** Es folgten noch fünf Geschwister, deren keines über eine Woche oder zehn Tage lebte. Es war ein Unglück für mich, keine Brüder, ein noch größeres, keine Schwestern gehabt zu haben.

Derby alle Glocken geläutet wurden, und während ich die Todesqualen des ersten Alleinseins erduldete, klangen die Glocken fröhlich weiter. Dieses traurige Alleinsein beim fröhlichen Klang der Glocken verband sich so innig in meinem Gedächtnis, daß ich in meinen jungen Jahren, und selbst später noch, so oft ich diese Glocken hörte, ein Gefühl von Traurigkeit nie los wurde.

Die Exeter Row Nr. 12 — (jetzt Exeter Street Nr. 27) — blieb unser Wohnort, bis ich vier Jahre alt war.

Bevor ich mich dem folgenden Teil meiner Kindheit zuwende, muß ich noch einige Erklärungen einschalten.

Außer dem Schulunterricht, den mein Vater einige Jahre vor seiner Heirat schon erteilte, und den er noch mehrere Jahre fortführte, gab er auch Privatstunden. Kaum den Knabenschuhen entwachsen, unterrichtete er die Kinder von Sir Wilmot von Chaddesden in der Nähe von Derby. Später gab er hauptsächlich in zwei Familien Unterricht: die eine war die des angesehenen Arztes Dr. Fox, dessen Kinder nur um weniges jünger waren als ihr Lehrer. Jedes von ihnen war nach einer besonderen Seite hin begabt. Charles, später Ingenieur, erwarb sich durch seinen Plan der Great Exhibition einen Namen — er erlangte den Ritterorden. Die andere Familie waren die Mozleys. Auch hier wurden zwei Glieder der Familie in späteren Jahren berühmt. James wurde Stiftsherr von Worcester und Verfasser von Eight lectures on Miracles und anderer Schriften. Der andere, Thomas, den ich im vorhergehenden Kapitel erwähnte, betätigte sich ebenfalls schriftstellerisch, ebenso seine Schwester, Miß Anne Mozley. Ein weiterer Schüler meines Vaters war Thomas Rymer Jones, der nachmalige Professor der Zoologie am King's College in London.

Durch die anstrengende Tätigkeit, wie Schul- und Privatunterricht sie mit sich bringen, wozu außerdem noch das Amt eines Ehrensekretärs der Derby'er Philosophical Society * kam, hat sich mein Vater gelegentlich überarbeitet. In seinem späteren Leben drückte er oft seine

---

* einer von Dr. Darwin begründeten Institution.

Verwunderung über seine Tätigkeit in jungen Jahren aus. Es war keine dringende Notwendigkeit, die ihn zu so übermäßigem Fleiße antrieb. Er hatte schon sein gut Teil erübrigt, da er seinem Schwiegervater dreizehn kleine Häuser abgekauft hatte, und außerdem noch ein ansehnliches Kapital zurückbehielt. Er war — ich möchte sagen — überängstlich in der Erfüllung seiner Pflicht. Die natürliche Folge davon war eine Erschütterung seiner Gesundheit. Seine nervösen Zustände, sein Mangel an Selbstbeherrschung, seine Reizbarkeit machten sich im häuslichen Leben unangenehm bemerkbar. Ich zweifle nicht daran, daß wenn mein Vater sich seine Gesundheit erhalten hätte, meine Erziehung eine bessere gewesen wäre. Seine gedrückte Stimmung hinderte ihn, jenen Anteil an meiner geistigen Bildung zu nehmen, der allein die Anhänglichkeit festigt und bei Kindern höhere Charaktereigenschaften hervorbringt. Wie viele gibt es, deren Leben glücklicher gewesen wäre, hätten ihre Eltern besser für sich und weniger für andere gesorgt!

Meines Vaters Gesundheit war schließlich in einem Grade untergraben, daß er gezwungen war, das Lehrfach ganz aufzugeben. Er nahm deshalb in New Radford bei Nottingham Wohnung, an der sogenannten Forest Side, einer Vorstadt, die an unbebautes Land grenzte. Hier brachte ich den übrigen Teil meiner Kindheit zu. Es tauchen mir aus dieser Zeit lebhafte Erinnerungen auf von meinen Wanderungen durch die Ginsterbüsche, die mir damals bis über den Kopf reichten. Es lag ein gewisser Reiz der Abenteuerlichkeit darin, die nahen Torfgruben bis in ihre hintersten Winkel zu durchstöbern, indem man hin und her lief, um auf einmal an einer ganz unerwarteten Stelle herauszukommen oder auch durch einen Abgrund aufgehalten zu werden, den das Wegschaffen der Erde auf Grubenkarren verursacht hatte. Dann gab es da Glockenblumen zu pflücken, die man sich unter stacheligen Aesten hervorholen mußte, an denen hier und da ein Flöckchen Wolle von vorübergezogenen Schafen hing. Es bedarf für Erwachsene einer Anstrengung, sich nur annähernd den viel imposanteren Eindruck vorzustellen, den die Welt auf Kinder macht, und

der durch die relative Größe der Gegenstände und durch die Nähe der Augen zu den Dingen auf dem Boden hervorgerufen wird.

Mein Vater erlaubte mir, den größeren Teil dieser Zeit ohne die üblichen Lehrstunden zuzubringen. Meine Mutter war als Kind zart gewesen, und daraus schloß mein Vater, daß ich mich noch nicht zur Schuldisziplin eigne. Sein eigener Zustand mag wohl auch zu solcher Vorsichtsmaßregel beigetragen haben. Gegen Auswendiglernen habe ich nach meines Vaters unzusammenhängenden Aufzeichnungen eine entschiedene Abneigung gehabt. Mit ungefähr vier Jahren lernte ich einige große Buchstaben, indem ich sie für ihn aus der Zeitung schnitt. Aber als mein Vater sah, daß ich zur Wiederholung meiner Kenntnisse keine Lust zeigte, ließ er auch diesen Versuch fallen. Natürlich folgte daraus, daß ich hinter anderen Kindern weit zurückblieb.

Nachdem mein Vater seinen Lehrberuf aufgegeben hatte, trat er in die Spitzenmanufaktur ein. Die Spitzenproduktion mittels Maschinen war damals eine Neuheit. Es wurde sehr viel damit verdient, und natürlich stürzte man sich auf die neue Industrie. Mein Vater kaufte mit zweien seiner Brüder Spitzenmaschinen, und da Nottingham der Hauptsitz dieser Manufaktur war, und Forest Side außerdem als gesund empfohlen war, ist es begreiflich, daß sein neues Unternehmen unseren Wegzug nach Nottingham bestimmte. Daß einer so schnell aufblühenden Industrie notwendigerweise eine Reaktion folgen mußte, sah keiner der Sanguiniker voraus. Die übergroße Produktion und die fallenden Preise brachten große Verluste.

Nachdem mein Vater während der drei Jahre, die wir an der Forest Side verlebten, seine Gesundheit wieder etwas ins Geleise gebracht hatte und durch die Umstände gezwungen war, in ein anderes Fahrwasser zu gelangen, nahm er seinen Lehrberuf in Derby wieder auf; er setzte seine Privatstunden fort. Zur Zeit, da wir wieder nach Derby zogen, war ich über sieben Jahre alt.

Fünftes Kapitel.

Meine Knabenzeit.

1827—1833.

Das Haus, in dem wir von unserer Rückkehr nach Derby ab wohnten, und das mein Heim bis zum Tode meiner Mutter blieb, war Wilmot Street Nr. 8 (später 17 und schließlich Nr. 34). Damals war seine Nachbarschaft grundverschieden von der jetzigen. Es war eine der neuen Straßen, über deren noch unbebautem gegenüberliegenden Teil man einen Blick auf die Stadt gewann. Nicht nur die angrenzende Umgebung, die ganze Gegend hat sich dahin verändert, daß auf den einstigen angrenzenden Feldern jetzt Straßen mit Villen entstanden sind, und weiterhin sich die Fabrikvorstadt ausdehnt. Wo ich einst Blumen pflückte und Haselnüsse suchte, sind nun Werkstätten und Eisenschienen zu finden. Und wo ich einst auf die Suche nach Brombeeren ging, stehen heute häßliche Fabriken.

Mein Leben als Knabe war ein völlig uneingeschränktes, da ich unter gar keiner Kontrolle stand. Ich war meist in dem hinter unserem Hause befindlichen Garten und dem daran anschließenden Gemüsegarten zu finden. Oft, wenn ich mich hätte mit einer Aufgabe beschäftigen sollen, die mein Vater mir gestellt hatte, fand man mich in der Betrachtung von Bienen versunken, oder ich zielte auf die Vögel, die sich auf Mauern und Hecken setzten; oder mein Interesse war auf ein Faß mit trübem Wasser gerichtet, auf dessen Oberfläche die Larven von Mücken von Zeit zu Zeit erschienen, um ihr Schwanzende zum Atmen herauszustrecken und dann wieder zu verschwinden. Die meisten Kinder sind ihrer natürlichen Veranlagung nach Naturforscher, und würde man sie ermutigen, ihrem Hange zu folgen, so würden sie wohl die besten Beobachter abgeben. Mein Vater tat wohl daran, meinen Hang zur Naturgeschichte zu unterstützen.

Meine Hauptbeschäftigung jedoch war die des gewöhnlichen Schulknaben, der sich an Samstagnachmittagen und sonstigen Mußestunden den Streifzügen in die Umgegend über-

läßt. In meiner Abenteuerlust schweifte ich in der ganzen Umgebung von Osmaston und Normanton umher, wo ich denn auch bald jede Hecke kannte. Meinen Ausflügen aber habe ich so manche Kenntnis der Dinge zu verdanken, und meine Betrachtungen über Natur und Welt entstanden eben in solchen Mußestunden. Von allen Beschäftigungen gewährte mir das Fischen das größte Vergnügen. Im Derwent, der damals nicht der schwarze schmutzige Strom von heute war sowie in den Kanälen, bot sich uns dazu treffliche Gelegenheit. Mein Vater hielt mich dazu an, mich in der Handfertigkeit zu üben, indem er mir zur eigenen Herstellung der Angeln und Angelhaken Anleitung gab. Die Bekanntschaft mit den Söhnen des Farmers Ordish, die in Ingleby wohnten, und öfters nach getaner Feldarbeit zu Lektionen bei meinem Vater erschienen, ermöglichte mir auch diesem meinem Lieblingsvergnügen, sowie vielen anderen Zerstreuungen nachzugehen. Der älteste der Söhne, ein erfinderischer Kopf, der mit allerhand technischen Kenntnissen vertraut war, wurde meinem Vater dadurch bekannt, daß er der Derby'er naturwissenschaftlichen Gesellschaft eine mit Wasserstoff aufgeblasene Kalbsmembran überreichte, die er ohne erheblichen Schaden mit Hilfe eines Federmessers gelöst hatte. — Für mich Stadtkind bot dieser Landaufenthalt, wo ich öfters meine Ferien zubringen durfte, ungeahnte Reize.

Als ich neun oder zehn Jahre alt war, wäre ich durch meine Freude am Angeln beinahe ums Leben gekommen. Ich fiel in den Derwent, ein Ereignis, das ich damals zu träumen glaubte, ebenso wie im umgekehrten Fall Träume uns während ihrer Dauer als wirkliche Tatsachen erscheinen. Erst als ich zum zweitenmal an der Oberfläche erschien, kam es mir zum Bewußtsein, daß ich wirklich im Wasser war. Ein sechzehnjähriger Bursche, George Holme, war derjenige unter der großen Zuschauerzahl, der beherzt genug war, mich mit Gefährdung des eigenen Lebens zu retten. Als ein Mann von ausgezeichneten Qualitäten, nahm jener Holme später eine hohe Stellung ein.

Von meinen Beschäftigungen im Freien bekam eine bald wissenschaftlichen Charakter, nämlich die Insekten-

beobachtung, die ich indirekt schon erwähnte. Ich verfolgte mit großem Eifer die ganze Entwicklung vieler in Derby vorkommender Insekten und legte eine Sammlung an. Gelegentlich unterwies mich mein Vater im Zeichnen, und es gelang mir bald, Zeichnungen von Motten, Schmetterlingen und allerhand Fliegen und Käfern zu entwerfen, denen ich eine kurze Beschreibung beifügte. Ich finde unter den von meinem Vater aufbewahrten Erstlingsversuchen ein merkwürdiges Exemplar, nämlich eine Motte, die sich aus einer von mir aufbewahrten Larve entpuppte — ohne Flügel. Wahrscheinlich war es ein Weibchen, das von Geburt an flügellos oder mit rudimentären Flügeln versehen war. Das Zeichnen und Malen wurde mir nun zur Freude; ich nahm meine Fortschritte wahr und fing nun auch an, im Freien nach der Natur zu skizzieren. Ich erinnere mich nur zu gut, wie ich mit einem spazierstockartig zusammenklappbaren Feldstuhl ganz stolz hinaus wanderte und darauf los zeichnete, einmal sogar eine alte Burgruine nachmodellierte.

In Bezug auf Freuden rein geistiger Art gewährte es mir eine ganz besondere Lust, Luftschlösser zu bauen. Pläne, die unausführbar waren, zu erdenken, war eine Beschäftigung, der ich auch noch als erwachsener Mensch nachhing. Meine Zerstreutheit ging dabei zuweilen so weit, daß ich auf der Straße laut über meine Fiktionen sprach, und erst dadurch, daß sich aller Blicke auf mich richteten, dessen gewahr wurde. In meine Phantasiebilder vertieft, vergaß ich oft den Zweck meines Ausgangs und befand mich plötzlich wieder zu Hause, wo ich, zur Wirklichkeit zurückkehrend, meinen Irrtum bemerkte. Ich bin nicht der Ansicht, daß es schädlich sei, Luftschlösser zu bauen; ich glaube im Gegenteil, daß eine solche Tätigkeit der Einbildungskraft die Basis zu zukünftigen wirklichen Plänen bildet. Diese Eigenheit, die mir mein Vater oft mit den Worten vorwarf: Herbert konnte wieder 'mal keine zwei Dinge zugleich im Kopf behalten, wurde tatsächlich bei mir Ursache späterer Unannehmlichkeiten. Gleichzeitig mit dieser meiner Leidenschaft, Luftschlösser zu bauen, mag hier meine Vorliebe für Romane genannt werden. Obschon es nicht in

meiner Eltern Sinne war, wanderte so mancher Penny in die Lesebibliothek, die voll alter Geschichten wie The castle of Otranto oder The stories of Mrs. Radcliffe steckte. Kinderbücher habe ich nur wenige gekannt, da mein Vater die moralischen Lehren der meisten mißbilligte und gar oft ausstrich. So gewöhnte ich es mir an, heimlich mit einem Freunde oder auch im Bett zu lesen, bis meine Mutter mich einmal dabei ertappte, als sie abends auf mein Zimmer kam, um zu sehen, ob meine Kerze ausgelöscht sei. Aber ich kam auf einen Ausweg, meine nächtliche Lektüre trotzdem fortzusetzen. In einer Zimmerecke befand sich ein großer, fest angebrachter Schrank. In diesen stellte ich die Kerze, sobald ich die Schritte meiner Mutter auf der Treppe hörte. Nachdem sie sich in der Meinung, daß alles in bester Ordnung sei, zurückgezogen hatte, nahm ich das Licht wieder hervor und begann von neuem zu lesen. Ich glaube, der Schrank existiert noch, an dem die Unterseite eines der Bretter schwarze Brandflecken aufweist. Zu dieser Zeit mag ich 11 oder 12 Jahre alt gewesen sein.

Nachdem ich einige wichtige Züge, die meine Kindheit charakterisieren, geschildert habe, will ich etwas darüber berichten, wie meine physischen, ethischen und geistigen Fähigkeiten zu jener Zeit beschaffen waren. Da man mir während meiner Kindheit keinerlei Zwang auferlegt hatte, war mein Gesundheitszustand ein zufriedenstellender. Ich war ziemlich kräftig und erinnere mich nicht, je ernstlich krank gewesen zu sein. Ich kann nicht sagen, daß ich an Kraftüberschuß litt, wenn sich auch manchmal bei mir ein Bedürfnis nach Entladung meiner Kräfte bemerkbar machte. Einige Ueberlegenheit meinen Kameraden gegenüber zeigte ich im Rennen, was ich aber auch meinen außergewöhnlich langen Beinen zu verdanken hatte. Trotz meines ausgesprochenen Bedürfnisses nach Bewegung war ich eher von ruhigem Temperament. Die Ungeduld, mit der ich physische oder moralische Schmerzen ertrug, war auch ein Zug, den ich von meinem Vater ererbt hatte. Vielleicht hing mit dieser Abneigung meine Friedfertigkeit zusammen. Ich scheute als Junge im allgemeinen jedweden Kampf, aus dem mir irgend ein

Schmerzgefühl erwachsen konnte. Doch machte sich diese Eigenheit nicht bei allen Vorkommnissen geltend. Ich achtete weder Schmerz noch Gefahr, und nichts konnte mich zurückhalten, wenn mein Zorn zum äußersten erregt wurde. Einer meiner hervorstechendsten Charakterzüge, welche in meiner Kindheit und auch später zutage trat, war meine Nichtachtung aller Autorität; die Folge davon war natürlich ständiger Ungehorsam. Meinen Eltern bereitete ich dadurch viel Sorgen und Aerger, aber anstatt mir die in solchen Fällen üblichen Strafen zu erteilen, hielten sie mir unaufhörlich lange Reden und so kam es denn, daß meine Abneigung gegen Subordination sich eher noch steigerte. Da es mir widerstrebte, mich älteren Kameraden zu unterwerfen, mißbrauchte ich auch niemals meine Macht jüngeren gegenüber. Der Drang, die eigene Freiheit zu wahren, bewog mich, sie auch bei den anderen zu achten. Wenn es gelegentlich mit einem Kameraden Streitigkeiten beim Spielen gab, hielt mein Zorn nie lange an. Ja, ich erinnere mich eines Falles, wo mich ein Junge beleidigte, in einem Augenblick, da ich wehrlos war. Ich schwor, mich bei nächster Gelegenheit an ihm zu rächen. Als ich ihn nach einiger Zeit in meine Gewalt bekam, war mein Zorn jedoch verflogen, und ich ärgerte mich später oft noch sehr, daß ich damals die Lust verloren hatte, den Racheakt zu vollstrecken.

Ich möchte nicht, daß man meine Vorliebe für den Fischersport als Neigung zur Grausamkeit auslege. Im Vergleich zu andern Jungen war ich gut zu Tieren; ich quälte sie niemals, denn ich konnte sie nicht leiden sehen. Als mich einmal ein Freund mitnahm, um zuzusehen, wie ein Ochse geschlachtet wurde, floh ich im Moment, als die Katastrophe sich vollziehen sollte. Später hielt mich das Mitgefühl für die Tiere auch vom Fischen ab.

Was meine intellektuellen Fähigkeiten in jenem Alter anbetrifft, so war mein Gedächtnis eher unter dem Durchschnitt als darüber — in bezug auf Schnelligkeit des Fassens und Dauer des Behaltens. Mich setzten Leute stets in Erstaunen, die die Personen aus Romanen oder Stellen aus einem Gedichte ohne weiteres zitieren konnten. Tatsache

ist, daß ich schon in der Jugend längeres Lesen nicht aushielt, was ich wohl meinem zeitlich begrenzten Fassungsvermögen zuzuschreiben habe. Es war, als ob mein intellektuelles Verdauungssystem verhältnismäßig klein ausgefallen sei und keine schweren Mahlzeiten vertrüge. Vielleicht war schon damals, wie in meinem späteren Leben, das Streben in mir vorherrschend, die einmal aufgenommenen Ideen sofort zu verarbeiten. Reisebeschreibungen und Romane ausgenommen, war ich nicht imstande, länger als eine oder zwei Stunden zu lesen. — Wenn mir auch eine systematische Einschulung wider die Natur ging, so eignete ich mir doch Kenntnisse mannigfacher Art mit Leichtigkeit an.

Von dieser kurzen Charakteristik meiner moralischen, geistigen und physischen Eigenschaften will ich zu der Erziehung übergehen, die ich zwischen meinem 7. und 13. Lebensjahre genoß. Mein Ungehorsam bildete sich zu einem chronischen Widerspruchsgeist aus. Die geringen Strafen, die mir zuteil wurden und die meist nur aus harten Worten bestanden, da mein Vater unglücklicherweise gegen körperliche Strafen eingenommen war, vermochten mich nicht von meinem Gebaren abzubringen, sondern ermutigten mich eher dazu. Die Uebermüdung, welche bei meinem Vater durch die Erfüllung seiner mannigfachen Pflichten herbeigeführt wurde, hatte einen Mangel an Energie mir gegenüber zur Folge. Er war nicht imstande, mich mit Vernunftgründen zu überzeugen. So führten denn seine immerwährenden Vorwürfe über mein Betragen eine Art von Abneigung, später sogar eine Entfremdung herbei. Es war für meinen Vater bezeichnend, daß er stets in seinen Auseinandersetzungen mir als Höchstes vor Augen hielt, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Es konnte dieser Wunsch keineswegs zur Aufstachelung meines Ehrgeizes dienen. Ich sah damals den Zweck, der allgemeinen Wohlfahrt dienlich zu sein, noch nicht als höchstes Bestreben an.

Ich habe die Tatsache schon erwähnt, daß meiner beider Eltern Familien Wesleyaner waren. Einer Natur wie der meines Vaters mußte die Kirchenzucht der Methodisten je-

doch widerstreben, und durch häufiges Zusammentreffen mit methodistischen Geistlichen, die ihre Macht auf alle Mitglieder der Gemeinschaft auszuüben suchten, machte sich vollends eine Entfremdung fühlbar. Während meiner Knabenzeit schon machte er sich mit der Richtung der Society of Friends vertraut, deren Priesterlosigkeit seinem Geschmack entsprach. Allmählich gewöhnte er sich an den Besuch des Quakervereins. Nicht etwa, daß er irgend eine ihrer Eigentümlichkeiten annahm, aber ihr völliger Individualismus behagte ihm. Er ging einfach zum Zwecke einer Stunde ruhigen Nachdenkens hin. Zwischen meinen Eltern wurde ein Kompromiß geschlossen: ich ging Sonntags morgens in das Friend's Meeting House und abends mit meiner Mutter in die Methodistenkapelle. Mein Vater fürchtete, mich gegen die Neigung meiner Mutter für die neugewonnene Richtung einzunehmen, was übrigens unbegründet war, da ich keinerlei wahrnehmbare Wirkung verspürte. Das einzige Resultat war vielleicht, daß meine Ansichten durch die Darbietung von verschiedenen Meinungen und Gebräuchen einen weiteren Horizont erhielten.

Meine intellektuelle Erziehung wurde nicht von meinem Vater, sondern von Mr. Mather, einem Lehrer der mechanischen Lehrmethode, geleitet. Im Auswendiglernen von Lektionen aber war ich sehr schwach; ich darf wohl sagen, daß ich nie eine Lektion fehlerlos aufsagte, und es war diesem Lehrer nicht gegeben, seine Schüler für den Gegenstand zu interessieren. In den Notizen meines Vaters finde ich die Bemerkung: Er war außerordentlich unwillig, wenn er lateinische Grammatik lernen sollte; schließlich fanden wir heraus, daß es ihrer Systemlosigkeit wegen war. — Diese Vermutung mag wohl in gewisser Hinsicht richtig gewesen sein, aber die Tatsache entsprang wohl hauptsächlich meiner Abneigung gegen alles Auswendiglernen, ebenso der damals noch unbestimmt in mir liegenden Mißbilligung jeder dogmatischen Form. Die bloße gebieterische Feststellung: so und so ist so und so, ohne sichtliche Begründung, scheint mich abgestoßen zu haben.

Als ich zehn Jahre alt war, kam ich von der erwähnten

Schule in diejenige, welche mein Onkel William von seinem Vater übernommen hatte. Meines Onkels Lehrmethode war, dank seiner Ueberlegenheit und dank den Anweisungen, die mein Vater ihm erteilte, eine verhältnismäßig gute. Außer den gewöhnlichen Lehrgegenständen wurden wir auch im Zeichnen unterrichtet. Wir lernten überdies die mechanischen Kräfte und ihre Ursachen kennen, und ich erinnere mich noch an einen Satz, den mein Onkel uns bei solcher Gelegenheit oft wiederholte: Was an Kraft verloren geht, wird an Zeit gewonnen. Ich erfaßte ziemlich schnell solche Dinge, welche an die Vernunft Ansprüche stellten, ja, ich soll sogar, wie ich später von einem Kameraden erfuhr, darin als Erster der Schule gegolten haben. In der Tat war durch die vernünftigere Lernmethode mein Eifer etwas gesteigert. Besondere Freude machte es mir, nach dem Gedächtnis geographische Karten zu zeichnen. Ich erreichte darin eine besondere Geschicklichkeit. Diese ungewöhnliche Fassungsgabe für Ortsverhältnisse ging mir im späteren Leben verloren.

Meine Bildung außerhalb der Schule wurde vornehmlich durch Zuhören von Erörterungen, die mein Vater mit seinen Brüdern pflegte, gefördert. Sie waren meistens lehrreicher Art: bald über Politik oder Religion, bald über Wissenschafts- oder Rechtsfragen. Auch hatte ich Gelegenheit, durch Experimente wissenschaftliche Phänomene kennen zu lernen. Mein Vater besaß eine Elektrisiermaschine und eine Luftpumpe, und gar oft hatte ich die Vorbereitungen zu seinen Demonstrationen zu treffen. Auf diese Weise eignete ich mir schon früh einige Kenntnisse in der Physik an. Gelegentlich wurde ich auch in die Chemie eingeführt. Mein Vater übertrug mir nämlich das Herstellen von Wasserstoff. Diese Uebung blieb nicht ohne lehrreiche Folgen: denn, indem ich Wasserstoff aus Reduktion der Schwefelsäure mit Eisenspänen gewinnen wollte, fand ich später die Kristalle des schwefelsauren Eisensalzes in der also entstandenen Lösung. Diese Kristalle zogen mich durch ihre Schönheit dermaßen an, daß ich das Experiment oftmals, nur um das Resultat zu sehen, wiederholte. Durch Ungeschicklichkeit beschädigte ich oft Möbel und

Kleider mit den scharfen Säuren, aber mein Vater opferte gerne diese kleinen Schäden den Kenntnissen, die ich dadurch erwarb. Nach und nach wuchs mein Interesse für Chemie, und ich suchte meinem Vater oft chemische Probleme zu interpretieren. Es kam wohl vor, daß er zu einer meiner Erklärungen bemerkte: Ja, Leute, die nichts davon verstehen, würden das wohl sehr gelehrt finden — aber es stimmt nicht. In der Möglichkeit, aus dem Zusammenwirken von Erscheinungen überhaupt Hypothesen abzuleiten, kennzeichnet sich dieselbe Kraft, die wohl durch unvollkommene Beweisführung zu irrigen Schlüssen, durch Klarlegung indes auch zu einem richtigen Schluß führen kann.

Meine Bildung wurde ergänzt durch die verschiedenartige Literatur, die mir stets zur Verfügung stand. Mein Vater war Sekretär der Derbyer naturforschenden Gesellschaft, die aus etwa 20 der gebildetsten Männer der Stadt, zum größten Teil aus Medizinern, bestand. Neben der wissenschaftlichen Bibliothek, die dieser Gesellschaft gehörte, hielt sie auch eine ganze Anzahl von Zeitschriften. Diese machten die Runde bei den Mitgliedern der Gesellschaft. Mich interessierten besonders die British and Foreign Medical Review und die Medico-Chirurgical Review. Außerdem standen meinem Vater die Zeitschriften der Methodistenbibliothek zur Verfügung, worunter sich Mechanics' Magazine und Chambers's Journal befanden. Ich las mit Vorliebe diejenigen Zeitschriften, die mechanische, physikalische und medizinische Themata behandelten. Aus einer anderen Bibliothek erhielt ich geschichtliche Bücher. — Wie es kam, daß sich damals gerade Lust zu Geschichtswerken bei mir fühlbar machte, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, in jugendlichem Alter ist das Interesse an Tatsachen vorherrschend; damals interessierten mich Erzählungen über merkwürdige Begebenheiten, Einzelheiten über Schlachten und Belagerungen viel mehr als jetzt. Ich las Rollins Ancient History, ich las auch Gibbon, doch ich habe nur noch eine undeutliche Idee von dem Inhalt. — Die Ergebnisse meiner Erziehung d. h. die Kenntnisse, die ich mit meinem 13. Jahre besaß, waren folgende: In Latein und Griechisch blieb ich in den Anfangsgründen

stecken. Von der englischen Grammatik hatte ich vollends keine Ahnung; ich hatte nie eine Aufsatzstunde. In der Mathematik hatte ich die durchschnittlichen Kenntnisse. Von der englischen Geschichte wußte ich nichts. Auch von Geschichte und Literatur der Antike hatte ich keinen rechten Begriff, ebensowenig von Biographien. Was dagegen die Natur und ihre Beschaffenheit anbetrifft, so wußte ich wohl mehr als die meisten Knaben meines Alters. Meine Begriffe von physikalischen Prinzipien und Prozessen waren bestimmt und klar; auch Einzelerscheinungen in Physik und Chemie waren mir bekannt. Ferner hatte ich mir durch eigene Beobachtung und durch Lesen einige Kenntnisse des Tierlebens, speziell des Lebens der Insekten, angeeignet. Von Botanik wußte ich gar nichts, weder von allgemeiner noch von systematischer. Durch Reisebeschreibungen hatte ich mich ein wenig über die verschiedenen Weltteile und deren Bewohner orientiert. Einige mechanische, medizinische, anatomische und physiologische Kenntnisse, die ich aus Büchern schöpfte, bildeten einen Besitz, den ich wohl vor anderen meines Alters voraus hatte.

Es bleibt mir indes noch übrig, die ungewöhnlich starke geistige Disziplin zu erwähnen, die ein Hauptaugenmerk meiner väterlichen Erziehung bildete. Ein „Hilf dir selbst" in allen Lebenslagen wurde zum Prinzip erhoben, und daraus folgte die Anleitung zum selbständigen Denken. Eine beständig wiederkehrende Frage meines Vaters war: Was ist wohl die Ursache von dem und dem? Oder, sich direkt an mich wendend: Kannst du mir die Ursache davon sagen? Und so wurde die Neigung in mir gefestigt, alle Erscheinungen als aus einer natürlichen Ursache hervorgehend zu erklären. Die Voraussetzung der Allgemeingültigkeit von Ursache und Wirkung schloß jeden Glauben an Wunder aus. Ich erinnere mich nicht, daß mein Vater jemals etwas als Folge einer übernatürlichen Macht erklärte. Hatte er sich auch, wie ich aus einzelnen Vorfällen schließen kann, vom Aberglauben seiner Zeit noch nicht ganz befreit, so zeigte sich doch keine Spur davon in seinen Gesprächen, sondern er wies im Gegenteil stets auf Naturgesetze als Ursache aller Dinge hin. Autoritätsrück-

sichten würden ihn nie zur Annahme eines anderen Glaubens bestimmt haben. Dieselbe ihn leitende Unabhängigkeit des Urteils, war er bestrebt, — ob absichtlich oder unabsichtlich — auch bei anderen zu unterstützen, und in mir hat er diese mir angeborene Neigung — ob mit oder ohne Vorhaben — sicher noch gefestigt.

Sechstes Kapitel.

Eine Reise und eine Flucht.

1833.

Gegen Ende Juni 1833, kurz nach meinem 13. Geburtstage, machten sich meine Eltern mit mir auf, um meinen Onkel Thomas in Hinton Charterhouse bei Bath zu besuchen. Die Erinnerung an den ersten halben Tag unserer Reise ist mir entschwunden; mir bleibt nur noch eine Ahnung davon, daß wir Lichfield streiften, um nach Birmingham zu gelangen. Der zweite Reisetag jedoch hat einen so lebhaften Eindruck in meinem Gedächtnis hinterlassen, wie kaum mehr ein anderer Tag in meinem ganzen Leben.

Vor meiner Erinnerung stehen zu allererst die Villen außerhalb Birmingham, an die sich für mich der trügerische Glaube knüpfte, daß sich dort ein wonniges Leben zubringen lassen müsse. Dann kam die Anhöhe von Lickey, wo wir aus dem Wagen stiegen, um den Weg zu Fuß fortzusetzen. Und dann die malerische alte Stadt Bromsgrove, mit ihren alten Holzhäusern; es war Markttag. Kurz darauf gelangten wir nach Droitwich, einer ähnlichen Stadt, die sich jedoch durch ihre dampfenden Salzwerke von Bromsgrove unterschied. Inzwischen kamen die Malvernhügel in Sicht, die mich in hohem Grade interessierten als die ersten Berge, die ich überhaupt sah. Obschon ich in Derbyshire geboren bin, hatte ich noch nie die malerischen Gegenden meiner Graf-

schaft gesehen. Nun ging's weiter nach Worcester, einem saubern und freundlich aussehenden Städtchen, wo ich zum erstenmal Most versuchte, da es in Derby keinen gab. Dann erreichten wir Tewkesbury mit seiner einzigen langen Straße, in die die Kutsche einbog, nachdem wir über die Avonbrücke gefahren waren. Schließlich kamen wir nach Cheltenham, der elegantesten Stadt, die ich bis dahin gesehen hatte. Hier wurden die Pferde gefüttert, und wir hatten Zeit, uns darin umzusehen. Wir fuhren nun langsam den Leckhampton-hügel nach Cotswolds hinauf und ich entsinne mich, daß mein Vater während der Fahrt bergauf seine Bemerkungen über die lokale Aussprache machte. Das Tal, welches sich nun unserem Blick bot, entzückte mich durch seinen mir ganz neuen Charakter. Durch das Tafelland ging es nun weiter nach Pettyfrance, über die Straße nach Cold-Ashton, bis wir endlich um acht Uhr abends in Bath ankamen. Heute, wo ich das Reisen hasse und immer den Zug auswähle, der am schnellsten fährt und die wenigsten Stationen macht, kommt es mir seltsam vor, wenn ich an jenen Abend zurückdenke, wo ich, als wir aus der Kutsche stiegen, es unendlich bedauerte, daß wir schon am Ziele angelangt waren. Zwölf Stunden beständigen Schauens hatten mir nicht genügt. Als wir noch am selbigen Abend im Zwielicht nach Hinton fuhren, lehnte ich mich beständig aus dem Wagen, um in den Schatten des Tales noch etwas zu erkennen.

Mein erster Tag in Hinton war entzückend. Wie viel Neues gab es hier zu sehen! Ich kann mich des Eindrucks noch so gut erinnern, den mir ein Streifzug durch die Felder machte, wo ich im Lichte der Sommersonne alle die neuen Blumen, Schmetterlinge und Käfer entdeckte! Blaue Schmetterlinge, wie ich zu Hause nur einen einzigen gesehen hatte, gab es hier in Hülle und Fülle. Die folgenden Tage, an denen ich größere Ausflüge unternahm, gewährten mir ähnliche Genüsse. Kurz nach unserer Ankunft fand ich ein Raupennest mit Puppen von Pfauenaugen. Ich kannte diese Raupenart bisher nur von Abbildungen und brachte sie triumphierend heim. Auf die Bitte meines Vaters erlaubte mir mein Onkel, sie aufzuziehen, ein Experiment, das ich

schon oft gemacht hatte und das mir daher keinerlei Schwierigkeiten bot.

Die nächsten Tage brachten mir bittere Enttäuschung. Ich hatte mir vorgestellt, hier meine Ferien zu verbringen; da nahm mich mein Onkel eines Morgens zu sich, um mit mir den ersten Lehrsatz des Euclid durchzunehmen. Bei meiner Unlust an allem, was Schule oder Bücher hieß, machte ich mich mit großem Unwillen daran. Trotzdem ging es besser, als ich es mir vorgestellt hatte, weil meine Fähigkeiten scheinbar mehr in dieser Richtung lagen als in allem andern, womit ich mich bis jetzt beschäftigt hatte; es geht dies deutlich daraus hervor, daß ich in einem Zeitraum von vierzehn Tagen das halbe Buch bewältigte. Sonst wurde eigentlich nichts von mir verlangt, als daß ich abends vorzulesen hatte. Ich wurde von meinem Onkel als schlechter Vorleser verurteilt, (worin er recht hatte, denn ich pflegte beim Lesen so zu eilen, daß ich sehr undeutlich artikulierte); aber meine Wortkenntnisse setzten ihn einigermaßen in Erstaunen.

Nach ungefähr vier Wochen, während welcher meine Stunden oft unterbrochen wurden — aus Rücksicht auf meine Eltern, zu deren Ehren man gemeinsame Ausflüge unternahm — war die Zeit zur Abreise gekommen und nun wurde mir eine Eröffnung gemacht, die mich noch mehr verblüffte als die erste. Ich sollte allein in Hinton zurückgelassen werden. Es schien, daß man diesen Entschluß bereits vor zwei Monaten gefaßt hatte. Es wurde mir schwer, mich mit meinem Schicksal abzufinden. Zehn Tage lang ging alles seinen gewöhnlichen Gang — da traten Meinungsverschiedenheiten zwischen mir und meinem Mitschüler S. ein. Scharfe Worte fielen, denn ich konnte es schon damals nicht unterlassen, mich auseinanderzusetzen. Um dem Uebel abzuhelfen, beschloß mein Onkel, uns getrennt lernen zu lassen, ihn Morgens und mich am Nachmittag. Doch dieser Beschluß, der Ende Juli ausgeführt wurde, steigerte meine Unzufriedenheit aufs äußerste. Zu Hause war ich nie unter so strenger Aufsicht gewesen, und ich machte meiner Sehnsucht oft in dem damals volkstümlichen Heimatliede Luft: „Jene

Abendglocken.“ Aber das war nur eine schwache Linderung für mein Heimweh. Ich fühlte mich zu einer rebellischen Tat gedrängt, und es bedurfte nur noch der Aenderung, die mir die Kameradschaft von S. entzog, um meinen Entschluß zu bestimmen. Als mein Stubengenosse S. und ich abends unsere Kerzen anzündeten, um zu Bett zu gehen, sagte ich, auf unsere getrennten Unterrichtsstunden anspielend: Es wird nicht mehr vorkommen! Der nächste Morgen offenbarte den Sinn meiner Bemerkung. Ich war kurz nach sechs Uhr aufgestanden, in der Absicht, nach Derby zurückzukehren. Ich erreichte Bath in weniger denn einer Stunde, kaufte mir dort ein Brötchen und setzte meinen Weg über Cheltenham fort. Und als ich so den Berg erklomm, schielte ich ab und zu über die Schulter hinweg, ob mich auch niemand verfolge. Aber mit der Zunahme meiner Entfernung von Hinton verringerte sich meine Furcht davor, den Ponywagen hinter meinem Rücken sich nähern zu hören. Wie ich so in der heißen Sonne weiterwanderte, wurde ich mir meines hilflosen Zustandes bewußt: Weit entfernt von allen, die ich kannte, fast ohne Geld, ohne die Möglichkeit umzukehren — mit einem unendlichen Weg vor mir. Kein Wunder, daß ich von Zeit zu Zeit in Tränen ausbrach, was mich jedoch nicht hinderte, meine Eile zu verdoppeln. Ich durchwanderte die eintönige Straße und kam am Nachmittag an das Ende der Hochebene, um endlich ins Tal von Stroud niederzusteigen. Das malerische Tälchen in seiner ganzen Lieblichkeit, wie ich es vor wenigen Wochen in mich aufgenommen, erschien mir heute — aus meiner eigenen Verfassung heraus — in ganz anderem Lichte.

Als ich zwischen fünf und sechs Uhr abends Stroud erreichte, bat ich einen Mann, mir den Weg nach Cheltenham zu zeigen. Du willst doch nicht noch heute abend dorthin? fragte er mich ganz erstaunt. Was hätte er erst für Augen gemacht, wenn ich ihm erzählt hätte, welche Strecke Wegs ich bereits zurückgelegt hatte! In Cheltenham, wo ich etwa um zehn Uhr ankam, übernachtete ich in einem kleinen Wirtshaus außerhalb der Stadt. Meine zwei Schillinge Taschengeld mußten für die ganze Reise vorhalten. Meine Nahrung

bestand aus Brot und Wasser; manchmal leistete ich mir ein Glas Bier. In Cheltenham schloß ich kein Auge. Die Ueberanstrengung und die Aufregung des Tages — ich hatte 48 Meilen zurückgelegt — hielten mich wach. Am nächsten Morgen nahm mich ein Fuhrmann für eine kurze Strecke mit auf seinen Wagen. Dann setzte ich meinen mühsamen Weg wieder zu Fuß fort, — von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Malvernhügel werfend, die mich wie alte Freunde anmuteten. Meile für Meile legte ich in der Augustsonne auf der staubigen Landstraße zurück, über Tewkesbury und Worcester nach Droitwich und Bromsgrove, wo ich am Abend des zweiten Tages ankam. Ich hatte die Absicht, die Nacht bis Birmingham zu wandern, doch ein schreckliches Erlebnis hinderte mich daran. Einige Meilen hinter Bromsgrove gesellte sich ein italienischer Bilderverkäufer zu mir. Wenn ich mich setzte, setzte er sich zu mir und wenn ich ging, holte er mich rasch wieder ein. Plötzlich zog er ein großes Messer aus der Tasche, — es war acht Zoll lang oder noch länger. Die Art und Weise, wie er es betrachtete und sich darüber freute, machte mich schaudern. Es mag Einbildung meines übermüdeten Gehirns gewesen sein, aber nun verließ mich der Gedanke nicht mehr, daß er mich töten wolle. Bei der Herberge, die wir gerade erreichten, bat ich um ein Nachtlager. Glücklicherweise wurde ich aufgenommen, während man den Italiener abwies. Doch auch in dieser Nacht konnte ich keinen Schlaf finden. Ich befand mich wohl in jenem Fieberzustande, der wach hält. Am folgenden Tage ließ mich der Fuhrmann eines Güterkarrens aufsitzen und brachte mich bis Birmingham, von wo aus ich bis Lichfield zu Fuß weiter wanderte. Hier sah ich gerade vor dem größten Hotel die Derby'er Kutsche abfahren. Ich hielt den Kutscher auf und erzählte ihm meine Geschichte. Er hatte Mitleid mit mir, und da genug Platz im Wagen war, fuhr er mich umsonst bis Burton. Als ich ihm hier meine übrig gebliebenen Pfennige anbieten wollte, wies der gute Mann sie zurück und erlaubte mir, bis Derby sitzen zu bleiben. Hier kamen wir um drei Uhr nachmittags an. An diesem Tage war ich etwa 20 Meilen gewandert. Diese

mehrtägige Ueberanstrengung konnte nicht ohne schädliche Folgen für meine körperliche Entwicklung bleiben. Daß es einem 13jährigen Jungen überhaupt möglich ist, bei Brot und Wasser und zwei schlaflosen Nächten in drei Tagen eine solche Strecke zurückzulegen, ist erstaunlich genug. Bei mir mag dadurch wohl eine Hemmung im Wachstum eingetreten sein.

Wie man sich denken kann, rief mein plötzliches Auftauchen zu Hause große Bestürzung hervor. Damals brauchte ein Brief von Hinton nach Derby drei Tage, und daher hatten meine Eltern noch nicht die geringste Nachricht von meiner Flucht aus dem Pfarrhause erhalten. Erst lange nach meiner Ankunft traf ein Brief von dort ein, in dem mein Onkel seiner Betroffenheit über diesen unbegreiflichen Schritt meinerseits Ausdruck gibt, und die Bitte hinzufügte, mich sofort zurückzuschicken. Wenn ich nicht streng bestraft würde, so wäre dies verderblich für meine ganze Zukunft. Aus einem Briefe, den meine Mutter nach Hinton schrieb, entnahm ich folgendes:

Man kann sich mein Erstaunen gar nicht denken, als Herbert ins Zimmer trat. George war in Coxbench und kam erst um zehn Uhr abends zurück; er konnte sich lange nicht von diesem Schrecken erholen. Herbert weint fast den ganzen Tag — er scheint auch schon auf seinem Wege hierher geweint zu haben — ich zweifle nicht daran, daß es auch Tränen der Reue waren. Er bittet mich, Euch zu sagen, wie leid es ihm tut, Euch auf diese Weise gekränkt zu haben; er konnte sich aber nicht anders helfen —. So viele Stunden des Tages im Zimmer eingesperrt zu bleiben, war ihm unerträglich. Mich soll's wundern, wenn er mir nicht krank wird. Ich hatte ihm für seine Angelgeräte oder sonstige Kleinigkeiten, die er etwa brauchen könnte, zwei Schillinge zurückgelassen. Mit dieser Summe hat er seine Reise bestritten.

Kurz darauf ging ein Brief meines Vaters an meinen Onkel ab und zwar folgenden Inhalts:

Herbert ist in einer solchen Verfassung, daß ich annehmen muß, es hätte nicht viel zu einem Nervenfieber gefehlt. Sein ganzer Körper muß sich in fieberhafter Gereiztheit befunden haben. Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß dieser verzweifelte Schritt eine Folge seines großen Heimwehs und des Wunsches, seine Eltern wiederzusehen, gewesen sein muß. Diese Ueberzeugung bestärkt mich und unsere liebe Anna darin, ihn nicht sofort zurückzuschicken, da wir in solchem Falle schlimme Folgen für seine Gesundheit voraussehen. Ich könnte im Anschluß daran, zur Bestätigung meiner Annahme, eine Reise erwähnen, die er mit neun Jahren nach Ingleby unternahm, um mich wiederzusehen, ohne seiner Mutter ein Wort zu sagen. Uebrigens ist dieses Gefühl nicht nur ihm eigen. Du selbst wirst Dich Deiner Sehnsucht nach unserem Vater erinnern, als Du in Nottingham weiltest und ich oft hinüberfahren mußte, um Dich zu trösten. Er selbst tat für Dich, was ich ihm nie zugetraut hätte — er reiste Dir nach, und als er abfuhr, liefst Du, von Sehnsucht erfüllt, dem Wagen nach, bis sie Dich endlich mitnahmen. Diese Begebenheit stieg so zwingend in meinem Gedächtnis auf, daß ich Dich nun auffordere, auch unserer Jugendschwächen nicht zu vergessen, mein lieber Bruder. Sie sind meinem Andenken teuer und ich bitte Dich, sie wert zu halten.

Als ich über 14 Tage zu Hause zugebracht hatte, erklärte mich mein Vater für genesen. Ich kehrte nach Hinton zurück und wurde dort so freundlich aufgenommen, als ob nichts geschehen wäre. Mein Onkel aber versuchte kein zweitesmal, mich von S. zu trennen.

Siebentes Kapitel.

Meine Jugend in Hinton.

1833—1836.

Wenn auch Hinton Charterhouse schon im vorigen Kapitel Erwähnung findet, so habe ich doch noch nichts von seiner Umgebung, seinem Charakter und der dortigen Gesellschaft erzählt. Hinton ist auf einer Anhöhe, etwa acht Meilen von Bath, gelegen; es bietet wenig landschaftliche Reize; nur die ringsum liegenden Orte sind fast malerisch zu nennen. Im Hügelland, am Ufer des Avon, der an Bath und später an Bristol vorbeifließt, liegt Freshford, der Wohnsitz pensionierter Marineoffiziere und anderer Leute dieser Art; u. a. lebte auch der Oberst Napier, der die History of the Peninsular War schrieb, dort.

Im Dorf Hinton Charterhouse selber, war wohl das Hinton House am bekanntesten, in dem einst Mrs. Day lebte, von der wir jedoch nicht viel wußten. Mein Onkel hatte sie einmal besucht, aber er war ziemlich kühl empfangen worden. Von der Hintonabtei, einem gotischen Bau, existierten noch die Ruinen, die aus den Mönchszeiten herstammen mochten. Die Abtei war der Sitz einer Familie Humphrey, in die ein Kapitän Simmons hineinheiratete; dessen Tochter vermählte sich mit dem Bruder meiner Tante, Mr. Harold Brooke. Das Pfarrhaus von Hinton lag etwas abseits vom Dorf, auf dem Weg nach Bath zu. Früher gehörte Hinton zur Pfarrgemeinde Norton, und Jahrhunderte vergingen, ehe hier ein Pfarrer seinen Wohnsitz aufschlug. In der Tat war mein Onkel der erste protestantische Pfarrer am Ort; sein katholischer Vorgänger hatte merkwürdigerweise denselben Namen — Thomas Spencer — getragen.

Zur Zeit, da ich nach Hinton kam, war mein Onkel vielleicht 36, meine Tante ungefähr 26 Jahre alt. Er war ein Mann von festem Charakter, der an dem etwas unberechtigten Glauben festhielt, daß jeder, der im Leben kein Glück habe, sich das selbst zuschreiben müsse, ein Glaube,

der allerdings in seinem eigenen Leben Bestätigung fand. Er war außerordentlich offen in Glaubenssachen, in seinem Urteil über Deutungen anderer ganz liberal. Die Ehrenstellen, die er in Cambridge einnahm, lassen in ihm einen in geistiger Beziehung über dem Durchschnitt stehenden Mann erkennen. Wenn man seine mangelhafte Erziehung bedenkt, so muß man ihm sogar Originalität des Gedankens zugestehen. Meine Tante, geb. Anna Maria Brooke, besaß alltäglichen Verstand, philanthropische Gesinnung und soviel ich zu urteilen vermochte, große Selbstbeherrschung. Sie war von irisch-schottischer Abkunft. Ihr Großvater war Gouverneur von St. Helena gewesen, und ihr Vater, der viele Jahre vor ihrer Heirat starb, war Offizier in Indien.

Im Hause meines Onkels war wenig geselliger Verkehr. Da mein Onkel keinen Geschmack an trivialen Gesprächen fand, (ihn interessierte zumeist nur die öffentliche Wohlfahrt), und da er in seinen Ansichten über kirchliche und politische Fragen mit seinen Nachbarn selten übereinstimmte, beschränkte sich sein Verkehr auf zwei oder drei Freunde, die in Freshford wohnten. Den indischen Verwandten meiner Tante in Bath statteten wir häufig Besuche ab.

Mein Onkel pflegte junge Leute aus dem Orte für das College vorzubereiten. Einer dieser Schüler, auf den ich bereits zu sprechen gekommen bin, war ein Irländer, S., unglücklicherweise kein wünschenswerter Kamerad für mich. Trotzdem er um fünf Jahre älter war als ich, so waren doch seine Kenntnisse und sonstigen Eigenschaften nicht danach, mir Respekt einzuflößen. Ich wurde in meinem Selbstbewußtsein eher bestärkt als behindert, denn ich ging aus unseren Wortgefechten oft als Sieger hervor. Die Tage flossen ziemlich ereignislos dahin, ausgefüllt mit Mathematik- und Lateinstunden. Am Nachmittag verrichtete ich Gartenarbeit, manchmal auch machte ich einen Spaziergang. Die Abneigung gegen Grammatik, welche sich frühzeitig bei mir bemerkbar machte, setzte sich dauernd fort — und mein Vater konnte es nicht begreifen, daß ich trotz entschiedenen Talents zu Aufsätzen, diese Art Studien, welche die Basis der Stilistik bilden, vernachlässigte.

Ganz anders war mein Verhalten zu Mathematik und Physik. Ich war bereits am 4. Buch Euclid und arbeitete selbständig — für meinen Onkel allzu selbständig — Demonstrationen aus. Aus einem meiner nach Hause gerichteten Briefe geht hervor, daß ich Dr. Arnotts Werk über Physik meinem Onkel laut vorlas. Es war mir jedoch unmöglich mit seiner Lehre vom Beharrungsvermögen übereinzustimmen. Dr. Arnott nennt dieses Vermögen nämlich ein Ueberwinden des Widerstandes, das er an anderer Stelle zur Erklärung mit Untätigkeit, Trägheit oder „Beharrung" bezeichnet. Ich lehnte mich dagegen auf, daß das Trägheitsgesetz, die vis inertiae, eine positive Kraft sein solle. Es leuchtete mir vielmehr ein, daß der gewöhnliche Zustand eines Körpers seine Passivität sein müsse. Die Widerstandskraft, die Dr. Arnott daraus folgerte, schien mir im Prinzip des Gesetzes nicht enthalten sein zu können. Mein Onkel suchte mir, indem er sich an Dr. Arnotts Begriff des Beharrens hielt, klarzumachen, daß ich im Unrecht sei. Aber dessen ungeachtet blieb ich fest bei meiner Meinung. Ich kann mich noch erinnern, daß ich, um meinen Standpunkt zu beleuchten, folgendes Beispiel gebrauchte: wenn ein Kriegsschiff am Himmel aufgehängt werden könnte, würde es ein Stoß von der Seite sicherlich in Bewegung setzen, wenn auch in eine minimale. Natürlich war mein Onkel über meine obstinate Behauptung — in Gegenwart meines Mitschülers und der Tante — sehr aufgebracht. Es war allerdings für einen 13jährigen Jungen etwas merkwürdig, so viel Selbstvertrauen an den Tag zu legen. Einerseits bewies dies die eingewurzelte Neigung, die Meinung anderer zu kritisieren, andererseits erbrachte es einen Beweis für die rasche Einsicht in die Prinzipien der Physik. Denn mein Standpunkt war, trotz der gegen mich sprechenden Autoritäten, der richtige.

Aus meinen Briefen ersehe ich, daß ich im März des nächsten Jahres französische Grammatik, Griechisch und Trigonometrie studierte. Dies letztere Fach schien mir viel Freude zu machen; ich sandte meinem Vater verschiedene Lösungen von Problemen ein.

Zu jener Zeit kam das neue Armengesetz in Anwendung. Mein Onkel, der für seine Gemeinde damit zu tun hatte, brachte oft das Gespräch auf diesen Gegenstand, und so wurde ich schon frühe mit sozialen Fragen vertraut.

Beim Wiederholen der Lehrsätze des Euclid zeigte es sich, daß ich imstande war, mehrere Sätze ohne Zuhilfenahme der Figuren herzusagen. Nicht daß ich sie etwa auswendig gelernt hätte! Nein — ich ließ die Figuren und deren Buchstaben vor meinem geistigen Auge auftauchen und legte mit Hilfe dieser Bilder die Demonstrationen dar. Meine Fortschritte hatte ich ausschließlich der unausgesetzten Aufstachelung meines Onkels zu verdanken, der in einem Briefe an meinen Vater die Bemerkung fallen läßt:

> Wenn ich Herbert zu viel Vertrauen zeige, wozu ich durch seine rasche Fassungsgabe oft veranlaßt werde, dann gewinnen seine alten Fehler die Oberhand: Trägheit und Unbescheidenheit. Deshalb habe ich eine andere Taktik eingeschlagen: je fleißiger er ist, desto mehr suche ich ihm meine Autorität fühlbar zu machen, denn ihm geht die Furcht gänzlich ab; ich meine ebensowohl die Gottesfurcht als die Ehrfurcht vor Eltern, Erziehern u. s. f.

Zweifellos waren die Verhaltungsmaßregeln meines Onkels ganz berechtigt.

Gegen Ende Juni reiste ich mit meinem Onkel nach London. In Watford traf ich mit meinen Eltern zusammen, welche Mr. Charles Fox (den späteren Sir Fox) besuchten, der einstmals der Schüler meines Vaters gewesen war. Er war Ingenieur bei der London-Birmingham-Bahn unter Mr. Robert Stephenson. Fröhliche Wochen waren es, die wir dort zubrachten. Ein großes Interesse war für mich mit dem Bau des Watfordtunnel verbunden, den ich mit Mr. Fox besichtigte. Eine Skizze in Oel, die ich von Dr. Fox' Haus machte, hatte mein Vater lange Zeit in seinem Schlafzimmer hängen, obschon sie künstlerisch sicher ganz wertlos war. — Die nächsten 14 Tage brachten wir mit Freunden in London zu. Außer den üblichen Sehenswürdig-

keiten sahen wir auch den Zoologischen Garten und außerdem eine Sammlung, die nur Mitgliedern der Zoologischen Gesellschaft oder denen, die von solchen eingeführt werden, zugänglich ist. Dorthin führte uns ein anderer Schüler meines Vaters, Mr. T. Rymer Jones, der nachmalige Professor am King's College. Von dem allgemeinen Eindruck, den die Stadt auf mich machte, ist mir wenig geblieben. Nur ein Gespräch zwischen meinem Vater und Mr. Jones steht mir lebhaft in der Erinnerung. Es handelte sich um den Theaterbesuch, gegen den mein Vater eifrige Einsprache erhob. Er besaß damals noch die puritanische Ader — eine Familieneigentümlichkeit, die er in späteren Jahren ablegte.

Nach den Ferien blieb ich einige Zeit bei meinen Eltern in Derby. Hier bestätigte sich die Prophezeiung meines Onkels: ich ließ in der Tat im Fleiße nach. Mein Vater unterrichtete mich in der Perspektive. Ich lernte die verschiedenen Elemente, Sehwinkel und Brennpunkt, Horizont u. s. w. kennen, indem mir mein Vater den Gegenstand hinter eine Glasplatte hielt — eine ausgezeichnete Lehrmethode, da ich die Probleme selber herausfinden mußte.

Als ich im Oktober nach Hinton zurückkehrte, fand ich dort einen neuen Mitschüler, Robert P., einen Jungen von 18 oder 19 Jahren, der weit begabter als S. war. Ueberdies war er gutmütig und stach in jeder Beziehung wohltuend von S. ab. Meine Studien wurden wieder einer scharfen Aufsicht unterworfen. Ich hatte meinem Vater jede Woche Uebersetzungen einzusenden. Briefe meines Onkels bezeugen, daß ich noch immer große Unlust am Arbeiten zeigte. Nur in den Anfangsstudien des Griechischen soll ich zu meinem eigenen großen Erstaunen Befriedigendes geleistet haben. In der Beurteilung der Kenntnisse meiner Muttersprache war mein Onkel geradezu nachsichtig. Ich verstand von Grammatik einfach gar nichts, da mir mein Vater aus Furcht, ich könnte mich überarbeiten, Stunden darin erließ. Es scheint, daß mir schon damals die Dinge nur durch Vernunftgründe beizubringen waren und nicht durch die bloße Behauptung. Ich mochte keine Regeln, wohl aber Prinzipien anerkennen.

Zum Beispiel blieben mir die Grundsätze der Proportionen stets im Gedächtnis haften, während ich die der Dimensionen gänzlich vergaß. In einem Briefe meines Vaters finde ich die Stelle:

> Ich bin sehr betrübt zu hören, welch' unharmonischen diktatorischen Ton Du Dir angewöhnt hast. Du wirst in der ganzen Schöpfung finden, daß ein freundlicher Ton der Ausdruck eines freundlichen Empfindens ist. Sieh dich um in der Natur, und es soll mich wundern, wenn Du diese Regel nicht allgemein bestätigt findest.

Im Frühling 1835 trat eine Besserung meines Benehmens ein — mein Onkel lobte meinen Fleiß. Ich nahm damals das 11. Buch Euclid durch; alsdann auch einige Vorlesungen über Mechanik, die ich nach meines Onkels Manuskript aus seiner Cambridger Zeit studierte. Mit einem gewissen Stolz schrieb ich im Juli des genannten Jahres meinem Vater, daß ich im Begriff sei, mich in Newton hineinzuarbeiten. Meine Notizen, die ich noch besitze, zeigen, daß ich nicht sehr weit kam, denn ich verließ kurz darauf Hinton für einige Zeit. In diese Periode fiel auch unsere Lektüre der Tales of Political Economy von Miß Martineau. Aus Briefen geht hervor, daß mich zwar die Geschichte daran weit mehr interessierte als die Nationalökonomie, daß ich aber trotzdem einigen Nutzen daraus zog. Den August brachte ich zu Hause zu. Wie stets, wenn ich der Aufsicht meines Onkels ledig war, arbeitete ich nur wenig. Hingegen fing ich an, mich mit Chemie zu befassen. Ich versuchte mich in den verschiedensten Experimenten. Mit meinem Vater unterhielt ich mich viel über physikalische Fragen; auch ethische Fragen streiften wir. Im November kehrte ich nach Hinton zurück. Ein neuer Schüler, namens F., ein lustiger Bursche aus Irland, wurde mein Kamerad. Ich war ganz zufrieden mit der Abwechselung, wenn auch der Irländer jünger war als ich und vielleicht noch unbedeutender als seine Vorgänger.

Aus dieser Zeit stammt ein gezeichneter Plan, den ich von dem Hintoner Pfarrhaus und den umgebenden Grund-

stücken nach Augenmaß entwarf. Man wollte mir nicht glauben, daß ich ihn nicht nach einer Kopie gezeichnet hatte. In der Tat besaß ich damals einen ungewöhnlichen Sinn für Raumverhältnisse, der viel stärker ausgeprägt war als in späteren Jahren. Es war eine jener Fähigkeiten, welche, früh entwickelt, keine Steigerung erfuhr und später in den Hintergrund trat, wie z. B. auch Knaben sehr oft eine spezielle Rechenbegabung aufweisen, die nachher verloren geht.

Gegen Ende des Jahres wurde eine Zeitschrift The Bath Magazine, gegründet, an der mein Onkel sich beteiligen sollte. Da erwachte in mir der Ehrgeiz, auch dafür zu schreiben. Ich sandte im geheimen eine Abhandlung über die merkwürdige Formation der schwimmenden Kristalle ein, die ich beim Kristallisieren von gewöhnlichem Salz beobachtet hatte. Zu meinem großen Entzücken und zu noch größerem Erstaunen meiner Verwandten erschien der Artikel bereits nach ganz kurzer Zeit. Mein Ehrgeiz, einmal aufgestachelt, ließ natürlich nicht nach. Das Thema zu einer zweiten Abhandlung bildete ein damals in Hinton zur Tagesordnung gehörender Gesprächsstoff — eine Erwiderung auf einen dem neuen Armengesetz feindlichen Artikel, welcher in der ersten Nummer des Magazine erschienen war.

Die Briefe an meinen Vater enthielten mehr oder weniger Originelles: Probleme, die ich ihm aus der Algebra, der Geometrie oder der Mechanik auseinandersetzte. Eine Stelle aus einem dieser Briefe lautet:

> Ich habe eben eine Verbesserung im Betrieb der Luftpumpe erfunden. Vielleicht erinnerst Du Dich daran, daß ich Dir zu Hause sagte, es würde einen großen Vorteil bedeuten, wenn der Griff ganz, anstatt nur zur Hälfte herumgedreht werden könnte. Nicht nur, daß die bisherige Art eine unbequeme Stellung erfordert, es geht auch jedesmal, wenn man anhält, das während der ersten halben Drehung gewonnene Moment verloren, während bei meiner Einrichtung, die nur drei Räder mehr beansprucht, der Griff ganz umgedreht werden kann.

Ob ich mich in der Durchführbarkeit dieses Planes verrechnet habe oder nicht, kommt hier nicht in Betracht. Die Begebenheit beweist jedenfalls wie viele andere Fälle auch jenes Selbstvertrauen, das dem erfinderischen Geist förderlich ist. Ein anderer Beweis für dieses Selbstvertrauen geht aus dem ferneren Briefwechsel mit meinem Vater hervor. Ich erwähnte damals die Flugschriften meines Onkels, deren Korrekturbogen ich auf ihre Druck- und Zeichenfehler hin durchsah. Nebenbei erlaubte ich mir einige kritische Bemerkungen über meines Onkels Stil. (!)

Meine Tante schrieb am 7. Januar 1836 meinen Eltern über mich und ich zitiere folgende Stelle:

> Der Verlust seines Kameraden Robert P. macht sich bei Herbert sehr bemerkbar. Er verhält sich stets zurückgezogen, wenn sich auch sein Betragen im allgemeinen gebessert hat.

Auch ich teilte damals meinem Vater mit, daß ich mich nicht so frisch fühle wie sonst, und daß ich meine frühere Energie gänzlich vermisse. Daß meine Müdigkeit höchstwahrscheinlich meinem schnellen Wachstum zuzuschreiben war, daran dachten weder meine Verwandten noch ich selbst. Doch ist in der Tat bemerkenswert, daß ich zu jener Zeit um drei Zoll während eines Jahres wuchs. Dies erklärt wohl auch meine Gedächtnisschwäche, die sich darin offenbart, daß ich nicht mehr die leiseste Erinnerung an Bücher habe, die ich damals las. Würden nicht meine Briefe es bezeugen, so wüßte ich nicht einmal, daß ich jene Bücher überhaupt gesehen habe. Wäre es nicht auch möglich, daß übermäßige körperliche Anstrengung — wie jene Fußtour — nicht nur dem körperlichen, sondern auch dem geistigen Wachstum hinderlich sein könnte? Ich habe sogar Veranlassung, anzunehmen, daß die Gemütsentwicklung unter solchen Umständen einem schädlichen Einflusse unterworfen ist. Bei Kindern ist der Mangel an geistiger Aufnahmsfähigkeit, der durch Untätigkeit der Verdauungsorgane entsteht, meist von schlechter Laune begleitet. Ebenso ist es möglich, daß, wenn ein Mangel an geistiger Fassungskraft,

durch das beschleunigte Wachstum bedingt, eintritt, eine ähnliche Wirkung hervorgebracht werden kann. Umstände, die einen ungenügenden Blutzufluß zum Gehirn bewirken, halten demnach die niederen Kräfte in Tätigkeit, während die geistigen Kräfte ruhen. Die letzteren empfinden gleichsam die Ebbe des Blutes, während die ersteren ihrer Entfaltung zustreben. In der Tat war man mit mir sehr unzufrieden, und ich meinerseits beklagte mich über die Behandlung, die mir von meinem Onkel zuteil wurde.

Merkwürdigerweise erstreckte sich meine Vergeßlichkeit nicht auf mathematische Kenntnisse. — Im Mai 1836 nahm ich in anderthalb Wochen sechs Bücher des Euclid durch.

Im Juni kehrte ich endgültig nach Hause zurück, nachdem ich drei Jahre in Hinton zugebracht hatte.

Was meine physische Beschaffenheit anbetrifft, so kehrte ich groß und gekräftigt nach Derby zurück. Meine jetzige Größe (die ich jedoch damals noch nicht erreicht hatte) beträgt fünf Fuß zehn Zoll. Landleben und Landluft hatten einen günstigen Einfluß auf meine Gesundheit ausgeübt.

Nach der geistigen Seite hin war der Aufenthalt für mich sehr förderlich gewesen. Meine Denk- und Urteilskraft waren gefestigt worden. Meine Sprachkenntnisse allerdings waren nicht nennenswert; auch hatte ich weder Gedichte noch Romane gelesen, ebensowenig Geschichte studiert. Immerhin kann ich sagen, daß meine Erziehung in Hinton einen großen Gewinn für mich bedeutete, da ich sonst wahrscheinlich weiter müßig dahingelebt hätte. Die Zucht und Kontrolle, der ich bei meinem Onkel unterworfen war, hatten nur günstigen Einfluß auf meinen Charakter; sie fruchteten mehr als meines Vaters leise Vorwürfe. Für meine Erziehung wäre es natürlich am vorteilhaftesten gewesen, wenn meines Onkels fester Wille sich mit meines Vaters idealer Weltanschauung vereinigt hätten. Meines Onkels etwas asketische Art machte sich für uns Jungen darin fühlbar, daß er uns keine Erholungsstunden gewährte. Positives Vergnügen stand außerhalb seines Kodexes: unsere geistige Tätigkeit wurde höchstens von etwas Gärtnerei abgelöst.

Ich will jedoch keine Kritik üben. Ich muß vielmehr die Geduld, die an mich verschwendet wurde, vollauf anerkennen. Wäre ich an meines Onkels Stelle gewesen, hätte ich ein so hoffnungsloses Unternehmen, wie es meine Erziehung war, wohl bald fallen lassen. Auch meiner Tante Ausdauer kann ich mir nur durch ihre religiöse Ueberzeugung erklären, die das Pflichtgefühl stärkt und Entmutigung verhütet. Mir ist jetzt erst wieder nach dem Durchlesen der Korrespondenz zum Bewußtsein gekommen, wie viel ich ihnen verdanke, hatten sie es doch mit einem widerspenstigen Material zu tun. Es war wahrhaftig kein leichtes Stück, eine so ausgesprochene Individualität zu formen. Ich ließ mir sehr oft Insubordination zuschulden kommen, hingegen wären mir gröbere Ausschreitungen — wie die an den Schulen so häufig zutage tretende Brutalität — nicht möglich gewesen. Meine Fehler entsprangen dem Uebermut und Eigenwillen, niemals aber einem rohen Gemüt. Die äußerlich unrecht erscheinenden Handlungen mögen zahlreich gewesen sein. Aber wenn ich meinen damaligen Charakter beurteilen soll, so muß ich gestehen, daß ich mir Handlungen, die an und für sich unrecht gewesen wären, nie zuschulden kommen ließ. Ich will mich nicht länger bei dieser Charakteristik aufhalten und habe sie nur deshalb erwähnt, damit man mich nach den Urteilen meines Vaters und meines Onkels nicht gar zu streng richten möge. Wurde ich doch von ihnen nicht als Durchschnitts-, sondern als Ausnahmenatur behandelt, und begreiflicherweise waren die Ansprüche, die an mich gestellt wurden, auch dementsprechend, wie auch ihr Urteil über mich verhältnismäßig strenger ausfiel als dem Durchschnittsknaben gegenüber.

Achtes Kapitel.

Ein falscher Anlauf.

1836—1837.

Das nun folgende Kapitel wird im Gegensatz zum vorangegangenen nur solche Tatsachen niederlegen, die sich meinem Gedächtnis einverleibt haben. Denn meine Korrespondenz beschränkte sich, da ich zu Hause war, auf einige wenige Briefe nach Hinton.

Kurz nach meiner Ankunft schickte mich mein Vater nach seiner Besitzung in Kirk-Ireton, die aus zwei Feldern, drei Hütten und den dazugehörigen Gärten bestand. Sei es, daß er Informationen brauchte, sei es, daß ihm daran lag, meine Kenntnisse zu prüfen — er wünschte einen übersichtlichen Plan dieses Familienbesitzes. Obschon ich die Methode, nach der solche Messungen ausgeführt werden, nicht kannte, gelang es mir vermöge meiner geometrischen Kenntnisse, ihm den Plan am nächsten Tage zu überreichen. Was mein Interesse an Architektur in jener Zeit bestimmte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Aber irgend ein Umstand muß mich veranlaßt haben, Zeichnungen zu einem Landhaus zu entwerfen. Die Entwürfe, welche ich unter meinen Papieren gefunden habe, zeigen immerhin eine gewisse Tüchtigkeit für einen so jugendlichen Zeichner. Im Herbst 1836 oder 1837 entdeckte ich eine bemerkenswerte Eigenschaft des Kreises, die meines Wissens bis dahin noch nicht gefunden worden war. Diese meine Beweisführung gehört der darstellenden Geometrie an. Ich veröffentlichte sie erst etwa zwei Jahre später.

Eine Begebenheit, die mir ebenso lustig als charakteristisch erscheint, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Die Gelegenheit hatte sich mir einst geboten, nach dem Trent fischen zu gehen, und ich bereitete eifrig meine Angelruten für den nächsten Morgen vor. Aber die Aufregung raubte mir den Schlaf und ich warf mich unruhig auf meinem Bette hin und her. Das Licht des Vollmondes drang durch die weißen Gardinen und erfüllte mein Zimmer mit leuchtender

Helligkeit. Warum stehe ich eigentlich nicht auf? dachte ich bei mir. Der Gedanke ward sofort zur Tat: Ich kleidete mich an und machte mich um drei Uhr morgens auf den fünf Meilen weiten Weg, um im Mondenschein zu fischen. —

Mein Vater stellte die Würde seines Berufes sehr hoch. Mit Recht behauptete er, daß es wohl kaum eine edlere Berufsart gäbe, als die des Erziehers. Nach der geläufigen Meinung jedoch wußte sich diese Berufsart nicht die ihr gebührende Achtung zu verschaffen. Oft ist diese Nichtachtung des Lehrerberufs eine natürliche Folge der geringen Befähigung der Lehrer. Parallel mit der Unterschätzung des Lehrers läuft die Unterschätzung des Wissens — welche die Vergangenheit kennzeichnet und zurückreicht in die Zeit, wo Lesen und Schreiben nicht zur Beschäftigung der Vornehmen gehörte. Nur zu häufig haben sich Männer der Erziehung der Jugend gewidmet, die in anderen Berufen gescheitert waren — und auch Frauen suchten, wenn sie einsam und mittellos dastanden, Stellen als Erzieherinnen, ohne sich jemals für diesen verantwortlichen Beruf vorbereitet zu haben. Die landläufige Meinung war, daß Jedermann Lektionen abhören, schreiben lehren und Fehler korrigieren könne. Selbst die Fähigkeiten der Lehrer in höheren Stellungen — an öffentlichen Schulen u. s. w. — waren nicht dazu angetan, den Schülern Ehrfurcht einzuflößen. Männer, die Generation um Generation nur ihren mechanischen Schlendrian gingen, Männer, die nie daran dachten, dem natürlichen Entwicklungsgang ihrer Schüler zu folgen und ihre Methoden dem geistigen Stadium gemäß anzuwenden, Männer, die von den frühesten Zeiten an bis zum heutigen Tage abstrakte Dinge lehrten, bevor ihre Schüler eine Vorstellung der konkreten Dinge haben konnten — aus denen die abstrakten abzuleiten sind — solche Männer, sage ich, haben es natürlich nicht vermocht, ihren Mitbürgern Eindruck zu machen. Würde jemand, der kein Sklave der Tradition wäre, die Schulen, wie sie gewesen sind und noch vielfach existieren, betrachten, so würde er sich wohl mehr über die Dummheit der Lehrer als über die der Schüler wundern.

Weil das Erziehungsideal meines Vaters ein so viel höheres war, schätzte er seinen Rang auch viel höher ein als seine Zeitgenossen. Machte er auch aus der geistigen Entwicklung seiner Schüler kein eigenes Studium, so war er doch zu einigen allgemeinen Anschauungen darüber gelangt. Er hatte vor allem die Notwendigkeit eingesehen, den Unterricht den verschiedenen Geistesstufen anzupassen. Anstatt an eingewurzelten, aus alten Zeiten überlieferten Methoden festzuhalten, suchte er immer nach neuen besseren Unterrichtsmöglichkeiten. Ihm genügte nicht die passive Aufnahme der Lehrgegenstände; er sah ein, wie kompliziert die geistige Entwicklung ist, wie viel Nachhilfe man da schaffen kann und wie vieler Sorgfalt die Auswahl der Hilfsmittel bedarf. Seine Auffassung des wirklichen Erziehers bestand in der Auslösung des höchsten geistigen und moralischen Vermögens. Er suchte und fand das Vertrauen seiner Schüler, indem er ihnen in der Mühe und im Erfolg Teilnahme bewies. So sicherte er sich jene Fühlung mit seinen Zöglingen, die sowohl ihrer geistigen als auch ihrer moralischen und seelischen Entwicklung förderlich war. Kurz, man könnte ihn wohl in Gegensatz stellen zu dem Schulmeister in Carlyles Reminiscences, von dessen harter Behandlung der dummen Schüler Carlyle so bewundernd erzählt. Da mein Vater seinen Beruf über alles stellte, mag es sicher sein geheimer Wunsch gewesen sein, ihn mir zu übertragen, ein Wunsch, den er übrigens nie direkt ausgesprochen hat, in der sicheren Voraussetzung meiner Abneigung. Wäre es mit meines Vaters Natur nicht unvereinbar gewesen, so würde ich ein Komplott seinerseits gewittert haben, um mich unauffällig in die Lehrerlaufbahn einzuschmuggeln. Eines Tages — gegen Ende Juli 1837 — teilte er mir mit, daß Mr. Mather, mein einstmaliger Lehrer, seinen Hilfslehrer verloren habe und augenblicklich keinen finden könne. Man stellte mich vor die Frage, ob ich einstweilen die Stelle des Hilfslehrers vertreten wolle. Da ich bereits ein Jahr ohne Beschäftigung zu Hause verbracht hatte, fühlte ich mich gewissermaßen verpflichtet, sie anzunehmen. Ob auf Anraten meines Vaters, oder seinem eigenen

Impulse folgend, überwies mir Mr. Mather den wenigst mechanischen Teil des Lehrfaches, so daß ich bessere Erfolge aufzuweisen hatte als manch einer in derselben Stelle. Mir war eine gewisse Darstellungsgabe eigen, durch welche es mir zur Freude wurde, den Unwissenden Erklärungen zuteil werden zu lassen. Besonders für die Geometrie wußte ich meine Schüler so zu interessieren, daß sie der wöchentlichen Stunde freudig entgegensahen. Auch in unseren Lesestunden erreichte ich durch Kommentare und Anschauung willige Aufmerksamkeit und gute Erfolge. Das Beispiel meines Vaters und eigene Erfahrung geleiteten mich dahin, an Stelle der mechanischen eine natürliche Methode anzuwenden. Sehr wahrscheinlich wird der Leser meinen früheren Entwicklungen zufolge die Vermutung aufstellen, daß zwischen mir und denen, die mir zur Aufsicht unterstellt waren, ein unharmonisches Verhältnis gewaltet haben muß. Er irrt sich jedoch. Die Beobachtung ist oft gemacht worden, daß die Natur des Herren und die des Sklaven dieselbe ist; es kommt nur auf die Machtumstände an. Der umgekehrte Satz ist, wenn auch nicht ganz, so doch teilweise wahr. Derjenige nämlich, der geneigt ist, sich dem Zwang zu widersetzen, ist, falls ihm genügendes Vertrauen entgegengebracht wird, kaum imstande, auf andere Zwang auszuüben. Dieses Vertrauens aber beraubt, wird er allerdings seinen Forderungen zu genügen suchen — ohne irgendwelche Rücksicht auf die Rechte der Anderen. Angenommen indessen, er hätte sich den Gefühlen der Schüler angepaßt, so wird ihn die Vorstellung davon zurückhalten, seine Macht zu mißbrauchen, indem er daran denken wird, wie er dieselbe Gewalt, auf sich ausgeübt, empfände. Meine Erfahrungen erstreckten sich auf drei Monate Unterricht, in denen völlige Harmonie zwischen meinen Schülern und mir herrschte.

Wäre mein Beruf als Lehrer erfolgreich geworden? Es ist dies eine schwer zu beantwortende Frage: In mancher Beziehung hätte ich mich wohl zu dieser Tätigkeit geeignet, in anderer hingegen wieder weniger gut. Zu den Luftschlössern, die ich noch immer zu bauen pflegte, gehörte auch die Gründung einer Erziehungsanstalt, alle Schulklassen um-

fassend, die zugleich intellektueller, moralischer und körperlicher Ausbildung dienen sollte. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn mir damals die nötigen Mittel und Hilfskräfte zur Verfügung gestanden wären, ich eine Erziehungsanstalt rationeller Art geschaffen hätte. Unabhängig von dem auszuübenden Zwang des Lehrers, nur als Leiter der eingeführten Methode, würde diese Stellung meinem Geschmack entsprochen haben. Zu jener Zeit aber, als solche Tagesträume mich beschäftigten, war meine Energie schon von einem anderen Unternehmen gänzlich in Anspruch genommen. In Wirklichkeit wäre mir mein Plan unter den gegebenen Umständen schwerlich gelungen. Erstens ist mir jede mechanische Uebung zuwider, und wenn auch nach einem vernünftigen Lehrplan sehr viel Mechanisches wegfiele, so ist doch eine gewisse Eintönigkeit dabei unvermeidlich. Außerdem hätte die Verbreitung meiner Ideen über Erziehung und deren Methoden bei meinen Eltern lebhaften Widerspruch hervorgerufen, ja, sie hätte wohl zu einer Entzweiung führen können. Soviel ist sicher, daß ich nach nicht allzu langer Zeit mich mit großem Widerwillen von der Lehrerlaufbahn abgewendet hätte.

Es kam jedoch zu keinem weiteren Versuch. Eine Begebenheit, die in diese Zeit fällt, bestimmte schließlich meinen Lebenslauf auf eine Reihe von Jahren hinaus. Mein Onkel William war zu Anfang November nach London verreist, von wo aus er mir schrieb, sofort dahin zu kommen, um eine Stelle bei dem schon erwähnten Mr. Charles Fox anzutreten, der damals zum permanenten Ingenieur der London-Birmingham-Bahn ernannt worden war. Mr. Fox hatte sich, glaube ich, während unseres Besuches in Watford vor drei Jahren ein günstiges Urteil über meine Befähigung zum Ingenieur gebildet. Wahrscheinlich aber war die Freundschaft, die er für meinen Vater hegte, der Hauptgrund zu diesem Anerbieten. Ich nahm es natürlich sofort an.

Dritter Teil.

Neuntes Kapitel.

Ich werde Ingenieur.

1837—1838.

Auch ohne das Vorhandensein von Briefen wäre mir meine Ankunft in London unvergeßlich geblieben. Es war der 8. November 1837. Am nächsten Morgen wurde zu Ehren der Thronbesteigung der Königin ein Festzug durch die Stadt veranstaltet, zu dessen Besichtigung mein Onkel mich mitnahm. Es war dies das einzige derartige Fest, das ich jemals sah.

Am 10. meldete ich mich bei Mr. Charles Fox, in dessen Bureau ich künftig Beschäftigung finden sollte, und machte hier zugleich die Bekanntschaft einiger meiner Kollegen. Das Haus, das nun längst abgebrochen ist, lag an der Chalk Farm-Station. Am folgenden Tag nahm mich Mr. Fox zu einer Eisenbahnfahrt nach Tring mit, der damaligen Endstation der London-Birmingham-Bahn. Die Lokomotiven waren damals noch nicht das, was sie jetzt sind. Während der Fahrt zog Mr. Fox seine Uhr heraus und berechnete an den Meilenpfählen, daß wir in der Stunde 30 Meilen zurücklegten, eine Schnelligkeit, die ihn zu befriedigen schien. Damals waren auch die Räder nicht so zahlreich wie jetzt. Auf der genannten Linie hatte eine Maschine bloß vier Räder, und ihr Gewicht betrug nur zehn Tonnen. Die Wagen erster Klasse hatten etwa das Aussehen von drei aneinandergefügten Kutschen, und im Bestreben, diese möglichst getreu nachzuahmen, war außen an jedem Wagen erster Klasse vorn und hinten noch ein Schaffnersitz angebracht,

eine Einrichtung, die erst aufgehoben wurde, als einmal ein Schaffner durch Anprallen an einen Brückenbogen das Leben verlor. Die Wagen zweiter Klasse hatten überhaupt keine Seitenwände. Sie waren mit einem auf vertikalen Eisenstangen ruhenden Dach gedeckt, so daß Wind und Regen ungehindert durchfegen konnten.

Mr. Fox hatte seine Tauglichkeit für die Ingenieurwissenschaft nicht seinen mathematischen Kenntnissen, sondern einzig seinem Talent für Mechanik zu verdanken. Das Werk über Extension, das man Stephenson zuschreibt, war ursprünglich in seinem Kopfe entstanden. In seinem Beruf als Ingenieur zersplitterte er anfänglich seine Kräfte in Messungen und Geschäften, die leicht ein anderer hätte ausführen können. Ich wurde daher zu seiner Entlastung engagiert. Meine Fähigkeiten dürfte er aus einem trigonometrischen Problem geschlossen haben, das ich für einen seiner Schüler auf unserer Zusammenkunft in Watford gelöst hatte. Er dachte mir ein Gehalt von 80 Pfund jährlich zu, mit der Aussicht auf eine Erhöhung bis zu 150 Pfund. Für einen Jüngling von 17 Jahren war das eine nicht zu verachtende Summe, besonders, wenn man die Gelegenheit zu so großer Bereicherung seines Wissens in Betracht zog. Mein Kamerad war George Harris, mit dem ich sowohl die bei Regenwetter so mühsamen Messungen — wobei das Wasser uns von den Hüten auf die Notizbücher rann, — als auch die Bureaustunden teilte. Hier kam mir meine angeborene Genauigkeit sehr zu statten. Auch bot sich mir Gelegenheit, verschiedene Entwürfe auszuführen, darunter eine Pumpmaschine, die ich jedoch nur zu meiner eigenen Befriedigung entwarf. Ich gab mich meinem neuen Beruf mit vollem Ernste hin. Während des halben Jahres, das ich in London zubrachte, ging ich weder ein einzigesmal einem Vergnügen nach, noch las ich Romane oder sonstige leichte Literatur. An Abenden, die ich weder bei der Ausführung von Zeichnungen noch bei Freunden zubrachte, pflegte ich in London umherzustreifen, was für einen Jungen meines Alters und meiner Unerfahrenheit natürlich höchst interessant war. Dabei entdeckte ich einst zu meinem größten Erstaunen,

daß der Grosvenor Square, dieses Zentrum der Modewelt, noch mit Oellampen beleuchtet war, zu einer Zeit, als schon in Provinzstädten wie Derby Gasbeleuchtung allgemein im Gebrauch war.

Briefe an meinen Vater aus jener Zeit handeln von mathematischen Fragen, kleineren Erfindungen und Vorschlägen zu Verbesserungsmethoden. Meine Meinungsverschiedenheiten mit Kollegen trugen mir gelegentlich einen Vorwurf von seiten des Herrn Fox ein. Handelte es sich aber um mathematische Fragen, so erwies sich, daß ich dank meiner besseren Vorbildung ihnen gegenüber meist recht behielt. Im Mai wurde ich zur Ueberwachung und Kontrolle des Straßenbaues nach der Harrow-Roadbrücke in Wembly geschickt. Mir blieb dort ziemlich viel Zeit zum Zeichnen übrig. Im Juli besuchte mich mein Vater dort, wodurch die Eintönigkeit des Aufenthaltes angenehm unterbrochen wurde.

Ein lustiges Abenteuer aus dieser Zeit scheint mir erzählenswert. Mr. Fox wünschte einen Plan der Wolverton Station, die damals wahrscheinlich vergrößert werden sollte. Harris und ich wurden zu diesem Zwecke nach Wolverton geschickt, und wir brachten den Plan noch vor Anbruch der Nacht zustande. Der letzte Postzug von Wolverton sollte ungefähr um acht Uhr abgehen. Dieser Zug aber hielt zwischen Watford und London nicht an, und ich mußte in Harrow, einer Zwischenstation, aussteigen, um von dort aus Wembly zu erreichen. Es stellte sich heraus, daß kein Wagen mit einer Bremsvorrichtung vorhanden war — außer einem Rollwagen war überhaupt nichts Passendes zur Hand. Da ich keine andere Wahl hatte, ließ ich diesen vom Stationsvorstand an den Zug ankoppeln. Bis Watford fuhr ich mit meinem Gefährten im Personenwagen, sagte ihm dort adieu, kletterte wohlgemut in meinen Rollwagen und fort sauste der Zug durch den dämmernden Abend. Unbekümmert fuhr ich sechs oder sieben Meilen. Die Gegend war mir ganz vertraut, und ich gewahrte in einiger Entfernung die Brücke, von der aus es noch etwa anderthalb Meilen nach der Harrow Station sein mochten. Von da ab fällt die Linie

bedeutend gegen London zu. Da meine Lori keine Bremse hatte, mußte es lange währen, bis sie von selbst halten würde, und ich erachtete anderthalb Meilen für ausreichend dazu. Als wir an die genannte Brücke kamen, koppelte ich meinen Wagen ab, und setzte mich nieder. Nach einigen Sekunden jedoch sprang ich wieder auf, um nachzusehen, ob alle Koppeln ausgehakt waren; denn zu meiner Ueberraschung schien die Lori mit dem Zuge weiter zu fahren. Mir wurde klar, daß ich die Entfernung zum allmählichen Anhalten meines Wagens unterschätzt hatte. Obwohl die Senkung für das bloße Auge nicht erkennbar ist, da sie kaum einen Zoll auf neun Ellen beträgt, war ihre Wirkung doch eine sehr merkliche. Die Axen schienen gut geschmiert, denn der Wagen rollte mit gleicher Schnelligkeit hinter dem Zug her. Weit entfernt davon, in Harrow stehen zu bleiben, war ich kaum zwölf Ellen vom Zuge entfernt! Man kann sich mein Entsetzen vorstellen, als wir bei der Station mit einer Geschwindigkeit von 30 Meilen in der Stunde vorbeisausten. Die angenehme Aussicht eröffnete sich mir, die Lori, wenn es ihr endlich beliebte, still zu stehen, zurückschieben zu müssen. Nach dem geringen Schnelligkeitsverlust während der zurückgelegten Strecke zu urteilen, schien der Stillstand aber noch sehr entfernt. Zum Glück jedoch veranlaßte eine Kurve eine Verminderung der Geschwindigkeit. Durch die Reibung des äußeren Rades auf der äußeren Schiene wurde die Schnelligkeit meines Wagens vermindert, während der vorauseilende Zug bald in der Dunkelheit verschwand. Da erblickte ich nicht weit vor mir eine Laterne, die, wie ich annahm, von einem Beamten gehalten wurde, der vermutlich auf dem Rückwege zum Bahnhof war, nachdem er den letzten Zug hatte vorüberfahren sehen. Ich schrie ihm zu, in der Hoffnung, er möchte, wenn er so schnell als möglich rennte, meinen Wagen fassen und ihn allmählich anhalten können. Er indessen blieb stehen und starrte mir nach. Sein Erstaunen hätte ihn, selbst wenn er mich verstehen konnte, an jeglichem Eingreifen gehindert. Ich erfuhr anderen Tages, er habe in Harrow berichtet, ein Mann wäre ihm in einem neuerfundenen Wagen begegnet, der mit ihm

davongerast sei. Da dieser Versuch, meiner unfreiwilligen Reise ein Ende zu machen, fehlschlug, suchte ich mir selber zu helfen. Zu diesem Zwecke hakte ich eine der unten eingehängten Kreuzstangen los und versuchte, ihr Ende gegen das Rad zu stemmen. Dabei mußte ich mich aber so weit vornüberlehnen, daß ich Gefahr lief, hinabzustürzen, und auch dieses Mittel aufgab. Als ich jedoch zwei Meilen über Harrow hinausgefahren war, begann ich mich über die Geschwindigkeit meiner Lori zu freuen, denn mir fiel ein, daß in nicht allzugroßer Entfernung die Weiche Brent kommen müsse, wo ein Seitengeleise abzweigte, in das ich leicht meinen Wagen hineinschieben konnte, anstatt ihn zurück nach Harrow schieben zu müssen. Ich hegte keinen Zweifel, daß der Wagen bis dahin still stehen würde; aber ich merkte bald, daß er darüber hinausfahren müßte, und nun befiel mich kein geringer Schrecken, denn etwa eine Meile weiter kam das Dorf Willesden; dort aber wurde, nachdem der letzte Zug passiert war, ein Schlagbaum niedergelassen, und wenn meine Lori bis dahin noch nicht stillstand, so mußte sie unfehlbar an ihn anprallen, und in diesem Falle würde ich höchstwahrscheinlich hinausgeschleudert werden. Da endlich kam die Rettung. Das Terrain wurde in einiger Entfernung von Willesden eben, und nicht weit hinter der Brentbrücke blieb der Wagen im Tale stehen. Hier war ich nun gegen zehn Uhr abends angelangt, weit entfernt von irgend einer Station, mit der Pflicht, die Lori bis morgen von dem Geleise wegschaffen zu müssen. Ich machte mich also auf den Weg nach Willesden und weckte den dortigen Beamten. Skeptisch hörte er vom Fenster seines Schlafzimmers aus meiner Erzählung zu, in der Meinung, ich halte ihn zum besten. Als ich ihm jedoch klar machte, daß der am Morgen vorbeifahrende Zug entgleisen könnte, und man ihn dafür verantwortlich machen würde, da glaubte er meinen Worten, zog sich an, folgte mir bis zu der Stelle, wo der Wagen stand, und nun schoben wir den Wagen mit vereinten Kräften zur genannten Weiche zurück. Aber das Abenteuer war noch nicht beendet. An der Weiche war eine besondere Vorrichtung, die wir nicht beachteten, und als

wir die Lori auf das Seitengeleise schieben wollten, entgleiste sie zu unserem großen Schrecken, und nur mit unendlicher Mühe und all' unserem Kräfteaufwand war es uns möglich, mit Hilfe der uns als Hebel dienenden Kreuzstangen den Wagen wieder auf die Schienen zu heben und in dem Seitengeleise in Sicherheit zu bringen.

Zwischen ein und zwei Uhr nachts gelangte ich endlich nach Wembly. Natürlich wurde die Begebenheit von den Augenzeugen nicht geheim gehalten, und es fehlte, wie man sich denken kann, nicht an Gelächter auf meine Kosten.

Kurz darauf ereignete sich etwas, das von größter Wichtigkeit für mich war. Ich zitiere einen an meinen Vater gerichteten Brief:

Mr. Fox hat mir angeboten, zur Gloucester-Birmingham-Bahn überzugehen, wo ich ein jährliches Gehalt von 120 Pfund haben werde, das bald bis zu 200 Pfund erhöht werden könnte. Ich müßte mich vorerst als Zeichner, dann aber als Unteringenieur betätigen. Mr. Fox ermutigte mich mit der schmeichelhaften Mitteilung, daß selbst sein viel weniger begabter Schüler, Conder, es bald auf 200 Pfund gebracht habe. Zuerst war ich geneigt, das Anerbieten zurückzuweisen, bis ich alle Einzelheiten erfahren hatte. Der Ingenieur, unter dem ich nun arbeiten werde, ist einer der nettesten Menschen, die Mr. Fox kennt: wohlwollend und gutherzig. Als ich dann noch hörte, daß die Zahl von Mr. Fox' Beamten allmählich abnehme und meine Stellung hier wahrscheinlich nur noch von kurzer Dauer sein dürfte, entschloß ich mich indes, anzunehmen. Vorläufig bin ich noch an der Harrow-Roadbrücke beschäftigt. Ich hatte das Legen der Querstangen zu beaufsichtigen, und es waren mir im letzten Monat etwa 80 Mann unterstellt. Herrn Fox' Oberaufsicht über die Greenwichbahn forderte Pläne von drei Bahnhöfen, die ich auszuführen hatte, da Harris gerade unwohl war. Du kannst Dir denken, daß mir nicht viel Zeit zum Müßiggehen übrig blieb.

Ich händigte am 24. September 1838 Mr. Fox die Pläne ein und nahm Abschied von ihm und meinen Mitarbeitern im Bureau in Camden-Town.

Zehntes Kapitel.

Mein Leben in Worcester.

1838—1840.

Viele der vorangegangenen Generation angehörende Menschen geben sich keine Rechenschaft über die Tatsache, daß unsere großen Eisenbahnen als ganz kleine einsetzten und erst später durch allmähliche Ausdehnung und mehr noch durch Vereinigung zu ihrer jetzigen Größe angewachsen sind. Wer damals mit dem Bau dieser Eisenbahnen vertraut war, hätte nie geahnt, daß sie zugunsten ganzer Netze dergestalt ihre Selbständigkeit aufgeben müßten, wie z. B. die Midlandbahn, die sich zuerst mit der Nord-Midland-, sodann mit der Birmingham-Derby-Bahn verband, um sich schließlich bis Gloucester zu auszudehnen.

Unser Ingenieurbureau in Worcester brachte mich mit jungen Leuten aus den oberen Ständen zusammen, eine Umgebung, die mir bis dahin ganz fremd war. Der Chef-Ingenieur, Kapitän Moorsom, liebte es, Ingenieure, die dem Militär oder der Marine angehörten, anzustellen. Wir verkehrten ziemlich kameradschaftlich miteinander. Die Zeichenarbeiten wurden oft unterbrochen durch lustige Bemerkungen, die von den Fensterplätzen aus über die Vorübergehenden, besonders über die weiblichen, gemacht wurden. Es herrschte ein sehr heiterer und freier Ton. Wir sangen zuweilen — hauptsächlich gefühlvolle Balladen. Daß an den Moralkodex nicht die höchsten Anforderungen gestellt werden konnten, ist selbstverständlich. Es ist eine fatale Tatsache, daß junge Leute, welche die Ingenieurlaufbahn einschlagen, plötzlich aus dem Familienmilieu gerissen werden,

das einem jeden normalerweise Halt und Schutz gewährt; sie sind fremden Einflüssen und Anschauungen, die ihnen wenig gelten, ausgesetzt, wie das auch bei den Studenten der Medizin der Fall ist. Man kann ihnen nicht die Beschränkungen auferlegen wie den Studenten in Oxford und Cambridge, und so sind sie — um mich milde auszudrücken, — dem Zufall preisgegeben. Nicht selten gab mir und einem gleichgesinnten Kameraden, Jackson, mit dem ich bald Freundschaft schloß, das Benehmen meiner Kollegen Anlaß zu tadelnden Bemerkungen, und wir stimmten darin überein, daß eine derartige Lebensweise niemals zu gutem Ende führen könne. Merkwürdigerweise aber kam es anders. Die spätere Laufbahn des einen besonders, der es wohl am ärgsten getrieben hatte, bewies das Gegenteil. Während er sich in seiner Jugend nur selbstsüchtigen Vergnügungen hingab, wurde er später — sonderbar genug, seiner Bekehrung von orthodoxen zu sogenannten heterodoxen Ansichten zufolge — ein Mann von mustergültiger Lebensführung, sowohl in häuslicher als auch in sozialer Beziehung.

Ich wurde vom ganzen Stab der Ingenieure außer meinem Freunde Jackson als ein wunderlicher Kauz angesehen. In meiner kritischen, selbstsicheren Art tadelte ich oft Dinge, die von allen anderen gut geheißen wurden. Meine Einwendungen hatten allerdings meistens ihre guten Gründe und konnten von meinen Kollegen, deren Kenntnisse in Mathematik und Mechanik nur rudimentäre waren, nicht entkräftet werden.

Wie wenig ich mich in meinem Urteil von Vorsichtsmaßregeln leiten ließ, beweist deutlich folgende Episode. Ich warf einstmals im Vorbeigehen einen Blick auf den Plan eines Kameraden, den dieser eben im Begriff war zu beendigen. Da bemerkte ich einen Schatten an unrichtiger Stelle. Auf meine Bemängelung hin erhielt ich die Antwort, der Schatten müsse seine Richtigkeit haben, da Herr Hughes, der Ingenieur, ihn so angeordnet hätte. Klugheit hätte hier Schweigen geboten, aber nachzugeben, wo ich meiner Sache sicher war, ging wider meine Natur. Um meine Behauptung

zu bekräftigen, fertigte ich den dargestellten Gegenstand aus Pappe an, beleuchtete ihn künstlich und erbrachte so experimentell den Beweis, daß der Schatten die von mir angegebene Form annehmen müsse. Natürlich war ein solches Benehmen, das meinem Vorgesetzten bald zu Ohren kam, von keinerlei Vorteil für mich. — Vom Standpunkt der Vorsicht aus betrachtet, war ein weiterer Einwand, den ich gegen einen neuen Vorschlag zum Legen der Schienen machte, der bereits von Kapitän Moorsom angenommen war, geradezu unklug. Es handelte sich um das Anbringen von seitlichen Stützen anstatt der senkrechten, eine Vorrichtung, die ich dank meinen Erfahrungen von der London-Birmingham-Bahn her als ganz unzweckmäßig erkannte. In kurzer Zeit erwies sich denn auch meine Behauptung als begründet. Wie dem auch sei — das Unterfangen eines Achtzehnjährigen, seine Ansichten den Erfahrungen seines Vorgesetzten gegenüber geltend zu machen, war jedenfalls ein Zeichen von großer Respektlosigkeit.

Selbstverständlich waren diese Charaktereigenschaften nicht geeignet, mich beliebt zu machen. Aber nach und nach erkannte man, daß in der harten Schale doch ein guter Kern liege. Bald wurden Freundschaften geschlossen, und mein Umgang gestaltete sich zu einem durchaus harmonischen.

Unsere Arbeitszeit währte von neun Uhr früh bis fünf Uhr nachmittags, mit einer Stunde Mittagspause. Wir hatten jedoch den Sonnabend nachmittag frei. Diese Freistunden wurden die Quelle von allerlei Vergnügungen. Wir unternahmen gemeinschaftliche Ausflüge zu Wasser und zu Land — bald mehrere Kollegen zusammen, bald ich allein, oder in Begleitung meines Freundes Jackson. Sonst gab es wenig Abwechselung in meinem damaligen Leben. Womit ich sonst meine Mußestunden verbrachte, ist mir nicht mehr recht erinnerlich; wahrscheinlich las ich zuweilen. Mein Geist scheint von jeher mehr erfinderisch, als rezeptiv gewesen zu sein. Es war mir stets viel interessanter, mich mit meinen eigenen, als mit anderer Leute Gedanken zu befassen. Die Korrespondenz mit meinem Vater zeigt, daß mich geometrische Fragen noch unausgesetzt beschäftigten. Gelegentlich

schickte ich ihm Zeichnungen von Brücken ein. In einem Brief vom Januar 1839 äußerte ich mich über eine neue Art des Schattierens; darauf folgt die Stelle:

> Ich fühle mich in letzter Zeit so träge und so dumm. Ich glaube, alle meine Kräfte wenden sich meiner körperlichen Entwickelung zu. Ich möchte wissen, was mein Onkel Thomas darüber sagt, inwieweit man seinen Schwächen nachgeben soll. Es scheint mir von Wichtigkeit zwischen Trägheit und geistiger Unfähigkeit zu unterscheiden.

Im Mai 1839 beschäftigte ich mich auf ganz anderem Gebiet. Mein Vater, der mich in seinen Ferien besuchte, regte mich vollends zu spekulativem Denken an. Auch ihn nahmen die Probleme, die wir erörterten, so sehr gefangen, daß er an meine Mutter schrieb:

> Ich muß Worcester wohl bald verlassen, um alles das, was wir besprochen haben, gründlich zu verarbeiten, damit mir mein Gehirn nicht davonläuft.

Im August erhielt ich eine Gehaltserhöhung von 15 Pfund, sodaß mein Gehalt sich nun auf 135 Pfund belief. — Ein Brief an meinen Vater zeigt deutlich, daß meine Theorien nicht fruchtlos blieben, sondern sich bald in Praxis umsetzten. Im März 1839 schrieb ich:

> Du brauchst nicht zu befürchten, daß ich mich bloß deshalb mit Brückenbogen und dergleichen befasse, um sie schablonenmäßig zeichnen zu lernen. Alles was ich bisher davon weiß, und die Art sie zu zeichnen, stammen von mir.

Hier folgte die Zeichnung eines Entwurfs für Schraubengänge, den ich im Mai desselben Jahres in einem Artikel in The Civil Engineer and Architect's Journal veröffentlichte. Es war dies außer den Aufsätzen, die ich als 15jähriger Junge einsandte, der erste Essay, den ich veröffentlichte.

Während der letzten Monate 1839 hatte ich Pläne zu Kreuzungen und Weichen anzufertigen. Dabei arbeitete ich einen Entwurf aus, der viel Mühe ersparte. Ich hatte

Kreise von sehr großem Radius zu zeichnen. Da aber ein Stangenzirkel von entsprechender Länge schwer zu handhaben gewesen wäre, kam ich auf den Ausweg, die geometrische Regel, daß die Winkel in demselben Segment eines Kreises einander gleich sind, hier anzuwenden. Aus diesem Satz geht offenbar hervor, daß, wenn man die Schenkel eines starren Winkels längs der beiden Endpunkte des Segmentes gleiten läßt, die Spitze des Winkels einen Kreis beschreibt. In Verfolgung dieser Idee machte ich ein Instrument mit einem Gelenk, wie bei einem Zollstab, welches jedoch in jeder Stellung festgeklemmt werden und eine Feder oder einen Bleistift tragen konnte. Zwei Nadeln wurden an den gewünschten Punkten ins Papier gestochen und die beiden Schenkel des Instrumentes daran angedrückt. Während dieses nun herumgedreht wird, beschreibt der Bleistift oder die Feder einen Kreisbogen. Als ich mich an die Veröffentlichung dieser vermeintlich neuen Vorrichtung machen wollte, erfuhr ich, daß sie schon erfunden und unter dem Namen Nicholson's Cyclograph bekannt war.

Im März 1840 erfand ich eine verbesserte Methode zum Auf- und Abladen der Gepäckstücke von Eisenbahnzügen. Man wandte die neue Vorrichtung an der London-Birmingham-Bahn an; sie erwies sich aber als zu kompliziert, und ich wurde veranlaßt, sie zu vereinfachen. Diese Methode ist noch jetzt gebräuchlich; zweifellos ist sie jedoch von einem anderen wiedererfunden worden. —

Der Chemieprofessor Murray hatte in Worcester Vorträge gehalten, und ich und wahrscheinlich auch Jackson zählten zu seinen Hörern. Diese Vorträge veranlaßten uns, im Verein mit mehreren andern, zweimal wöchentlich unsere Abende chemischen Experimenten zu widmen. Eine Subskriptionsliste, die wir im Bureau zirkulieren ließen, hatte uns den Ankauf von Apparaten ermöglicht. Auch entnehme ich einem Brief an meinen Vater, daß ich mich wieder etwas im Modellieren übte.

Ich habe eben ein Blattornament, wie man es an Dekorationen in alten gotischen Kirchen findet, modelliert

und zwar in Gips. Nicht daß meine Arbeit dieser Ehre würdig wäre, sondern nur zur Uebung.

Mein Vater versuchte, wie aus Briefen dieser Zeit erhellt, meine Aufmerksamkeit auf religiöse Fragen zu lenken. Soweit ich mich erinnern kann, erhielt er jedoch keine entsprechende Antwort, einfach weil ich nicht imstande war, ihm etwas Befriedigendes zu sagen, ohne unaufrichtig zu sein. Es mochten verschiedene Gründe zu meinem Verhalten, das in unserer Familie so ungewöhnlich war, mitgespielt haben. Das Auswendiglernen von Hymnen in meiner Kindheit, das mir schon an und für sich zuwider war, vermochte mich nicht für die darin enthaltenen Ideen zu erwärmen. Die sonntäglichen religiösen Gespräche waren vollends nur dazu angetan, mein religiöses Empfinden zu schwächen, statt es zu befestigen. Wie ich schon im zweiten Teil erwähnte, war mein Vater ein Gegner allen Ecclesiasticismus, und darin sympathisierte ich mit ihm. Meine Gemüts- und Denkweise waren dem Glaubensbekenntnis des Christentums abgewandt. Nur der Kirchengesang, verbunden mit Orgelklang und der erhabenen Architektur der Kathedrale waren imstande, in mir das Gefühl des Erhabenen und Mächtigen auszulösen. Die Anbetung einer persönlichen Gottheit, die demütigen Lobgesänge und die blinde Unterwürfigkeit jedoch konnten in mir keinen Widerhall erwecken. Damals hatte mir mein kritisches Empfinden noch nicht gezeigt, wie abenteuerlich die Annahme sei, daß derjenige, der dreißig Millionen Sonnen und ihre Planeten ins Dasein rief, einen Kauf mit Abraham abgeschlossen haben soll, um ihm als Entgelt für seinen Gehorsam Boden zu schenken. Zwar hatte ich zu jener Zeit die Vorstellung einer Gottheit noch nicht aufgegeben, die sich an Lobpreisungen erfreut und über die von ihm erschaffenen, unendlich kleinen Wesen ärgerlich ist, wenn sie es versäumen, ihm von seiner Größe zu singen. Es war mir damals noch nicht zum Bewußtsein gekommen, wie unermeßlich ungerecht es sein würde, wenn wegen Adams Ungehorsam (der einen harten Mann wohl veranlaßt haben würde, seinen Knecht zu entlassen,) alle

seine unschuldigen Nachkommen verdammt sein sollten mit Ausnahme der verhältnismäßig wenigen, die an jenen überirdischen Seligkeitsplan glaubten, welcher sich der großen Majorität niemals offenbart hatte. Auch hatte ich in jenen Tagen noch nicht die sonderbare Begründung eines Glaubens erfaßt, der die größte Verehrung einem Wesen gegenüber fordert, das ruhig sieht, wie Myriaden seiner Geschöpfe ewige Qualen erdulden. Rebellische Gedanken dieser Art waren mir damals noch nicht zum völligen Bewußtsein gekommen; wenn sie auch wohl schon im Grunde meiner Seele geschlummert haben mögen, so tauchten sie doch erst später auf.

Kein Wunder, daß ich mich dem anerzogenen Glauben entfremdete. Vielleicht spielte auch noch eine Ursache ganz individueller Art dabei mit. Eine Anekdote, die aus meinem früheren Leben in Hinton erzählt wird, zeigt, wie tief eingewurzelt das Bewußtsein der natürlichen Verursachung schon damals in mir lebte. Es schien, als erkannte ich intuitiv die Notwendigkeit der Aequivalenz zwischen Ursache und Wirkung. Ich lebte der Gewißheit, daß jede Wirkung ihrer Art und Stärke nach auf einer entsprechenden Ursache beruhen müsse. Zu der also bewiesenen natürlichen Beobachtung waren meine physikalischen Kenntnisse getreten und hatten vollends den Glauben an Uebernatürliches bei mir unmöglich gemacht. Ganz allmählich sagte ich mich von vererbten Ueberzeugungen los; ich kann von keinem Uebertritt sprechen, da diese Veränderung an keinem bestimmten Zeitpunkt hervortrat.

Kapitän Moorsom bekümmerte sich um das Wohl jedes einzelnen der ihm Unterstellten. Seiner freundlichen Gesinnung gedenke ich an folgender Stelle eines Briefes an meinen Vater:

> Ich vergaß, Dir neulich zu sagen, daß wir einen Klub gegründet haben, bestehend aus allen zu unserer Eisenbahnabteilung gehörigen Ingenieuren. Wir treffen uns alle zwei Monate zum Mittagessen bei Kapitän Moorsom, und am Abend wird über Dinge, die mit der

Eisenbahn in Zusammenhang stehen, gesprochen. Jeder von uns darf seine Bemerkungen laut werden lassen. Wir haben eine Klubuniform, die ich, nebenbei bemerkt, ganz gegen meinen Willen annahm.

Ich begann, mich für die in mein Fach einschlagenden Neuerungsverfahren zu interessieren, und entdeckte gelegentlich, daß meine Methode Kurven zu entwerfen längst überholt war. Ein nach Hause gerichteter Brief vom 26. Mai 1839 berichtet also:

> Ich bin eben dabei, mit kyanisiertem Bauholz zu experimentieren, um seine Haltbarkeit im Vergleich zum Naturholz festzustellen. Diese Arbeit wurde mir bei unserer letzten Zusammenkunft vom Kapitän überwiesen.

Denselben Gegenstand behandelt ein im August abgesandter Brief:

> Ich habe meinen ersten Redeversuch gemacht und zwar auf der letzten Zusammenkunft bei Kapitän Moorsom. Es war verabredet, daß der Vortrag über kyanisiertes Bauholz erst nächstesmal gehalten werden sollte, aber da man erwartete, daß ich noch sprechen würde, machte ich einige Bemerkungen und redete mich ganz in den Gegenstand hinein. Wenn ich auch unvorbereitet war, so fühlte ich zu meinem großen Erstaunen doch gar keine nervöse Erregung dabei.

Meine Untersuchungen verliefen übrigens ohne bedeutenden Erfolg. Der Unterschied in der Dauerhaftigkeit im Vergleich zu gewöhnlichem Holz war kein beträchtlicher. —

Wer Ende Januar 1840 eines schönen Morgens über die Severnbrücke bei Worcester gegangen ist und über das Geländer geschaut hat, wird nicht übel erstaunt gewesen sein über das Schauspiel, das sich da seinen Augen bot. In der Mitte des Stromes, direkt unter dem Hauptbogen, befand sich ein Boot mit einem Mann darin, dessen Aufgabe es zu sein schien, dasselbe zu dirigieren. Vom Brückengeländer hing eine Strickleiter herab, deren Ende an einer Ruderbank

des Bootes befestigt war. Ein junger Mensch von etwa 20 Jahren kletterte in einer etwas gefährlichen Lage die Leiter hinauf. Den Zweck dieses Treibens kann sich ein Vorübergehender schwerlich erklärt haben. — Der junge Mann war ich selbst, wie man wohl vermutet haben wird. Daß ich mir keinen Schaden getan habe, ist wunderbar genug. Denn wäre die Leiter in eine sehr schiefe Lage gekommen, so hätte sie sich herumgedreht und mich an ihrer unteren Seite hängen lassen. Näherte sich die Strickleiter aber der senkrechten Lage, so konnte die starke Spannung, die von dem auf dem reißenden Strome schwimmenden Boote ausging, verbunden mit meinem Körpergewicht, sehr leicht ein Reißen der Stricke herbeiführen. Ich hatte jedoch die Leiter vor dem Gebrauch sorgfältig geprüft. Ihre Stärke erwies sich als ausreichend, und mein Vorhaben gelang mir. Aber was tat ich eigentlich in dieser eigentümlichen Lage? wird man mich fragen. Die Erklärung ist aus folgender Stelle eines Briefes vom 18. Januar ersichtlich:

> Du wirst Dich an unsere Brücke, die den Severn überspannt, erinnern. Ich wurde heute von Kapitän Moorsom beordert, dort Messungen vorzunehmen, um im Laufe der Woche eine Zeichnung von der Brücke zu machen. Es scheint, daß die sachkundigen Bevollmächtigten sie zu erweitern beabsichtigen, und ich habe Kapitän Moorsom beim Entwurf eines Kostenvoranschlags behilflich zu sein.

Hier bot sich mir wieder eine Versuchung zu unabhängigem Denken, und natürlich widerstand ich ihr nicht. Wäre mein Vorgesetzter nicht so gutmütig gewesen, so wäre mir mein gewöhnlicher Mangel an Bescheidenheit wohl übel bekommen. Denn, anstatt mich treu an des Kapitäns Anweisungen zu halten, legte ich ihm einen Entwurf nahe, der mir vorteilhafter erschien. Meine Kühnheit mißfiel ihm indessen nicht, und er willigte sogar ein, beide Pläne einzuschicken.

Nun trat eine einschneidende Veränderung in mein Leben ein, sowohl was meinen Wohnort, als auch was meine Beschäftigung betraf. Die Stelle eines Sekretärs bei

Kapitän Moorsom war frei geworden, und ich erhielt eines Tages folgenden Brief:

Lieber Spencer, — Bishopp zieht den Werkzeugkasten seinem Sekretärposten vor. Es ist mir daher daran gelegen, Ihnen diese Stelle auf einige Wochen anzutragen. Ich überlasse Ihnen jedoch ganz die Wahl. Wenn Sie annehmen, wird es nötig sein, in der Nähe von Powick oder dort selbst zu wohnen — es sind gerade in nächster Nähe ein paar Wohnungen frei. Sie würden einen Einblick in alle Verhältnisse gewinnen, wenn auch Ihr Hauptaugenmerk auf die Korrespondenz gerichtet sein wird . . .

Ihr ergebener

W. S. Moorsom.

31. März 1840..

Ich zögerte nicht lange, die Stelle unter den genannten Bedingungen anzunehmen. Ein Brief vom 4. April an meinen Vater beschreibt den dritten Tag meines neugewählten Berufs:

Ich glaube, ich werde aus den paar Wochen Plackerei viel Nutzen ziehen. Mein Schrecken vor der Korrespondenz ist zum Teil schon überwunden. Und was meine Schreibfertigkeit anbetrifft, so ist meine Feder geneigt, mir davonzulaufen, statt wie sonst, sich mühsam nötigen zu lassen.

Unsere chemischen Experimente (oder wie Ramkin, der Bureaudiener sie nennt, unsere komischen Experimente) sind natürlich durch meine Versetzung nach Powick ins Wasser gefallen. Die Apparate bleiben jedoch dort, um gelegentlich wieder gebraucht zu werden.

Wie aus diesem Brief hervorgeht, brachte ich noch eine Zeitlang teils in Worcester, teils in Powick zu. Was jedoch nun folgt, gehört einem neuen Kapitel an.

Elftes Kapitel.

Einige Monate in Powick.

1840.

Ungefähr drei Meilen von Worceſter entfernt, auf dem Wege nach Malvern oberhalb des Temetals, liegt das kleine Dorf Powick. Und etwas außerhalb des Dorfes auf einer Anhöhe ſteht das Wohnhaus unſeres Kapitäns Moorſom, King's End genannt. Zwiſchen jenem Haus und dem Dorf ſollte ich nun einige Monate verleben. Ein Auszug aus meinem Briefe vom 15. April 1840 lautet:

Ich komme tüchtig vorwärts mit meinen Sekretärpflichten. Heute habe ich wohl acht bis zehn Briefe geſchrieben, ohne die Abſchriften mitzurechnen. Kapitän Moorſom iſt in jeder Beziehung ſehr gütig mit mir und ſtets um mein Wohlergehen beſorgt.

Er hat mir (von ſelbſt) angeboten, ſeine Waſſerwage (die eben erſt in Ordnung gebracht worden iſt) zu benützen, um mich mit dem mechaniſchen Gebrauch derſelben vertraut zu machen. Ich wäre ſehr geneigt, ein wenig Botanik zu ſtudieren, aber es ſprechen verſchiedene Gründe dagegen, 1. muß ich faſt meine ganze freie Zeit dem Nivellieren widmen, 2. empfiehlt mir der Kapitän, Geologie zu ſtudieren und 3. will ich mir kein Werk anſchaffen, das ſo abſeits von meiner beruflichen Bildung liegt; Du mußt jedoch nicht meinen, daß ich in Vorurteilen ſo befangen bin, um nicht einzuſehen, daß jedes Fach eines Studiums wert iſt.

Neulich fiel mir ein, ich könnte meine Anſichten über Welt und Religion, vielleicht auch einige Bemerkungen über Erziehung, veröffentlichen. Ich denke jedoch, ich kann jetzt meine Zeit beſſer verwerten.

Wieder einmal ein Beweis von großem Selbſtvertrauen bei einem kaum zwanzigjährigen jungen Menſchen! Die

Stelle ist übrigens merkwürdig bedeutungsvoll für spätere Zeiten. Um auf den ersten Teil des Briefes zurückzukommen, gestaltete sich mein Aufenthalt in Powick vermöge der Liebenswürdigkeit meines Chefs und seiner Frau, bei denen ich die Sonntagnachmittage und Abende verbrachte, zu einem recht angenehmen. Der gesellschaftliche Verkehr, den ich in den paar letzten Jahren entbehrt hatte, tat mir wohl. Ich gab mich damals auch viel mit Kindern ab und wurde bald ihr Liebling, wie ich aus Briefen, die sie mir später schickten, ersah. Die Sekretärsarbeit wurde von Zeit zu Zeit angenehm durch Inspektionsreisen unterbrochen, auf denen ich in meiner amtlichen Eigenschaft Kapitän Moorsom begleitete. —

Welches Wörterbuch rätst du mir zu kaufen? lautete die in einem Brief an meinen Vater gerichtete Frage. Ich staune darüber, wie mangelhaft damals noch meine Orthographie war. Ich finde in Briefen aus London und Worcester zahllose Fehler, die ja meist aus Flüchtigkeit, zum Teil aber sicherlich auch aus Unwissenheit unterliefen. Was diese Fehler anbetrifft, so muß ich, um sie zu begründen, auf meine vorangegangene Bildung zurückblicken. Wie aus den ersten Kapiteln hervorgeht, hatte ich sehr wenig Grammatik gelernt und vollends — außer einigen wenigen Diktaten unter Aufsicht meiner Tante — keine schriftlichen Uebungen getrieben. Ich schrieb also nur, was zu meinen mathematischen Demonstrationen erforderlich war. Unter diesen Umständen wäre es in der Tat merkwürdig gewesen, wenn ich in der Rechtschreibung Sicherheit gewonnen hätte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber durch das Bewußtsein der Verantwortung eignete ich mir eine genauere Kenntnis der Orthographie an im Momente, da die Forderung sich gebieterisch geltend machte. Natürlich fielen Unaufmerksamkeitsfehler nun fort, aber auch die anderen kamen nur noch vereinzelt vor, und ich entsinne mich, das Wörterbuch erst nach Beendigung meiner Sekretärarbeiten gekauft zu haben.

Mein Vater hatte, soweit ich zurückdenken kann, seinen Stil zum Gegenstand eines Studiums gemacht. Oft nahm er ein Buch zur Hand, um die Schreibweise am Seitenrand

zu verbessern. Er ergriff die gute Gelegenheit, um nun auch mich für stilistische Arbeiten zu interessieren. Am Tage vor meinem zwanzigsten Geburtstage schrieb er mir:

> Mit der Schreibweise und Komposition geht es uns ebenso wie mit Tugend oder Frömmigkeit: erst wenn wir sie üben, lernen wir ihre Schönheit kennen. Ich freue mich, daß Dir die Augen darüber aufgehen, was es bedeutet, frei und gut schreiben zu können.

Diese letzte Bemerkung bezog sich auf eine Kritik, die ich über eine Abhandlung meines Onkels Thomas geschrieben hatte. Aber es fiel mir deshalb noch lange nicht ein, Stilstudien zu machen. Erst mit 23 Jahren, als ich eine Theorie auszuarbeiten hatte, begann ich mich für die Stilistik zu interessieren. Alle sich darauf beziehenden Bücher wurden mir nun interessant und das Ergebnis war ein Essay über den Stil, wie ja so etwas bei mir häufig die Folge anscheinender Zufälligkeiten war. Im allgemeinen halte ich wenig von der bewußten Aneignung eines Stils. Wer einen klaren Kopf besitzt und sein Leben lang eine wohlgesetzte Sprache gehört hat, kann ziemlich sicher sein, zum mindesten einen klaren Stil zu schreiben. Wer aber dieser Voraussetzungen entbehrt, dem werden Stilübungen wenig helfen. Er wird höchstens beim Ueberlesen die gröbsten Fehler in Ausdruck und Wendung bemerken. Schwer ist es, sage ich, gegen Mängel an Korrektheit und Klarheit anzukommen; aber vollends unmöglich ist es, sich Wucht, malerische Beschreibung und Mannigfaltigkeit anzueignen. Diese Eigenschaften können nur aus angeborener Begabung hervorgehen. Anstatt aller Erzählung lasse ich hier Auszüge aus Briefen folgen, die am besten imstande sein werden, ein Bild von meinem Leben im April und Mai dieses Jahres zu geben:

> Letzten Freitag war wieder einmal Ingenieurmeeting. . . . In meiner Eigenschaft als Sekretär wurde ich zu meinem großen Erstaunen von unserem Chef aufgefordert, am einen Ende des Tisches zu präsidieren. Da zwischen

zwanzig und dreißig Personen anwesend waren, bedeutete das keine Sinekure.

Den gestrigen Tag brachten wir, der Kapitän und ich, mit einem Ausflug nach Bromsgrove zu. Wir fuhren um neun Uhr morgens in seinem Wägelchen ab, beaufsichtigten in B. die Arbeiten, nahmen eine Erfrischung und trennten uns dann; er wandte sich nach Birmingham, und ich benützte den Rest des Tages, um der Bahnlinie entlang zu Fuß zurückzuwandern.

Du ersiehst aus alledem, daß der Kapitän in seiner Liebenswürdigkeit mir gegenüber nicht nachgelassen hat. Er ist tatsächlich das Muster eines Gentleman. Mrs. Moorsoms Benehmen ihrer ganzen Umgebung gegenüber ist ebenfalls bewundernswürdig. Ich brachte den ganzen Charfreitag bei ihnen zu und bin überhaupt im Durchschnitt zwei Abende in der Woche dort.

Die Severn-Brückenaffaire ist jetzt zur Begutachtung bei den Fachkundigen; nächsten Dienstag werden wir das Ergebnis erfahren. Der Vorschlag ist allem Anschein nach sehr günstig aufgenommen worden, und Kapitän Moorsom sagt, daß meine Zeichnung verwendet werden wird, wenn man beschließt, die Verbesserung vorzunehmen. Du siehst also, daß er in diesem Punkte noch ebenso uninteressiert verfährt.

Hier folgen zwei Seiten Beschreibungen und Beweisführungen — einen Plan zur Prüfung der Qualität des zu Lokomotiven verwendbaren Wassers betreffend. Es handelte sich um die Feststellung des Quantums der unreinen Bestandteile des Wassers. Ich schlug vor, statt durch Zerlegung in seine Stoffe (deren Beschaffenheit in diesem Falle unwichtig ist) die Feststellung mittels jener Art des Hydrometers, welcher Areometer oder Dichtigkeitsmesser genannt wird, vorzunehmen.

In einem Brief vom 4. Mai heißt es:

Ich habe eben mit einem Artikel begonnen, der meine Theorie über Hebebäume behandelt. Es bot sich

mir eine gute Gelegenheit, den Aufsatz als eine Kritik oder eine Reihe von Bemerkungen vorzubringen — bezugnehmend auf einen Artikel in der letzten Nummer des Journal.

Zu dieser Zeit, nämlich Anfang Juni, geschah es, daß Kapitän Moorsom in einem Brief an meinen Vater seine wohlwollende Gesinnung gegen mich rückhaltlos aussprach und auch seine Zuneigung äußerte. Ich kann den Brief nirgends mehr finden. Zweifellos hatte mein Vater ihn besonders sorgfältig aufgehoben, und, wie das so oft in solchem Falle geschieht, ist er verloren gegangen. Eigentlich ist es mir ganz recht, denn so bin ich der Verlegenheit enthoben, ihn hier wiederzugeben. Kapitän Moorsom gab mir einen Beweis seines Vertrauens, indem er mich eines Tages auf die Besitzung Deepdene mitnahm, die dem damals wohlbekannten H. T. Hope, dem Verfasser des Anastasius gehörte, um meine Ratschläge betreffs einer ornamentalen Holzbrücke anzuhören, die er über einen kleinen Fluß in dem Park errichten sollte. Meine Anstellung bei der Birmingham-Gloucester-Bahn schloß jede Teilnahme an Privatunternehmen des Kapitäns aus. So erschien mir diese kleine Abwechselung als ein willkommenes hors d'oeuvre meines täglichen Arbeitpensums. Ich führte die Zeichnung zu jener Brücke aus. Als ich fünfzig Jahre später in Deepdene nach der Brücke sehen wollte, war sie durch Rutschungen zerstört worden.

Soeben erwähnte ich gewisse experimentelle Versuche, welche die Richtigkeit meiner Theorie über Hebebäume erproben sollten. Ein Brief vom 6. Juni jedoch berichtet von einem Mißerfolg. Dieser Beweis von der Unrichtigkeit meiner Schlüsse konnte mir nur nützlich sein. So wurde gelegentlich an meinem Selbstvertrauen gerüttelt, das keiner Festigung bedurfte. Aus meiner spekulativen Tätigkeit gingen bald praktische, bald nur theoretische Ergebnisse hervor; die ersteren waren vorherrschend. Vorerst will ich einiges über die rein theoretischen sagen. Man

wird sich aus einem früheren Kapitel erinnern, daß ich als siebzehnjähriger Junge auf einen geometrischen Lehrsatz von einigem Interesse stieß. Mein Vater hatte mich schon in Worcester angespornt, diese empirische Wahrheit zu demonstrieren. In der Tat veröffentlichte ich sie im Juli 1840 im Civil Engineer and Architect's Journal.

Ich wußte damals nicht, daß dieser Lehrsatz jenem Teil der Geometrie angehört, der jetzt darstellende Geometrie genannt wird und viele wunderbare Lehrsätze enthält. Einer der bekanntesten davon ist der, daß wenn an drei ungleiche, beliebig zu einander gestellte Kreise drei Paar Tangenten gezogen werden, die Durchschnittspunkte derselben in die gleiche Gerade fallen — ein Lehrsatz, der bei mir stets ein Gefühl von Ehrfurcht und zugleich Bewunderung hervorruft, da die Tatsache, daß anscheinend unzusammenhängende Kreise auf jeden Fall durch diese Verbindung in Beziehung zu einander gebracht werden sollen, so durchaus unverständlich erscheint. Die Eigenschaften des in meinem Lehrsatz gekennzeichneten Kreises sind keineswegs so überraschende; sie sind aber dessenungeachtet ziemlich bemerkenswert. Folgender Brief wird über die praktische Seite meiner Forschungen einigen Aufschluß geben:

Ich möchte Dir zwei nette kleine Erfindungen erklären, weiß aber nicht, ob ich dazu kommen werde, Dir alle Einzelheiten anzugeben. — Die erste habe ich bereits in die Praxis umgesetzt. Es ist ein kleines Instrument, um (mit den erforderlichen Zahlenangaben) die Fahrgeschwindigkeit einer Maschine festzustellen. Nimm den Fall an, ein Zug fährt eine Steigung von einer Meile 660 Ellen in zwei Minuten 27 Sekunden hinauf: wie groß ist die Fahrgeschwindigkeit in der Stunde? Sie wird durch das Instrument angezeigt, indem man einfach die Skala so stellt, daß sie mit den obigen Zahlen übereinstimmt. Es ist ein ganz einfaches Prinzip, und die Anwendung dieses Velocimeters wird Dir sicherlich sofort klar sein. Kapitän Moorsom war zuerst geneigt, mir Zeitverschwendung an ein für den praktischen Gebrauch unnützes Ding vorzuwerfen, bis ich ihm dargetan

hatte, daß Bishopp bei Anwendung eines solchen Velocimeters sich 1—2000 derartiger Ausrechnungen und damit ein gut Teil seiner Arbeitszeit erspart hätte.

Von meiner zweiten Erfindung erzähle ich Dir im nächsten Brief. Es handelt sich um die Messung der Zugkraft einer Lokomotive; die Schwierigkeit dabei ist, all den wechselnden Umständen, wie Steigung, Geschwindigkeit und Belastung Rechnung zu tragen. Der Zeiger bewegt sich durch ein hydrostatisches (oder vielmehr hydrodynamisches) Mittel, d. h. durch die Zusammenpressung einer Luftsäule in einer Glasröhre (eine Quecksilbersäule wird zwischen Wasser und Luft geschoben): Der Zeiger wird den Durchschnitt aller Unregelmäßigkeiten beim Ziehen anzeigen.

Ein folgender Brief enthält Zeichnungen des Apparates. Es hat sich mir indessen nie eine Gelegenheit geboten, diese Idee auszuführen.

Meine Versuche mit khanisiertem Holz veranlaßten eine weitere Erfindung. Ich nannte sie Proportionalmaßstab.

Um mir eine Reihe von mühseligen Berechnungen zu ersparen, suchte ich nach einer Vereinfachungsmethode, denn ich hatte meine Angaben nach Zoll berechnet, während sie in Fuß verwandelt werden mußten. Diese für meinen Spezialfall angewandte Methode wurde durch Vervollkommnung später auch für andere Zwecke anwendbar gemacht. Einen Artikel darüber sandte ich an das Civil Engineer and Architect's Journal. Er ist jedoch nicht erschienen, da die erforderlichen Illustrationen in Lithographie mir zu große Kosten verursacht hätten.

Als der Sommer sich zu Ende neigte, ereignete sich etwas, was mit meinem Beruf in gar keinem Zusammenhang stand. Die Familie Moorsom war auf die Insel Wight gegangen. Mitte Juni kam der Kapitän auf einige Tage zurück, und mit ihm eine Verwandte, eine junge Dame in meinem Alter. Nach Erledigung seiner Geschäfte reiste der Kapitän wieder ab und ließ seinen Besuch als alleinige Herrin im Hause zurück. Natürlich hatte er uns miteinander

bekannt gemacht, und ich lernte eine vornehm aussehende, kluge, liebenswürdige junge Dame in ihr kennen. Ich kann nicht sagen, daß sie eine Schönheit war, aber ihre Unbefangenheit verlieh ihr etwas ungemein Reizvolles. Ob Kapitän Moorsom annahm, sie würde sich auf den übrigen Teil des Hauses beschränken, oder ob er voraussah, daß sie gelegentlich auch in das als Bureau dienende Zimmer kommen würde, weiß ich nicht. Jedenfalls geschah dies sehr bald. Wahrscheinlich war das Ueberbringen von Briefen der Anlaß zu einem Morgengruß, aus dem bald etwas mehr als ein bloßer Gruß wurde, bis wir nach und nach den größeren Teil des Tages gemeinsam im Bureau zubrachten.

Natürlich war der vertrauliche Umgang mit diesem Mädchen in seiner erblühenden Weiblichkeit außerordentlich angenehm, umso angenehmer, als ich in meinem bisherigen Leben fast ganz ohne weiblichen Verkehr geblieben war. Da ich keine Schwestern hatte, kam niemals Mädchenbesuch in unser Haus, und ich hatte auch sonst keinen Familienverkehr, wo sich Töchter befanden. Mein Mitschüler P. in Hinton hatte allerdings Schwestern, deren eine sehr schön war, (mit der man mich, vielleicht nicht mit Unrecht, neckte), aber unser Verkehr in der Studierstube in King's End war mein erstes wirkliches Erlebnis auf diesem Gebiete.

Wenn ich jetzt über die Situation nachdenke, wundert es mich, daß der Kapitän so unvorsichtig gewesen sein soll, uns zwei junge Leute ganz ohne Aufsicht zu lassen. Wahrscheinlich genügte ihm das Bewußtsein, daß sie verlobt war. Mag dies für ihn auch ein Grund gewesen sein, so wußte ich doch nichts von dieser Verlobung. Wie dem auch sei, es kam nicht die geringste Unannehmlichkeit vor — trotz der langen Zeit, die wir täglich zusammen verlebten. Ihre Gesellschaft war zweifellos von wohltätigem Einfluß auf mich, wenn sie auch der Erfüllung meiner Pflichten nicht gerade förderlich war. Vielleicht hatte sie dazu beigetragen, mir meine kurz angebundene Art abzugewöhnen. Ein Vorfall bewies, wie stark entwickelt diese meine Eigenart gewesen sein muß. Eines Tages nämlich, nachdem ich mich über irgend etwas ausgesprochen hatte, bemerkte sie: Wenn das jemand anders

gesagt hätte, wäre ich beleidigt gewesen. Daraus geht deutlich die Ungeschliffenheit meiner Redewendungen hervor, deren Ursache wohl Unüberlegtheit, niemals aber angeborene oder beabsichtigte Rohheit war. Kurz nach Rückkehr der Familie und bevor sich noch Gefühlsverwicklungen einstellten, kam der junge Mann, mit dem sie verlobt war, zu Besuch. Als wir an einem Sonntag Nachmittag mit den Kindern spazieren gingen, nahm sie seinen Arm und blickte ein wenig unsicher lächelnd über die Schulter, um zu sehen, welchen Eindruck dies auf mich mache: augenscheinlich argwöhnte sie, daß ich von der Sache nicht sehr erbaut sei. Angenehm war mir die Offenbarung gerade nicht, aber sie verursachte mir keinen tieferen Schmerz. Die Dinge waren dazu nicht weit genug gediehen. Der Aufenthalt der jungen Dame in Powick dehnte sich fast über die ganze Zeit meiner Anstellung an der Birmingham-Gloucester-Bahn aus, und während dieser dreiviertel Jahre verkehrten wir freundschaftlich weiter. Gelegentlich korrespondierten wir auch — ein Briefwechsel ganz harmlosen Inhalts.

Während des Sommers hatte ich meine Zeichenkunst wiederholt an Porträts versucht, mit viel Genauigkeit aber wenig Begabung. Erst wurden Moorsoms Kinder gezeichnet, und nun machte ich mich an das Porträt dieser jungen Dame. Soviel scheint mir sicher, daß diese Freundschaft zu einem ernsten Bündnis geführt hätte, wäre die Dame nicht anderweitig gebunden gewesen. Man hätte das nicht etwa als ein Glück betrachten können, denn sie hatte wenig oder gar nichts, und meine Aussichten waren damals auch keine glänzenden.

Um von dieser Episode auf den allgemeinen Bericht über mein Leben zurückzukommen, muß ich hier einen Brief meines Vaters vom Juli wiedergeben:

> Ich hege ebenso hohe Erwartungen in Betreff Deiner elektromagnetischen Maschine wie Du. Ich schlage Dir daher vor, heimzukommen, um Dich ernstlich an Deine Studien und Versuche zu machen. Ich werde Dir nach Kräften beistehen, die Erfindung zu vervollkommnen.

Dieser Brief hatte große Bedeutung für den späteren Lauf der Dinge.

Ein Prozeß, den unsere Gesellschaft wegen eines Brückenbaues (in der Nähe von Bromsgrove) führte, endete damit, daß man einwilligen mußte, eine neue bessere Brücke herzustellen, und ich wurde nun nach Bromsgrove gesandt, um den Fortgang der Arbeiten zu überwachen.

Zwölftes Kapitel.

Eine Periode Nomadenlebens.

1840.

Am 27. Juli schrieb ich von Bromsgrove heim, um meinem Vater über die Art meiner übernommenen Aufgabe Aufschluß zu geben.

> Ich habe mich verpflichtet, beim Niederreißen und Wiederaufbauen einer großen Brücke die Oberaufsicht zu übernehmen. Sie muß vom Tage des Niederreißens an innerhalb drei Wochen und vier Tagen fertig sein. Ich habe die Zeichnungen und Gutachten zu besorgen, und muß alle Einzelheiten des Baues überwachen.

Meine Tätigkeit, die nun folgte, erstreckte sich auf Beaufsichtigung von Reparaturen und kleineren Arbeiten auf der Linie zwischen Bromsgrove und Gloucester. Eine derselben machte mir damals nicht wenig Sorge. Der unvollkommene Bau der Deffordbrücke über den Avon mußte durch einen besseren ersetzt werden. Kapitän Moorsom hatte sich wahrscheinlich in seinem Kostenvoranschlag verrechnet, wie das bei Ingenieuren des öfteren vorkommt. Er wollte sich nun gern an den festgesetzten Voranschlag halten, was mancherlei fatale Folgen nach sich zog. Ein Teil an der Seite der Brücke gab nach und mußte ohne Unterbrechung

des Eisenbahnverkehrs ersetzt werden. Dies eine Geleise wurde abgesperrt, und die Züge kursierten auf dem anderen. Die Ausbesserung erforderte eine breite Bresche im Damm, wobei das benützte Geleise gestützt wurde, ein etwas gewagtes Verfahren, das jedoch ohne Unfall verlief.

Die Verhandlungen, die ich zu führen und die Kontrakte, die ich abzuschließen hatte, waren meiner geschäftlichen Ausbildung sehr förderlich. Auf den vielen Gängen, die mein Amt mit sich brachte, baute ich so manches Luftschloß. Natürlich nicht wie damals, als ich Robinson Crusoe oder die Romane von Mrs. Radcliffe las, nein, Luftschlösser ganz anderer Art. Gegenstand meiner Einbildung waren nunmehr meine Erfindungen, von deren Gelingen ich mir ein Vermögen versprach. Ich will im Anschluß an dies Spiel meiner Einbildungskraft bemerken, daß ich es mir nie hatte träumen lassen, ein Schriftsteller zu werden. Ich hatte nicht im geringsten den Gedanken, mich einer Aufgabe zu widmen, wie ich sie mir in meinem vierzigsten Lebensjahre stellte.

Ein Teil der Birmingham-Gloucester-Bahnstrecke führt durch jenen blauen Liaslehmboden, der reich an Versteinerungen ist. Im Bureau in Worcester lagen immer Exemplare von Ammoniten und anderen Arten von Weichtieren herum, die mein Interesse auf sich zogen. Meine Streifzüge den Schienen entlang führten mich nun allmählich zum Studium der Geologie, das ich allerdings recht oberflächlich betrieb. Ein Brief darüber lautet:

Ich habe mich neuerdings mit Sammeln von Versteinerungen abgegeben. Gestern sah ich in einem Liassteinbruch einige Ueberbleibsel von Plesiosauren, wovon eins mit etwas bedeckt war, das ich für einen Teil der Haut halte; denn es war ganz den Umrissen der Knochen darunter angepaßt, und hatte eine rauhe, unebene Oberfläche. Es war zu groß, als daß ich es hätte mitnehmen können; es hätte sich auch nicht gelohnt, denn es war zu zerstückelt. Ich nahm jedoch einige Wirbel mit.

Dieses Sammeln von Versteinerungen war eine Wiederaufnahme einer Beschäftigung, der ich als Knabe nachging. Sammlungen sind der eigentliche Anfang zum Studium der Naturgeschichte. Sie verleihen den allgemeinen Anschauungen eine konkrete Form und sind gleichzeitig ein Ansporn zum Lernen.

Ich schaffte mir demzufolge das damals gerade erschienene Werk von Lyell, Principles of Geology, an. Dieses Werk war für mich von großer Bedeutung. Ich hatte mich schon früher der Annahme zugewandt, daß die Menschenrasse sich aus einer niedereren entwickelt hat. Als ich Lyell und besonders ein Kapitel las, das Lamarck's Anschauungen über den Ursprung der Species widerlegte, war ich vollends der Ansicht des letzteren. Weshalb Lyells Beweise die entgegengesetzte Wirkung bei mir erzeugten, kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich legten mir seine Erörterungen die Auffassung von der natürlichen Entstehung organischer Formen klar. Ich wurde veranlaßt, überhaupt zu dem einen oder andern Stellung zu nehmen. Daß ich Lamarcks Ansicht beitrat, kam wohl hauptsächlich daher, daß diese mit meiner allgemeinen Anschauung von der Ordnung der Natur übereinstimmte, einer Anschauung, die ich von klein auf gehegt hatte. Von meiner Kindheit an hatte ich mir die Phänomene immer auf natürlichem Wege zu erklären gesucht. Wurde ich nun vor die Frage gestellt, ob organische Formen einer besonderen Schöpfung bedurften, oder ob sie sich durch fortwährende Veränderung vermittelst natürlicher Verursachung und Vererbung entwickelt haben, so neigte ich der letzteren Annahme zu, mochte ihre Wahrscheinlichkeit auch nicht allzu groß sein. Durch ihre Uebereinstimmung mit dem Lauf der Dinge im allgemeinen war diese Annahme von unwiderstehlicher Anziehungskraft für mich. Mein Glaube daran hat zeitlebens nie mehr geschwankt, so oft ich auch darob verlacht wurde. Dieser Vorfall dient mir als Beweis dafür, daß die Annahme dieses oder jenes besonderen Glaubens eine Frage des Geistestypus ist. Es gibt Leute, die das Wunderbare, Unfaßliche reizt und die sich gegen den bloßen Versuch sträuben, den Ursprung desselben mit dem Verstand

zu erfassen. Andere wiederum neigen ihrer Natur nach oder durch ihren Bildungsgang dazu, einer stillschweigenden Annahme des Unverständlichen entgegenzutreten. Diese gehen dann in ihren Forschungen den Ursachen bis auf den tiefsten Grund nach. Zu diesen letzteren habe ich von Anfang an gehört.

Von Powick wurde Kapitän Moorsom nach Cornwall beordert, wo er einen Plan der Exeter-Falmouth-Bahn auszuführen hatte. Mein alter Freund Jackson kam von London hinüber, um sich daran zu beteiligen, und ein gewisser E. A. B. — der Bruder von Miß—'s Bräutigam, mit dem ich mich in Powick angefreundet hatte, wurde ebenfalls zum Ingenieurstab zugezogen. Aus Cornwall erhielt ich eines Tages von Jackson einen Brief, aus dem einige Stellen von Interesse sein dürften.

Ich muß mich der Skizze wegen, (die ich Dich bitte, mir als Andenken zu lassen), entschuldigen. Sie war nahezu vollendet, als Kapitän Moorsom mir mitteilte, daß meine Anwesenheit vonnöten sei. Ich versichere Dich, daß ich weder Dich noch die schönen Stunden, die wir gemeinsam zubrachten, vergessen habe. Ob wir wohl je wieder zusammen kommen? Ich mag gar nicht daran denken — es macht mich traurig. Von E. A. B. habe ich viel über Dich gehört — über Deine unschuldigen Liebeleien, Deine philosophischen Theorien und, last not least, über Deine ewigen Grübeleien. Was macht Deine Fossiliensammlung? Ich höre, daß Du sie in einer großen Kiste aufbewahrst, groß genug, um Dich hineinzulegen, wenn Du etwa vorhast, eine wandernde Bettstelle daraus zu machen.

Gegen Ende des Jahres trat wiederum ein Wechsel in meiner Tätigkeit ein. Im Dezember schrieb ich nach Hause:

Es ist sehr zweifelhaft, ob ich Euch zu Weihnachten werde besuchen können, und wenn ja, wird es wohl nur auf 1—2 Tage sein. Ich habe nämlich Mr. Bishopp zu vertreten, und meine Aufgabe besteht im Erproben von neuen Lokomotiven. Es sind noch drei amerikanische und vier

englische da, und sie werden wohl je 8—14 Tage in Anspruch nehmen. Einige sind schon hier, und von Aufschub kann nicht die Rede sein. Daher müßt Ihr Euch darauf gefaßt machen, mich nur auf ganz kurze Zeit, wenn überhaupt, zu sehen.

Dann folgt ein Brief vom 18. Januar:

Ich war zweimal in Lancashire, seit ich Euch schrieb. Die erste Probefahrt verlief mit einer Reihe von Unglücksfällen. Am kältesten Tag wurden wir wegen eines kleinen Unfalls am Dampfkessel vier Stunden mitten im Chat Moß aufgehalten, und am nächsten Tag, kurz nach der Abfahrt von Warrington wurde an der Maschine ein Rohr defekt — womit die Abenteuer des zweiten Tages endigten.

Ein Brief bringt mir in Erinnerung, daß der schon genannte Velocimeter sich mir nun als sehr nützlich erwies, da ich meine Beobachtungen in Tabellen wiederzugeben hatte. Er ersparte mir Zeit und Mühe bei meinen Berechnungen.

Am 10. Dezember war ich von Powick nach Bromsgrove übergesiedelt, dem Eisenbahnzentrum, das für meine nunmehrige Tätigkeit viel bequemer lag. In Bromsgrove bot sich mir bessere Gelegenheit als in Worcester, einzelne Teile eines Apparats, den ich erfunden hatte, anfertigen zu lassen. Ich erwähnte schon im vorigen Kapitel, daß mein Vater mir eine Methode zur Verwertung elektromagnetischer Kraft an die Hand gegeben hatte. Ich glaube, mein Vater kam durch die Bewegung eines Muskels auf den Gedanken einer solchen Maschine: hier entsteht durch die Anhäufung vieler kleiner Bewegungen eine einzige große. Elektromagneten, die in geringer Entfernung von einander zu stehen kämen, müßten, wenn sie in Tätigkeit gesetzt werden, sich getrennt bewegen, jeder nach seinem benachbarten Magnet hin. Das Ergebnis würde e i n e durch die vereinigte Bewegung all dieser Magneten hervorgebrachte starke Bewegung sein. Die Schwierigkeit bestand darin, möglichst viele Magnete getrennt in einen knappen Raum zu bringen. Ich schlug dazu kreis-

förmige Scheiben vor, ähnlich der Form der Spulen, wie sie bei Spitzenmaschinen zur Aufnahme der Baumwollfäden dienen: anstatt der Fäden würden diese Scheiben die elektrischen Drähte enthalten. Viele Pläne wurden in Vorschlag gebracht und wieder verworfen, Pläne, die mir heute ganz verfehlt erscheinen. In meinem Eifer beaufsichtigte ich jedoch sorgfältig die Anfertigung jener Scheiben, im Gedanken, daß wir, sobald meine Mußezeit anfinge, unser Experiment ohne Verzug vollziehen könnten. Ich spreche von einer kommenden Mußezeit — denn meine Entlassung stand bevor. Die größere Anzahl der an der Birmingham-Gloucester-Bahn Angestellten war schon fort, und auch ich bekam eines Tages die Nachricht, daß meine Dienste nicht mehr benötigt würden. Ich schrieb meinem Vater darüber:

> Ich war eigentlich ganz erfreut, als mir der Chef sagte, er müsse mich entlassen. Er muß meinen freudigen Ausdruck bemerkt haben, denn er schien sehr erstaunt.

Ursache meiner Zufriedenheit war die Zuversicht, mein elektromagnetisches Experiment nun bald ausführen zu können. Ich hoffte damals, in einigen Tagen damit zustande zu kommen, ein Wunsch, der indessen leider nicht in Erfüllung ging. —

In Bezug auf meine Entlassung möchte ich noch bemerken, daß ich auf eine ständige Anstellung, die mir angeboten wurde, ohne weiteres verzichtete. Abgesehen von einer Entfremdung, die zwischen Kapitän Moorsom und mir eingetreten war, und die auf seiner scheinbar ungerechten Behandlung meines Freundes Jackson beruhte, schien mir die Stellung eines Lokomotivingenieurs einen Zeitverlust für mich zu bedeuten und demzufolge meiner Entwicklung hinderlich zu sein.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß Gefühle und Handlungen oft erst nach Jahren richtig beurteilt werden können. Wenn ich in meinem späteren Leben auf jene Tage zurückblicke, so kann ich meine Entfremdung vom Kapitän, dem ich doch für all' die bewiesene Freundlichkeit zeitlebens hätte dankbar sein müssen, nicht rechtfertigen. Die Miß-

billigung seines Vorgehens anderen gegenüber hätte das Gefühl der Dankbarkeit nicht verdrängen dürfen. In mir war jedoch die abstrakteste aller Empfindungen vorherrschend, nämlich das Gerechtigkeitsgefühl. Dieses hat stets mein Leben und Treiben beeinflußt, wie dies auch aus meinen Schriften ersichtlich ist. Bei den meisten Menschen sind persönliche Erwägungen ausschlaggebend, bei mir nicht. Dadurch, daß ich ganz unpersönliche Rücksichten ins Gewicht fallen ließ, wurde ich zum Abbruch meiner bisherigen Tätigkeit bestimmt.

Aus der letzten Periode meiner Ingenieurzeit stammt folgender Brief:

> Ich bin seit Montag den 14. Februar von Bromsgrove abwesend. Wir waren so überbürdet mit Arbeit, daß ich alle Privatangelegenheiten beiseite lassen mußte. Die dem Parlament vorzulegenden Pläne für die Cornishlinie müssen demnächst fertiggestellt sein. Am Dienstag waren wir von acht Uhr morgens bis drei Uhr anderen morgens an der Arbeit, die folgenden Tage der ganzen Woche von acht Uhr früh bis zwölf Uhr nachts, sogar am Sonntag. Alle anderen arbeiteten den ganzen Tag, aber ich wollte mich nicht über Mittag hinaus abquälen. Meine Augen waren sehr angegriffen, und ich wollte sie auf keinen Fall überanstrengen. Glücklicherweise ist nun alles vorbei.

Eine früher gewonnene Erfahrung hatte mich zu der Weigerung veranlaßt, über meine Kräfte hinaus zu arbeiten; denn damals, an der L. und B.-Bahn, zog ich mir durch Ueberanstrengung ein Augenleiden zu, von dem ich erst nach beträchtlicher Zeit wieder geheilt wurde. Wie berechtigt meine Weigerung war, bewies außerdem der Zustand meines Freundes Jackson, der seinen Augen dermaßen geschadet hatte, daß er lange Zeit in kein Buch mehr blicken durfte und mit der Arbeit völlig aussetzen mußte. Die Tatsache möge denen zur Warnung dienen, die der Meinung sind, sie könnten ungestraft über ihre Kräfte hinausgehen.

Vierter Teil.

Dreizehntes Kapitel.

Rückkehr nach Derby.

1841—1842.

Am 26. April 1841 trat ich meine Rückreise nach Derby an, um am folgenden Tage meinen 21. Geburtstag zu Hause zu feiern. Es bleibt mir kaum eine Erinnerung daran, außer, daß ich auf einem Abendspaziergang meinen alten Schullehrer traf, und dieser mir seine Freude darüber ausdrückte, daß ich unter das väterliche Dach zurückkehre, ohne mir ein liederliches Leben vorwerfen zu müssen, wie das so oft bei jungen Leuten der Fall ist. Drei und ein halbes Jahr waren in der Fremde verstrichen. Alles in allem konnte ich mit ihrem Erfolg zufrieden sein — was persönliche Förderung und was berufliche Ausbildung betraf.

Ich hatte mir — auch ein Grund, der mich bestimmte, jene Anstellung auszuschlagen — vorgenommen, mich im Studium der Mathematik zu vervollkommnen. Eine zeitlang vertiefte ich mich in ein Buch über Differentialrechnungen, legte es aber bald wieder beiseite. Die Ausdauer zu anhaltendem Verharren in einer Arbeit, deren Endziel nicht deutlich vor mir lag, ging mir ab. Es war mir nicht gegeben, Tag um Tag im bloßen Gedanken hinzubringen, Kenntnisse zu erwerben. In diesem Falle war das Endziel weder wichtig noch bestimmt genug, und so ließ meine Energie nach.

Der Hauptbeweggrund jedoch, der mich veranlaßte, meine Anstellung aufzugeben, war, wie bereits bemerkt, der Wunsch, in der schon angedeuteten Weise meines Vaters Idee einer elektromagnetischen Maschine zu verwirklichen. Ganz unver-

mutet wurde mir indessen ein Strich durch die Rechnung gemacht. Ich las im Philosophical Magazine zufällig etwas über Motoren. Da kam mir zum Bewußtsein, daß, wenn die elektromagnetische Maschine, wie man es damals gar nicht anders kannte, durch eine galvanische Batterie in Bewegung gesetzt würde, sie ökonomisch niemals mit der Dampfmaschine konkurrieren könnte. Denn der Prozeß beruht auf der Ausnützung der latenten Kraft der Kohle, und die Oxydierung von geschmolzenem Metall in einer Batterie erfordert einen weit größeren Verbrauch derselben als die direkte Verbrennung unter dem Dampfkessel. Es fiel mir damals nicht ein, daß die elektromagnetische Maschine vor der Dampfmaschine andere Vorzüge für spezielle Zwecke haben könnte. Zu jener Zeit hatte es sich auch niemand träumen lassen, daß durch die Fallkraft des Wassers Elektrizität erzeugt werden kann. Aber es war gut, daß ich mein Vorhaben aufgab. Abgesehen von dieser Veranlassung, hätten sich wohl später noch zwingendere Gründe dazugesellt, ja es hätten sich mir wohl unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

So stellte sich denn heraus, daß ich einem Irrlicht zuliebe eine Stelle ausgeschlagen hatte, die für mich wahrscheinlich eine Karriere bedeutet hätte. Es war klar, daß ich einen nicht gut zu machenden Mißgriff getan hatte. Aber die Dinge verlaufen nicht immer den Erwartungen gemäß. Ein Fehlgriff kann uns oft auf einen vorteilhafteren Weg bringen. Hätte ich nicht diese anscheinend unvernünftige Handlung begangen, würde ich ein ödes Leben als Zivilingenieur verbracht haben.

Kurz nach meiner Ankunft wurde uns von einem Mediziner ein prachtvolles Herbarium zur Besichtigung gebracht. Das veranlaßte mich, eine noch vollkommenere Sammlung anzulegen. Als Knabe hatte mir mein Vater einige Handfertigkeit beizubringen versucht. Diese machte ich mir nun zunutze. Ich bat mir bei einem Tischler Hobelbank und Werkzeug aus und stellte in einigen Tagen eine Pflanzenpresse her, die zwar kein Meisterstück der Tischlerarbeit

aber wenigstens zweckdienlich war. Meine Nachmittagsspaziergänge wurden nun für mich durch das Suchen nach allerhand Pflanzen äußerst interessant. Meine Sammlung existiert noch und ist mir ein Beweis dafür, daß der mich erfüllende Ehrgeiz seine Früchte zeitigte. Das Bestreben, etwas Bewundernswertes hervorzubringen, war wohl stärker in mir als die Absicht, mir Kenntnisse in der Botanik anzueignen. Mein Herbarium ordnete ich nach dem Linnéschen System, da ich das von Sussien nur dem Namen nach kannte, und die natürlichen Ordnungen blieben mir gänzlich unbekannt. Immerhin erwiesen sich die damals gewonnenen Kenntnisse von der Beschaffenheit der Pflanzen als nützlich für meine nachmaligen biologischen Studien.

Der Derwent entbehrte damals nicht eines gewissen malerischen Reizes. Von der Eisenbahnbrücke, die ihn jetzt überspannt, war noch nicht die Spur vorhanden, und die ländliche Ruhe wurde nicht durch schrille Pfiffe gestört.

Im Mai und Juni konnte man zwischen sieben und acht Uhr Morgens in der Nähe der Mühlen von Darley vom Flusse her fröhliche Stimmen vernehmen, die von einem jüngeren Freunde und mir stammten, und die wir hier auf Vergnügungsfahrten oft so laut erschallen ließen, daß die Wälder um Darley davon widerhallten. In Worcester hatte ich den Rudersport lieben gelernt, und mietete gleich nach meiner Ankunft in Derby ein Boot auf ein Vierteljahr. Auf unseren Fahrten pflegten wir zu singen, namentlich sentimentale Balladen, die ich späterhin verabscheute.

Mein Begleiter, Edward Lott, war keineswegs ein bedeutender Mensch, aber in ihm waren die altruistischen Gefühle sehr stark ausgeprägt; er war durchaus gerecht und außerordentlich gewissenhaft. Während der vielen Jahre unserer intimen Freundschaft — wir waren oft Reisekameraden — habe ich ihn nie schlechter Laune gesehen. Sein Charakter spiegelte sich treu in seinem hübschen Gesichte wieder, dessen Ausdruck Würde und Milde mit Aufrichtigkeit vereinigte. Die Uneinstimmigkeiten, die zwischen uns über religiöse und politische Fragen entstanden, wurden stets in aller Freundschaftlichkeit beigelegt.

Auffallend ist der Unterschied zwischen den Reisen einst und jetzt. Heute haben die kleinsten Kinder meistens schon ein schönes Stück Erde gesehen, während zu meiner Zeit junge Leute selten ihren Geburtsort verließen. So hatte ich bis zu meinem 21. Jahr noch nie das Meer gesehen.

Mein Vater brachte seine Sommerferien stets an der See zu. Er setzte sich gewöhnlich nicht an einem bestimmten Orte fest, sondern wanderte nach Belieben der Küste entlang von einem Ort zum andern. Diesmal begleitete ich ihn auf seinen Wanderungen und zwar auf die Insel Wight. Wir hielten uns zuerst einige Tage in Southampton auf, von wo aus wir Netley Abbey besuchten, gingen dann weiter nach Cowes und machten im Laufe der Woche die Runde über Ryde, Brading, Sandown, Ventnor, Blackgang Chine, Brixton, Freshwater bis Yarmouth. Für mich war's eine herrliche Zeit, an die ich mich noch lebhaft erinnere. Die See rief in mir ein Gefühl von Freude und Ehrfurcht hervor — Ehrfurcht vor ihrer Größe und Macht, während die Freude wohl dem durch die unbegrenzte Ausdehnung geweckten Gefühl der Freiheit entsprang. Auf unseren Streifzügen dem Ufer entlang stießen wir alle Augenblicke auf Gegenstände, die unser Interesse auf sich zogen: bald waren es die Gesteinsformationen der Klippen, bald die darauf wachsenden Pflanzen, dann wieder die physikalischen Wirkungen der Wogen, oder das Getier, das am Strande herumlag. Ich sammelte auch allerhand Raritäten und schickte sie nach Hause.

Wir setzten unsere Ausflüge nach Portsmouth und zuletzt nach der Haylinginsel fort. Hier brachten wir noch eine ruhige Woche zu, und ich verließ meinen Vater, um wieder heimzukehren; denn die Barschaft, die ich zu meiner Reise bestimmt hatte, war erschöpft.

Ich beschäftigte mich nun mit Untersuchungen verschiedener Art, z. B. über die Tragfähigkeit von Balken, worüber ich (im September 1841) einen Artikel in The Civil Engineer and Architect's Journal veröffentlichte. Das Ergebnis war eine sorgfältig ausgearbeitete algebraische Formel, die jedoch jedem, der mit der höheren Mathematik vertraut ist, ein

Lächeln entlocken wird. Denn das Resultat wäre zweifellos durch die Infinitesimalrechnung viel leichter auszurechnen gewesen. Es ist daher von keinerlei Wert für den Leser.

Professor Daniel hatte damals durch sein Verfahren, Metalle durch Elektrolyse auszuscheiden, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auch ich machte Versuche, die darauf ausgingen, die neue Methode für den Kupferstich praktisch zu verwerten. In der Tat gelang es mir, meine Idee durchzuführen; als ich jedoch die Patentliste nachsah, war die Erfindung schon darin verzeichnet; sie wurde Glyphographie genannt. Meine Enttäuschung war groß, doch hätte mir meine Erfindung ohnehin nicht viel eingebracht, da sie sehr bald von besseren Methoden überholt wurde.

Meine Experimente in der Galvanoplastik regten in mir das Studium der Elektrochemie an. Ich stellte selbst eine kleine galvanische Batterie her und suchte noch andere Metalle außer Kupfer auszuscheiden. Ich versuchte ferner durch Elektrolyse Kristalle zu erzeugen und hoffte auf große pekuniäre Erfolge. Diese meine Forschungen zeitigten jedoch kein anderes Resultat, als die Erhöhung meiner Handfertigkeit und eine gewisse Erweiterung meines Wissens.

Im Jahre 1841 entstand eine Bewegung zugunsten der Verbreitung von Vokalmusik. Ich ergriff die Gelegenheit, um mich an einem städtischen Gesangskurs, der eben im Gange war, zu beteiligen. Obschon mit einer guten Stimme begabt, hatte ich mich bisher noch nicht mit Notenlesen befaßt. Im Hause meines Freundes Lott wurde nun ein Abend wöchentlich der Musik gewidmet. Wir übten mit seiner Schwester Lieder und Madrigalen ein, und nachdem der Kurs abgeschlossen war, trat ich einem kleinen Gesangsverein bei.

Wie kommt es, daß unter den Freunden der Musik der Chorgesang, ein so großer und nebenbei kostenfreier Genuß, so wenig geschätzt wird? Es gibt kaum ein größeres Vergnügen, das man sich so leicht verschaffen könnte; es bedarf ja nur des Willens einer genügenden Anzahl Leute. Ein Hindernis ist vielleicht, daß im Chorgesang die musikalische Begabung der jungen Damen nicht genug hervortritt

— deshalb wird der Sologesang vorgezogen. Da nun unsere sozialen Einrichtungen auf die Förderung von Heiraten zugestutzt sind, so wird der Chorgesang von Müttern und Töchtern nicht begünstigt — ungeachtet der Liebe zur Musik.

Noch ehe ich Worcester verlassen hatte, unterhielt ich mit zwei dort erworbenen Freunden einen regelmäßigen Briefwechsel. Die Briefe an und von Jackson behandelten zum größten Teil Fragen beruflicher Art: wie wir uns unsere zukünftige Laufbahn dachten u. s. w. Dabei fehlte es nicht an wohlgemeinten Spötteleien. Die Korrespondenz mit E. A. B. dagegen erstreckte sich auf religiöse und politische Fragen. Einige Stellen daraus scheinen mir erwähnenswert, da sie Zeugnis von meinen damaligen Anschauungen ablegen. Sein Brief vom 4. September zeigt, daß ich während meines Powicker Aufenthalts über die unreife Ansicht hinaus gelangt war, daß die republikanische Regierungsform unter allen Bedingungen die gebotene sei. Er schrieb:

> Ich bemerke wohl, daß Sie an der Meinung festhalten, daß Regierungen einer bestimmten Zeit angepaßt sein müssen, und daß das Volk sich keineswegs in eine andere Regierungsform einzwängen ließe. Aber Sie pflegten das besonders von der kirchlichen Gewalt zu behaupten, und hier bin ich ganz anderer Meinung.

Eine andere Stelle aus demselben Brief lautet:

> Ich billige Ihre Auffassung über Regierung durchaus nicht, obschon ich Ihnen im Augenblick keine bessere vorschlagen könnte. Sie nennen sie eine nationale Einrichtung, die die Menschen verhindert, in die Rechte eines andern einzugreifen.

So war ich also schon mit 20 Jahren, wenn auch in einer unreifen Form derselben Ansicht, die zu rechtfertigen und auszugestalten das Bestreben späterer Jahre war.

Im Zeichnen übte ich mich nach Kräften weiter. Unter meinen verschiedenen Skizzen sind eine Studie von meiner Großmutter und ein Porträt meines Freundes Lott die

bestgelungenen. Dies letztere wurde sofort von seiner Schwester in Beschlag gelegt. Wenn ich auch eine gewisse Aehnlichkeit erzielte, so war doch von künstlerischer Darstellung nicht die Spur. Es gibt Menschen, die sofort die charakteristischen Züge in einem Gesicht wahrnehmen und wiedergeben können. Mein Vater besaß diese Fähigkeit, sie hat sich indessen nicht auf mich vererbt, auch war meine Darstellungsgabe nicht bedeutend. — Neben Zeichnungen nach lebenden Modellen fertigte ich auch, nebenbei bemerkt, sehr wenig wertvolle Kopien antiker Köpfe an. Nicht viel besser gelangen mir landschaftliche Skizzen. Man vermißt darin den Schwung, den man nicht erwerben kann, wenn er nicht angeboren ist. Ich zeichnete Landschaften nicht nach der Natur, sondern aus dem Gedächtnis. Auch im Modellieren machte ich einige Versuche, die sich jedoch nicht über mechanische Nachahmung erhoben. Meinem Vater war einmal ein lachendes Gesicht in Gips merkwürdig gut gelungen. Aber auch diese Fertigkeit hatte sich nicht auf mich übertragen.

In Worcester hatte ich außer den Zeichnungen zu Ingenieurarbeiten auch Entwürfe zu Bahnhöfen, Maschinenfabriken und sonstigen Gebäuden ausgearbeitet. Es bot sich mir Gelegenheit, architektonische Prinzipien zu erörtern, und ich hatte auch hierüber meine ganz speziellen Ansichten. Angeregt durch ein Studium griechischer Architektur im Herbst 1841 trachtete ich danach, ein Meisterstück der Perspektive zu entwerfen, und machte mich daran, einen ungeheuren Tempel von ganz verwickeltem Charakter zu zeichnen, führte den Entwurf jedoch nicht aus, da mir kein Endzweck vorschwebte, und wie immer in solchen Fällen meine Energie bald erlahmte.

Ich habe in der Beschreibung meiner Knabenzeit vergessen, eine Tatsache zu erwähnen, die meine Aufmerksamkeit, als ich elf oder zwölf Jahre alt war, in hohem Maße erregte. In den Jahren 1820 bis 1830 fing man an, sich mit Phrenologie zu beschäftigen, und Galls Nachfolger Spurzheim kam auch nach England herüber, um hier die Kenntnis seines Systems zu verbreiten. In Derby besuchte

ich seine Vorträge. Es kostete mich keine geringe Ueberwindung, die vor ihm aufgestellte Reihe von grinsenden Schädeln zu betrachten. Natürlich war in diesem Alter der Glaube in mir noch stärker als der Zweifel. Ich nahm daher Spurzheims Theorien kritiklos auf und blieb viele Jahre hindurch sein Anhänger. Im Januar 1842 geschah es, daß ein Phrenologe von Ruf nach Derby kam, um hier Vorlesungen zu halten und Schädel zu untersuchen. Auch ich meldete mich bei Mr. J. Q. Rumball, denn es interessierte mich, von ihm meinen Charakter bestimmen zu lassen. Nach den Briefen meiner Freunde zu urteilen, waren seine Aussagen jedoch nicht in allen Punkten zutreffend. Rumball versicherte mich, ich wäre wie geschaffen zum Pfarrer. Ich führe nachstehend seine Ergebnisse an, nicht ihres Wertes halber, sondern nur, weil sie meinen intimsten Freunden Veranlassung boten, ihre Meinung über mich zu äußern.

Ein solcher Kopf müßte der Kirche angehören. Das Selbstgefühl ist sehr stark ausgeprägt und kann nur Selbstachtung erzeugen; eine gewisse Furcht vor Unterschätzung, wie sie hier mit der Selbstachtung zu einer vollkommen moralischen Entwicklung verbunden ist, ist in diesem Falle eine durchaus achtenswerte Eigenschaft und es ist nicht anders möglich, als daß Sie ein Mann von hoher Denkweise sind. Es ist etwas Eigensinn vorhanden, doch dieser wird nicht die tierischen Triebe zur Geltung bringen, sondern sich den höheren Charaktereigenschaften unterordnen. Ausdauernd und vorsichtig, dem Gelde den vernünftigen Wert beimessend und stets wohlwollend. Wenn die Stirne eine ebenso schnelle Fassungsgabe birgt wie sie einen klaren Kopf beweist, wäre hier kein Mangel zu finden — außer der ungenügend ausgeprägten Individualität. Daraus geht hervor, daß hier kein besonderes Genie, sondern ein allgemeines Talent vorliegt. Sie sind notwendigerweise weder Dichter, noch Maler oder Musiker, aber Sie können sich in jeder dieser Künste eine gewisse Fertigkeit aneignen, speziell in der Musik. Ihr Wortgedächtnis ist ziemlich gut, — Mathematik bildet keine

Schwierigkeit, ich kann indessen kein irgendwie besonderes Talent entdecken. Das Temperament ist etwas zurückhaltend. Ausdauer ist Ihre geistige Haupteigenschaft.

J. O. Rumball.

Herbert Spencer, Esq. 29. Jan. 1842.

Jackson bemerkte über diese Charakteristik folgendes:

Ich gestehe Dir, mir schien sie etwas merkwürdig und durchaus nicht in allen Punkten zutreffend. Er sagt z. B., Du habest Begabung zum Zeichnen, zur Musik u. s. w., jedoch in nichts eine hervorstechende Veranlagung, woraus er schließt, daß Du auf jedem Gebiete etwelche Fertigkeit erlangen könntest. Ich glaube, selbst wenn Du mit dem größten Eifer Malerei und Bildhauerei betriebest, (ich schätze Deine sämtlichen Fähigkeiten sehr hoch!) Du es doch nie zu etwas Hervorragendem darin bringen könntest, während Du in der Philosophie, der Naturgeschichte, Chemie und den Wissenschaften überhaupt Bedeutendes erreichen könntest. Was Deine Tauglichkeit zum Pfarrer anbetrifft, so würdest Du Dich wohl weniger dazu eignen als ich, nicht in Bezug auf Deine Eigenschaften oder Fähigkeiten, die ja den meinigen weit überlegen sind, nein, sondern weil Dein Geist ein viel regerer ist, dazu angetan, jede neue Lehre, jede einleuchtend dargelegte Ansicht aufzunehmen; und da ich Deine Ansichten über Kircheneinrichtungen kenne, kann ich wohl sagen, daß Mr. Rumball Dich niemals im Priestergewande erblicken wird.

Nicht ganz so scharf lautete die Antwort E. A. B.'s, den ich ebenfalls gebeten hatte, sich über Rumballs Folgerungen auszulassen.

Ihre phrenologische Entwicklung hat mich ergötzt und gewissermaßen auch befriedigt. Ich meine, in dem, was R. allgemeines über Ihren Charakter sagte, steckt ziemlich viel Wahres. Ich sehe jedoch nicht ein, warum er nicht auch ohne seine Untersuchung zu demselben Schluß gekommen sein könnte. Z. B. braucht man Sie — ich will

Ihnen kein Kompliment machen — nicht zweimal anzusehen, um gewiß zu sein, daß Sie kein Narr sind. Und so ist es mit allem, was er sagt, außer der Bemerkung vielleicht, daß Ihr Talent mehr allgemein als spezifisch ist. Um dies letztere herauszufinden, hätte er sich schließlich bloß eine Viertelstunde mit Ihnen über irgend etwas zu unterhalten brauchen; die Gewandtheit, mit der Sie auf jedes beliebige Thema eingehen, hätte ihm ebenso deutlich bewiesen, daß Sie sich nicht auf ein Gebiet allein beschränken. Seine einzelnen Bemerkungen über Ihren Charakter scheinen mir ganz zutreffend. Der einzige Punkt, der einigermaßen schwierig zu beurteilen gewesen sein muß, ist Ihre musikalische Begabung, die er ganz richtig schätzt. In einer Hinsicht hat er sich, wie Sie sich selber zugestehen werden, sehr in Ihnen geirrt. Er hebt Ihren Respekt und Ihre Verehrung für Höherstehende im allgemeinen hervor. Es ist dies eine Eigenschaft, deren ich Sie zu allerletzt bezichtigt hätte, und ich glaube Sie doch zu kennen und zu verstehen. Hätte ich Sie charakterisieren sollen, so würde ich Sie als einen Radikalen hingestellt haben und zwar in jeder Beziehung, ebensowohl in Religion als in Politik, im Ingenieurfach, im Benehmen u. s. w.

Aus verschiedenen Schriften geht hervor, daß mein Glauben an die Phrenologie damals noch unerschüttert war.

Im April 1842 kehrte ich auf kurze Zeit zu meiner Ingenieurtätigkeit zurück. Die Veranlassung dazu war die Ueberschwemmung eines Nebenflusses des Derwent, Markeaten Brook genannt, der durch Derby fließt. Ich wurde gebeten, einen Bericht über die Katastrophe zu schreiben und Vorschläge zur Verhinderung künftiger Ueberschwemmungen zu machen. Der Bericht wurde dem Stadtrat vorgelegt, meine Vorschläge jedoch wurden nicht ausgeführt, weil sie allzu kostspielige Ingenieurarbeiten erfordert hätten.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Besuch und seine Folgen.

1842.

Mitte Mai kam mein Onkel Thomas zu uns auf Besuch, und es wurde beschlossen, daß ich mit ihm nach Hinton fahren sollte. Sechs Jahre waren verstrichen, seit ich den Ort verlassen hatte, und ich freute mich darauf, die altgewohnte Gegend und die vertrauten Gesichter wiederzusehen.

Die Reise ist mir in der Erinnerung haften geblieben, denn ich bemerkte hier zum erstenmal, daß meine Versuche im Modellieren meinen Sinn für Schönheit der Form geschärft hatten. Ein vornehm aussehendes Mädchen, das eine Zeitlang in der Postkutsche mir gegenüber saß, hatte ausnehmend schöne Augen, deren Betrachtung mir im stillen große Freude machte; insbesondere waren die Linien des Augenlids feingeschwungen. Ich erwähne dies nur aus dem Grunde, weil es mir angezeigt scheint, hier einige Bemerkungen über die ästhetische Bildung als Erziehungsprinzip anzubringen. Man soll zu zeichnerischen und bildnerischen Versuchen nicht nur im Hinblick auf das zu Schaffende ermutigen, das doch meistens wertlos ist, sondern hauptsächlich mit Rücksicht auf die dadurch wachsende Wertschätzung von Natur und Kunst. Naturschönheiten, die für das ungebildete Auge unsichtbar bleiben, offenbaren sich dem ästhetisch Erzogenen in Farbe und Form. Malerei und Bildhauerei gewähren ihm einen höheren Genuß. Durch das künstlerische Erkennen der Züge ist die Freude, sie treu wiederzugeben, eine weit größere.

In meinem ersten Briefe aus Hinton kommt folgende Stelle vor:

> Wie wir es verabredet hatten, trat ich allein ins Zimmer, und meine Tante erkannte mich eine ganze Weile nicht. Ich muß mich doch sehr verändert haben. Heute

nachmittag gehe ich nach Bath hinüber, um meine alten Freunde dort zu überraschen.

Ein Brief vom gleichen Tage, den meine Tante nach Derby schrieb, lautet:

> Ich bin so froh, Herbert bei uns zu haben. Er ist außerordentlich liebenswürdig und zuvorkommend. Ich erinnere mich nicht, jemals bei einem jungen Menschen eine derartige vorteilhafte Veränderung beobachtet zu haben.

In der Tat hatte ich mich besonders nach der Gemütsseite hin erst sehr spät entwickelt. Vielleicht entsprang die Verfeinerung meines Benehmens dem Umstand, daß ich mich stets gegen jeden mir auferlegten Zwang gewehrt hatte, der mit meiner Natur in größerem Widerspruch stand, als mit dem Charakter der Mehrzahl meiner Nebenmenschen. Seit ich mich aber von Worcester losgemacht hatte, waren schon drei Jahre verstrichen, die ich in völliger Unabhängigkeit verlebt hatte.

Ich benutzte meine Zeit in Hinton, um eine Büste meines Onkels zu modellieren. Es war das kein leichtes Stück Arbeit, da mein Modell ganz merkwürdige Posen wählte und einen Ausdruck annahm, der seiner, nicht aber meiner ästhetischen Empfindung entsprach. Meiner Mutter schrieb ich aus Hinton darüber:

> Ich bin mit dem Fortschritt an meiner Büste recht zufrieden, und mein Vater, der sie sich auf der Durchreise ansah, war sogar freudig überrascht. Ich arbeite sehr viel daran und schreibe außerdem Briefe an den Nonconformist, sodaß ich kaum dazu komme, meinen Aufenthalt zu genießen.

Meine Tante äußerte sich lobend über die Büste, die auch von Freunden meines Onkels sehr ähnlich gefunden wurde. Wenn dies auch der Fall war, so fiel sie doch vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen ziemlich plump aus. Besonders unkünstlerisch war das Haar. Ich weiß, daß es mich damals tröstete, daß auch den Alten dies nicht immer ge-

Katharina Spencer

Nach einer Zeichnung Herbert Spencers

lungen war. Mag diese Behauptung auch dem Leser als eine Blasphemie gegen die als vorbildlich geltende Kunst der Griechen erscheinen: ich kann meine Ansichten darüber nicht nach denen eines klassisch Gebildeten formen, ebensowenig wie ich mich in der Beurteilung über hebräische Dinge nach einem Geistlichen richten werde. In ihrer Gestaltung des Haars rechneten die Griechen nicht genug mit der Tatsache, daß der zur Nachbildung dienende Stoff so grundverschieden ist von der darzustellenden Substanz, daß eine wirkliche Nachahmung immer fehlschlagen muß; die Wiedergabe muß mehr auf Andeutung beruhen, als auf bloßer Nachbildung. Die Griechen pflegten die Zwischenräume zwischen zwei Locken in ihrer wirklichen Tiefe aus dem Marmor auszuhauen und auch die sich vorschiebenden Haare so stark hervortreten zu lassen wie in der Wirklichkeit. Da nun das Licht aber zwischen wirklichen Locken durchzudringen vermag, während das bei Marmorlocken nicht der Fall ist, so folgt daraus, daß wenn sie buchstäblich in ihren Formen nachgebildet werden, die Lichter und Schatten im Marmor weit ausgesprochener sind als in Natur. Aber das ist nicht alles. Das Haar hat gewöhnlich eine mehr oder weniger dunkle Schattierung, und der Unterschied in der Tiefe der Farbe zwischen den beleuchteten und beschatteten Teilen ist in Wirklichkeit bei weitem nicht so groß wie bei einer Substanz wie Marmor. Die Erhöhungen und Vertiefungen müssen also im Marmor weit geringer ausgehauen werden, als sie sich unserem Auge darbieten. Allem Anschein nach haben es die modernen Bildhauer dieser Einsicht zu verdanken, daß sie das Haar viel besser darzustellen vermögen, als die Alten.

In einem der früher mitgeteilten Auszüge erwähnte ich meine Briefe an den Nonconformist, ein Organ der vorgeschrittenen Dissenters, herausgegeben von Mr. Edw. Miall. Ich könnte nicht mehr genau sagen, welchem Umstand diese Briefe ihren Ursprung verdankten. Wahrscheinlich entsprangen sie diesem oder jenem Gespräch mit meinem Onkel, der, wie übrigens alle Spencers, reges Interesse an der Politik nahm. Er hatte jedoch nicht nur das übliche

Interesse an Ministerien und den Ministern, sondern auch an Prinzipien und Maßnahmen. Die Stellungnahme der Spencers war keineswegs die der heutigen Liberalen, — eine Unterwerfung unter die Beschlüsse Gladstones — oder, wie es in Frankreich geschah, wo das Volk seine Macht in die Hände Louis Napoleons legte. Nein, meine Familie war ganz anderer Art. Die Verwandtschaft ihrer Empfindungen und Gedanken führte zu einer vollkommenen Uebereinstimmung in politischen Fragen, sie neigten sämtlich zum Individualismus und erstrebten Beschränkung der Regierung. Tägliche Gespräche mit meinem Onkel regten zweifellos bei mir diese Briefe an. Er kannte Mr. Miall und sandte ihm mit dem ersten Brief ein Empfehlungsschreiben. Diese zwölf Briefe könnten von Interesse sein, weil sie gewisse Ideen enthalten, die zu dem in späteren Jahren ausgearbeiteten System in Beziehung stehen.

Alles in der Natur hat seine Gesetze. Die unorganische Materie hat ihre dynamischen Eigenschaften, ihre chemischen Verwandtschaften; die organischen Stoffe, die komplizierter und leichter zerstörbar sind, haben ebenfalls ihre ordnenden Prinzipien. Wie es im einzelnen ist, so auch im allgemeinen; lebende Wesen haben ihre Gesetze so gut wie die Stoffe, aus denen sie gebildet sind. Der Mensch hat als Lebewesen Funktionen zu verrichten und hat Organe zur Verrichtung dieser Funktionen . . . Wie es mit dem Menschen in körperlicher Beziehung ist, so auch in geistiger. Der Geist hat seine Gesetze so gut wie die Materie . . . Mit der Gesellschaft ist es ebenso wie mit dem einzelnen Menschen; diese unterliegt sicherlich geradeso bestimmten Gesetzen, wie das Individuum. Wohl sind uns die Gesetze der Gesellschaft nicht so deutlich vorgezeichnet, wohl sind sie nicht so einfach zu erklären; auch mag es schwieriger sein, sich ihnen unterzuordnen. Doch wie dem auch sei, die Analogie beweist uns ihr Vorhandensein.

Hier folgt der Zusatz, daß diejenigen, die immer glauben, ohne ihr Eingreifen würde alles schief gehen, recht albern sind.

STANFORD LIBRARY

Sie sollten wissen, daß natürliche Uebel sich stets von selbst ausgleichen durch jenes selbstordnende Prinzip. Natürlich ist die Aufrechterhaltung der Ordnung erforderlich, und das ist die Aufgabe der Regierung, die einfach für die natürlichen Menschenrechte eintreten muß und Leben und Besitz zu sichern hat, die den Schwachen vor den Angriffen des Mächtigen schützen, mit einem Wort Gerechtigkeit walten lassen soll.

Die darauffolgenden Briefe behandeln: Beschränkungen der Handelsfreiheit, Nationalkirche, Armengesetze, Krieg, Kolonisation, Nationalerziehung und Sanitätsverwaltung. Der Zweck eines jeden Briefes war, zu zeigen, daß, während so verschiedene Tätigkeiten des Staates durch den Begriff der Staatspflichten ausgeschlossen sind, solche Eingriffe infolgedessen in vielen Hinsichten schädlich wirken.

Die Stellungnahme, die ich in meinem Briefe über den Krieg ausdrückte, ist ganz unhaltbar. Wären mir die Tatsachen gegenwärtig gewesen, so hätte ich wohl zum Beweis für meine Behauptung den Bund der Irokesen anführen können, denn in diesem Falle waren in der Tat die Kriege nicht von der Regierung ausgegangen, sondern von den Befehlshabern, die Freiwillige um sich scharten; oder ich hätte auch die ersten Horden der Germanen als Beispiel anführen können. Aber es ist ohne weiteres klar, daß hier Ausnahmefälle vorliegen. Ich erkannte damals noch nicht, daß, wenn es die Hauptaufgabe der Regierung ist, die Bedingungen aufrecht zu erhalten, unter denen die Menschen ihren Lebensbedürfnissen in Sicherheit nachgehen können, diese Aufgabe ebensosehr die Sicherstellung vor äußeren wie vor inneren Feinden in sich schließt. Die jugendliche Begeisterung meiner 22 Jahre hatte mich indessen zu solchen Aeußerungen verführt. Ich möchte zu den schon erwähnten Stellen noch einige, die ich für ebenso wichtig erachte, hinzufügen.

Jedes Lebewesen steht in einem eigenen Verhältnis zu der es umgebenden Welt. Vom niedrigsten Pflanzentier bis zum höchstorganisierten Wirbeltier haben sie alle ge-

wisse festgelegte Daseinsgründe. Ein jedes hat seine körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen: es muß für seine Ernährung sorgen, es muß sich Obdach suchen zum Schutz vor Kälte und vor Feinden, es muß Junge aufziehen, es muß sich ein Nest bauen, die Brut schützen und füttern. Es muß ferner Vorrat für den Winter zusammentragen und viele andere Dinge besorgen, denn es regen sich immer Wünsche, die befriedigt sein wollen. Für all diese Verrichtungen hat ein jedes Lebewesen die entsprechenden Organe und Instinkte — die äußere Beschaffenheit und die inneren Fähigkeiten; Gesundheit und Glückseligkeit der Kreatur hängen von der Vervollkommnung und Betätigung dieser ihrer Kräfte ab, die wiederum von der Lage abhängig sind, in der sich das Geschöpf befindet. Umgib es mit Bedingungen, die eine seiner Fähigkeiten überflüssig machen, und die betreffende Fähigkeit wird sich nach und nach verringern. Die Natur schafft nichts vergeblich. Instinkte und Organe behaupten sich nur, so lange sie erforderlich sind. Bringe eine Tiergattung in Verhältnisse, unter denen eine Eigenschaft, mit der sie ausgestattet ist, unnötig wird — entziehe ihr die natürliche Betätigung — und Du wirst nach und nach ihre Kräfte zerstören. Nachfolgende Generationen werden jene Fähigkeit, jenen Instinkt, oder was er auch sein mag, sich schwächen sehen, und es wird schließlich eine gänzliche Degeneration der Rasse unausweichlich erfolgen. Alles dies gilt auch vom Menschen.

Im nächsten Brief finde ich, wahrscheinlich als Antwort auf den Einwand des Herausgebers, daß die Gesellschaft eine komplizierte Maschine ist, und daß es Aufgabe der Regierung sein muß, alles im Gleichgewicht zu erhalten, folgende Stelle:

Wenn es sich herausstellte, daß die großen Schwierigkeiten, denen wir in der Regelung der Gesellschaft begegnen, eine Folge der Störung natürlicher Gesetze wären und daß die Regierungen sich törichterweise bemüht hätten, Dinge in einem Zustand labilen Gleichgewichts zu er-

halten, während ja diese Dinge, wären sie sich selbst überlassen gewesen, von selber einen Zustand stabilen Gleichgewichts angenommen hätten, dann ist dieser Einwurf zum großen Teil entkräftet.

Die in diesen verschiedenen Auszügen entwickelten Ideen und Gedankengänge lassen diejenigen der Zukunft bereits ahnen. Deutlich drückt sich darin der Glaube an die Allgemeingültigkeit der Gesetze aus — der Gesetze im Reiche des Geistes sowohl als im Reiche der Materie, im gesellschaftlichen wie im individuellen Leben. Ebenso war der korrelative Begriff der allgemeinen Verursachung schon vorhanden. Ganz besonders aber ist die Behauptung ausgesprochen, daß überall in der organischen Welt ein Anpassungsvorgang stattfindet, wobei die Fähigkeiten für ihre Verrichtungen entsprechend ausgestattet werden. Dieser Prozeß macht sich beim Menschen wie bei den andern Geschöpfen geltend; daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß je nach der gesellschaftlichen Umgebung der Mensch an Verstand und Charakter gewinnen oder verlieren wird. Dann folgt die Feststellung, daß mit diesem Gleichgewicht zwischen den Fähigkeiten des Individuums und seinen Bedingungen in der Gesellschaft eine Neigung zum Aequilibrium besteht — individuell wie sozial vollzieht sich ein Ausgleich, eine Selbstordnung. So neigte denn schon damals meine Gedankenrichtung einer naturalistischen Auslegung zu, und es zeigt sich ein Erkennen gewisser Faktoren im allgemeinen Entwicklungsprozeß.

Wir alle stellen gelegentlich Betrachtungen an über die großen Wirkungen, die oft aus geringfügigen Ursachen hervorgehen. Jeder Tag bringt in einem jeden Leben Vorfälle mit sich, von denen jeder große Ergebnisse zeitigen kann; doch die weitaus größere Mehrzahl derselben erstickt im Keime. Nur hie und da entwickelt sich ein Keim zum Stamm; und nur sehr selten wächst dieser über die anderen hinaus und überschattet sie.

Meine Beiträge für den Nonconformist beweisen diese

Beobachtung in auffallender Weise. Wäre mein Besuch in Hinton unterblieben, hätte ich nicht mit meinem Onkel politische Gespräche geführt, hätte ich endlich nicht das Empfehlungsschreiben an Mr. Miall bekommen, so würde der erste dieser Briefe das Licht der Welt nicht erblickt haben, und die folgenden wären wohl nie geschrieben worden. Würde ich aber diese nicht geschrieben haben, so hätte ich an die Social Statics, die daraus hervorgingen, überhaupt nie gedacht. Hätte ich die Social Statics nicht verfaßt, so wäre auch jene Reihe von Untersuchungen, die zu den Principles of Psychology führten, unterblieben. Schließlich wäre ohne jenes Erforschen des Lebens überhaupt, das die Entstehung dieser Werke bedingte und aus dem das Studium der Beziehungen zwischen dessen Erscheinungen und denjenigen der unorganischen Welt entsprang, kein System of Synthetic Philosophy entstanden.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß mit dem Abbruch meiner Ingenieurlaufbahn für mich ein neues Leben begann; und dieses neue Leben setzte ein mit jenen Briefen über The proper Sphere of Government, die ich in Hinton begann und in den nächsten Monaten in Derby vollendete.

Fünfzehntes Kapitel.

Wieder zu Hause.

1843—1844.

Außer den kurzen Essays, denen ich nunmehr meine Zeit widmete, war für mich noch ein anderer Gegenstand des Interesses in den Vordergrund getreten. Ein Brief an meinen Vater, der noch an der See weilte, schließt mit dem Satze:

> Lott will mich eben zu einer Vorlesung über Stenographie abholen. Ich kann Dir daher nicht länger schreiben.

Der Besuch dieser Vorlesung zog augenblicklich und auch später Folgen nach sich. Schon seit vielen Jahren arbeitete mein Vater an einem neuen Schnellschreibesystem; mit 13 Jahren hatte ich es soweit darin gebracht, daß er mich — nicht sehr zu meiner Befriedigung — veranlaßte, in Hinton Predigten meines Onkels zu stenographieren. In den folgenden Jahren wurde das System fortwährend verbessert, und es konnte, als ich 20 Jahre alt war, im wesentlichen als endgültig vervollkommnet gelten, obgleich mein Vater zeitlebens Einzelheiten daran unermüdlich umänderte, wenn auch vielleicht nicht immer zu dessen Vorteil.

Pitmans Vorlesungen über Stenographie hatten mich außerordentlich für sein System eingenommen, und ich wagte meinem Vater gegenüber die Aeußerung, daß ich dasselbe für besser halte als sein eigenes. Durch Vergleichung gelangte ich jedoch zu der Einsicht, daß ich mich geirrt hatte, und daß meines Vaters System das beste der bis dahin erfundenen war. Sein Hauptvorzug bestand darin, daß die Vokale, anstatt daß sie wie bei den anderen Systemen durch Punkte und Striche dargestellt wurden, geschrieben werden konnten, was äußerst wenig Zeit in Anspruch nahm, die Leserlichkeit aber bedeutend erleichterte. Außerdem übertraf der Legible Shorthand, wie mein Vater sein System nannte, die anderen an Kürze und Eleganz.

Durch die Beschäftigung mit diesem Vereinfachungssystem der Schrift angeregt, kam ich auf den Gedanken, auch für die Druckschrift ein gleich vorteilhaftes Verfahren zu suchen. Doch ich sah bald ein, daß die Verschiedenheit der Buchstaben, wie wir sie in der Druckschrift haben, die Leserlichkeit nur fördert und eine Vereinfachung hier beständig zu Irrtümern führen würde.

Unter meinen Papieren finde ich unter anderen Entwürfen auch einen Plan zum Ausbau einer Universalsprache. Es kam mir dabei hauptsächlich auf die Kürze an, und ich plante eine Sprache mit einsilbigen Wörtern. Ich finde in einem Notizbuch eine Zusammenstellung, die beweist, daß es über 100 000 gute einsilbige Wörter gibt. Ich hatte

auch Vorschläge zu Methoden gemacht, wobei in der Wahl der Wörter für Dinge und Handlungen sowohl den logischen Zusammenhängen und Klassifizierungen als auch dem Wohlklang Rechnung getragen werden sollte. Es scheint mir nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß eine Zeit kommen wird, wo man alle bestehenden Sprachen für so unvollkommen hält, daß man sich auf eine künstliche Universalsprache wird einigen müssen. Schon die seit einigen Jahren angestrebte Kunstsprache Volapük versucht es, allgemeinen Anforderungen besser als irgend eine der bestehenden Sprachen zu entsprechen. Eine solche Kunstsprache aber dürfte nicht aus den vorhandenen Sprachen kritik- und gedankenlos abgeleitet werden, noch dürfte sie auf dem System der Neubildung beruhen; dies würde meinen Ideen ganz widersprechen.

Zur selben Zeit beschäftigte mich auch der Gedanke eines anderen Verfahrens auf verwandtem Gebiet. Schon in früheren Jahren bedauerte ich oft den Fortschritt des Dezimalsystems, dessen allgemeine Anwendung den meisten Menschen so wünschenswert scheint. Daß dieses Zahlensystem sehr viele Vorteile hat, steht außer Frage. Es hat indessen auch viele Nachteile, und die Einsicht verdroß mich oft, daß sich alle Vorteile des Dezimalsystems ohne Einbuße mit denen des Duodezimalsystems verbinden ließen. An Stelle der Grundzahl 10 müßte man die 12 setzen. Anstatt 10 und 11 würden zwei neue Einer eingeführt werden, damit 12 mal 12 Hundert mache. Die meisten Menschen jedoch können sich schwer von den Begriffen, die ihnen anerzogen sind, befreien. Sie sehen nicht ein, daß die Grundzahl 10 ihren Ursprung einzig der Tatsache verdankt, daß wir 5 Finger an jeder Hand und 5 Zehen an jedem Fuß haben. Wenn die Menschen 6 statt 5 hätten, so wäre nie eine solche Schwierigkeit entstanden.

Im Laufe des Herbstes begann etwas anderes als bloße Schemen und Betrachtungen meine Zeit auszufüllen. Ich wurde aktiver Politiker. Es war in den Tagen der Chartistenbewegung. Die Forderungen nach Einführung des allgemeinen Stimmrechts, einer dreijährigen Parlamentsperiode, der Wahlen durch Stimmzettel, Besoldung der Par-

lamentsmitglieder, nach Aufhebung der Eigentumsbeschränkung und Gleichheit der Wahldistrikte — waren die Losung einer radikalen Arbeiterpartei geworden. Durch die Reformbill war die Hauptmacht in die Hände der Zehnpfundhaushälter gelangt. Die weniger bemittelten Klassen strebten nun auch nach einem Anteil an der Gesetzgebung. Die Bewegung führte zu mehreren Aufständen und drohte sich zu einem weit um sich greifenden Aufruhr zu gestalten, der jedoch unterdrückt wurde. Es folgten Verhöre und Verhaftungen. Mr. Edward Miall sympathisierte mit den Aufständischen, und sein Gerechtigkeitsgefühl bewog ihn, im Nonconformist eine Reihe von Artikeln zu veröffentlichen, in denen er für die Forderungen der Chartisten eintrat. Jene Artikel wurden bald darauf als Flugschrift herausgegeben und zwar unter dem Titel: Eine Versöhnung zwischen dem Mittelstand und den Arbeiterklassen — eine Abhandlung, die besonders unter den Dissenters, deren vorgeschrittenes Organ der Nonconformist war, große Verbreitung fand. Die Folge davon war der Beginn der Complete Suffrage-Bewegung, ein Kampf ums allgemeine Stimmrecht. Mr. Joseph Sturge, der bekannte Quaker-Philanthrop aus Birmingham, der sich an der Antisklavereibewegung beteiligt hatte, wurde ein warmer Anhänger der Sache. Er besuchte u. a. auch Derby, um für Mr. Mialls Bestrebungen einzutreten. Er frühstückte bei dieser Gelegenheit bei uns, und es wurde vereinbart, sogleich einen Zweigverein in Derby zu errichten, dessen Ehrensekretär ich wurde. Im damaligen Nonconformist sind mehrere kurze Berichte von mir über lokale Vorgänge zu finden. Einer dieser Vorfälle rief in der Stadt einiges Aufsehen hervor. Der bei der letzten Bewegung verhaftete Chartist Henry Vincent hatte in Derby Vorträge zur Rechtfertigung der Bewegung angekündigt. Diese Ankündigung machte bei der vorherrschend konservativen Obrigkeit böses Blut, und die Polizei erhielt Auftrag, den Vortrag zu verhindern. Da beschlossen die Anhänger von Vincent, Protest zu erheben. Ich hatte im Laufe der folgenden Nacht die Protestschrift zu entwerfen und saß bis drei oder vier Uhr morgens darüber. Einige

liberale Londoner Zeitungen druckten die Protestschrift ab mit dem redaktionellen Zusatz, daß das Dazwischentreten der Obrigkeit hätte unterbleiben können.

Das Interesse an der Stimmrechtsbewegung nahm immer noch zu, und die führenden Männer der Hauptstädte taten sich zusammen, um über die anzuwendende Taktik zu beraten. Es waren auch einige Parlamentsmitglieder zugegen, ferner der damalige Führer der Anti-Korngesetzliga, Mr. John Bright. Auch mein Onkel Thomas nahm an der Zusammenkunft teil. Man erhoffte eine Verständigung der Complete Suffragisten und der Chartisten. Man nahm an, daß letztere in einigen ihrer Forderungen nachgeben würden und daß so ein Ausgleich mit der Oppositionspartei zustande käme.

Der 27. Dezember war der Tag der Unterhandlung. Ich war als Abgeordneter aus Derby hingesandt worden. Hätten diejenigen, die diese Besprechung einberufen hatten, etwas mehr Menschenkenntnis besessen, so hätten sie wohl von vorne herein eingesehen, daß die Chartisten sich nie auf einen Vergleich einlassen würden. Fanatiker sind mit Herz und Seele an ihr Losungswort gefesselt. Nach einer eintägigen Debatte stellte sich heraus, daß ein gemeinsames Vorgehen ein Ding der Unmöglichkeit sei. Die Chartisten bestanden sogar darauf, daß der Name Charter angenommen werde. Ein Entwurf zu einem Parlamentsakt, welcher die verlangten Verfassungsänderungen enthielt, war bereits ausgearbeitet. Man hoffte nun, die Chartisten würden sich wenigstens von der Erörterung der einzelnen Bestimmungen nicht fernhalten und hier in der Hauptsache mit den Suffragisten übereinstimmen. Angesichts der Weigerung der Chartisten aber, nahmen jene selbständig die Bill durch, indem sie die Bestimmungen des Entwurfes teils billigten, anderenteils aber umgestalteten. All das war für einen jungen Menschen von 22 Jahren Grund genug zur Aufregung und bewirkte eine Steigerung meiner Geisteskraft. Als merkwürdiger Beweis dafür, wie ich mit ganzer Seele dabei war, dient mir die aufbewahrte Abschrift des Gesetzvorschlags, der an die Abgeordneten verteilt wurde. Mein

Name darauf übertrifft alle Unterschriften, die ich jemals gab, an Schwung und Wucht.

Während dieser Bewegung machte ich eine Bekanntschaft, die mir zeitlebens wertvoll blieb. Als Abgeordneter aus Liverpool war Mr. Lawrence Heyworth, der nachmalige Abgeordnete von Derby, anwesend. Mit meinem Onkel Thomas seit Jahren befreundet, hatten sie stets dieselben Ansichten in politischen Fragen geteilt. Ursprung ihrer Freundschaft war ein Uebereinkommen zur Gründung eines Mäßigkeitsvereins gewesen. Mein Onkel, der von Bath delegiert war, machte mich mit Heyworth bekannt, und diese Bekanntschaft eröffnete mir später den Weg zu Freundschaften, die bedeutsam in mein Leben eingriffen.

Im Großen und Ganzen hatte die Bewegung kein durchgreifendes Ergebnis. Bei den Chartisten erfolgte eine Mäßigung der Forderungen. Dies trug vielleicht dazu bei, Aenderungen, die seither in unserem Volksvertretungssystem eingetreten sind, zu ermöglichen. Ihnen ist es zu verdanken, daß mit der Zeit die Gesetzvorschläge, die damals für so revolutionär galten, in Kraft traten. In der Tat ist der Zug zum Sozialismus, der sich nun unaufhaltsam geltend macht, eine Folge davon, daß man den Massen nicht die gebührende Macht gewährte — bis sie einmal zur höchsten gelangen.

Meine demokratischen Neigungen waren meinen Freunden längst bekannt. Diese Neigungen waren es, die mich veranlaßt hatten, an der Birminghamer Konferenz aktiven Anteil zu nehmen, und nun wurde ich mit Vorwürfen überhäuft. Einige Stellen aus den Briefen meiner Freunde scheinen mir ihrer Folgerungen halber erwähnenswert; der erste Brief — von E. A. B. — lautet folgendermaßen:

Sie sind dazu bestimmt, in allem, was Sie unternehmen, aktiv hervorzutreten, und Ihr energischer Charakter würde Sie aller Wahrscheinlichkeit nach weiter führen, als Ihrer nüchternen Vernunft und Urteilskraft lieb wäre. Wenn Sie sich reiflich überlegt haben und mit sich zu Rate gegangen sind, ob Ihre Grundsätze richtig und

der Wohlfahrt des Landes förderlich sein könnten, so wäre ich der letzte, der Sie aus persönlichen Rücksichten der Allgemeinheit entziehen würde. Aber bevor Sie sich endgültig dem Strome hingeben, der Sie mitreißen könnte, lassen Sie sich Bedenkzeit. Geben Sie sich sorgfältig Rechenschaft darüber, welchem Hange Sie folgen und in welcher Richtung Sie sich bewegen werden, und seien Sie auch dessen eingedenk, daß jede weitere Möglichkeit, in Ihrem Beruf weiterzukommen, zu dem Sie Ihre Talente und Ihre Erziehung befähigen, Ihnen entschwindet. Prüfen Sie genau Prinzipien, Zwecke und Interessen derjenigen, in deren Gesellschaft Sie versinken oder schwimmen werden, und wenn Sie dies getan haben und noch immer derselben Meinung sind, dann — in Gottes Namen: Vorwärts! — aber lassen Sie mich Sie nochmals bitten, es sich zu überlegen. Sie stehen erst an der Schwelle. Sie haben kaum den ersten Schritt getan auf einem Pfade, dessen Ende vorauszusehen menschliche Kraft übersteigt, der aber (möge Gott es verhüten!) das ganze Königreich zu Anarchie und Bürgerkrieg führen könnte. Was auch Ihr Schicksal sein wird, wie es auch mir ergehen möge, ich werde stets Ihre Freundschaft sehr hoch schätzen, und wenn ich Ihnen je einen Dienst erweisen kann, hoffe ich, daß Sie sich mit demselben Vertrauen an mich wenden werden, wie wenn wir in unseren Ansichten übereinstimmten. Ich hoffe nur, Sie werden in Ihrem neuen Kreise viele Freunde gewinnen, die so sehr um Ihr Wohl besorgt sind wie ich.

Ebenso kräftig war Jacksons Einspruch gegen die Aufgabe meiner bisherigen Laufbahn.

Um von Deiner Wirksamkeit zu sprechen, so ist es sehr fraglich, ob Du nicht schlecht daran getan hast. Du hast Deine Zeit mit Wortgefechten vergeudet. Du hast Deine gute Laune daran gegeben, Du hast Dich in Gefühlen und Gedanken gegen die Machthaber aufgelehnt und in Deinem Stolz gedacht, Deine Talente würden Dich befähigen, hier ändernd einzugreifen. Wie kannst

Du Dir das einbilden? Glaubst Du, Du kannst das Schicksal der Menschheit lenken? Oder wähnst Du, Du seiest das Werkzeug in Gottes Hand, dazu berufen, eine Reformation einzuleiten, die die Leidenden von ihrem Joch befreien könnte? Setzen wir den Fall, dem würde so sein, aber Du, mein Freund, wirst doch niemals in die Fußtapfen eines Luther oder Calvin, eines Knox oder Wicliff treten! Solche Männer dachten und lehrten so, wie sie der Heilige Geist leitete; nein, wenn Du Dich zum Reformator berufen fühlst, so ist es nicht ein Kampf für die Beseitigung intellektueller Uebelstände, . . . sondern, wie Cromwell würdest Du trachten, unter der Maske eines Volksbeglückers Deinen eigenen Ehrgeiz zu befriedigen. Deinem Lande einen Dienst erweisen! Ach! Ach! . . .

Du fragst mich um meine Meinung, ob ich Deinem Verbleiben im bisherigen Beruf oder Deiner schriftstellerischen Tätigkeit den Vorzug gebe. Ich stimme entschieden dem ersteren bei, denn hier wirst Du höchst wahrscheinlich einmal einen ruhmvollen Platz einnehmen und außerdem Dein bequemes Auskommen haben, im Schriftstellerberuf niemals! Du hast nie von Grund auf studiert, Du bist nicht klassisch gebildet, kein Dichter. Vielleicht wirst Du einwenden: aber ich kann in Zeitschriften über politische Anschauungen schreiben und so nach und nach meinen Stil verbessern u. s. w., damit ich dem Publikum einen guten Eindruck mache. Darauf kann ich Dir nur erwidern, was ich Dir schon oft gesagt habe: auf das Publikum ist kein Verlaß! Laß einen seiner Günstlinge mal auf Dich losziehen, und Du bist für immer abgetan. Ich glaube nicht, daß Du überhaupt je den Nutzen aus der Sache ziehen würdest, den Du suchst — es sei denn durch glückliche Umstände, auf die man jedoch nie zählen kann. — Laß mich Dich daher nochmals bitten, mit frischem Mut zum Bleistift zu greifen und zu Deinem alten Beruf zurückzukehren.

Der erste Abschnitt in Jacksons Brief ist eine Bestätigung der Beobachtung, daß die Menschen, die in einer gegen-

teiligen Gedanken- und Gefühlssphäre leben, gar kein Verständnis für die Gründe Andersdenkender haben. Obschon mich Jackson genau kannte, war sein erster Gedanke, mir den Weg, den ich eingeschlagen hatte, als Ehrgeiz auszulegen. Da ihm jedes politische Verständnis abging, konnte er nicht begreifen, daß mein Vorgehen dem Wunsche entsprang, zu einer gerechten Aenderung der Dinge beizutragen. Ich kann mit vollster Ueberzeugung versichern, daß der Gedanke eines persönlichen Emporkommens niemals in mir aufstieg. Betreffs des zweiten Abschnitts möchte ich nur auf die merkwürdige Ansicht der Leute aufmerksam machen, die glauben, daß gute oder schlechte Bücher von der klassischen Bildung des Autors abhängen. Die Qualität der ausgedrückten Ideen wird mit Stillschweigen übergangen — Stil ist alles und Inhalt gar nichts! Um auf meines Freundes Vermutung über den Zweck meiner Schriftstellertätigkeit zurückzukommen, will ich noch bemerken, daß alles, was ich jemals geschrieben habe, dem Wunsche entsprang, gewisse Ideen zu verbreiten, und daß ich während 16 Jahren aus meiner schriftstellerischen Tätigkeit nicht nur keinen materiellen Nutzen zog, sondern nur Verluste zu verzeichnen hatte.

Aus einem Briefe meines Vaters ersehe ich, daß ich zu Anfang des Jahres 1843 eine politische Abhandlung über Wahlmänner schrieb, die sehr wirksam werden sollte. In Ermanglung jeglicher Erinnerung daran hätte ich geschworen, nie etwas Derartiges geschrieben zu haben. Ich entnehme aus dem Inhalt, daß die Abhandlung ein Beitrag für die Complete Suffrage Union gewesen sein muß, und entnehme ferner die Tatsache, daß ich dem Komite angehörte, dem die Auswahl und Kritik der einlaufenden Abhandlungen oblag.

An meine sonstigen Beschäftigungen in dieser Zeit erinnere ich mich kaum. Wahrscheinlich setzte ich meine Experimente und Forschungen fort, die zu keinem praktischen Ergebnis geführt haben. In der letzten Zeit in Derby machte ich viele Ausflüge aufs Land. Abends wurde musiziert oder

man zerstreute sich anderweitig. Um diese Zeit oder auch schon früher hatten sich ein literarischer und ein wissenschaftlicher Verein gebildet, denen ich mich anschloß. Wir kamen einmal monatlich zusammen, um Abhandlungen zu lesen und zu besprechen. Ernstere Debatten jedoch wurden in einer Diskussionsgesellschaft geführt und natürlich blieb auch ich nicht stumm. — In der größten Lesehalle der Stadt gab es einen Schachsaal, in dem ich gelegentlich einige Stunden zubrachte. In Hinton hatte ich das Schachspiel liebgewonnen; ich blieb indessen stets ein nur mittelmäßiger Spieler.

Und nun, im Frühling 1843, nach zwei anscheinend fruchtlos verlebten Jahren — sicherlich fruchtlos im Sinne des Vorwärtskommens — schien es mir notwendig, einen entscheidenden Schritt zu tun. In der Hoffnung, eine Anstellung zu finden, sei es im Schriftsteller- oder Ingenieurfach, beschloß ich nach London zu fahren.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Aufenthalt in London.

1843.

In der ersten Woche des Mai 1843 unternahm ich meine Reise nach London, und ich ersehe zu meinem Erstaunen aus nach Hause gerichteten Briefen, daß mein Entschluß, mich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen, durchaus feststand. Ein Brief an Edward Lott wird am besten über meine Erwartungen Aufschluß geben:

> Ich befinde mich noch in einem Zustand der Ungewißheit in Bezug auf mein endgültiges Schicksal. Ich habe zwei Artikel für Zeitschriften geschrieben, einen für den Eclectic, den andern für den Tait (zwei längst eingegangene Zeitschriften). Der erstere wäre schon in diesem Monat erschienen, wenn nicht in den vorangegangenen

Heften über dasselbe Thema, Erziehung, geschrieben worden wäre. Der Artikel für den Tait befindet sich noch in statu quo.

Weder der nach Uebereinkunft für den Eclectic geschriebene Artikel noch der auf gut Glück an den Tait geschickte sind je erschienen. Wahrscheinlich war der eine — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — nicht reif für die Oeffentlichkeit. Der andere wurde wohl ignoriert, weil er von einem unbekannten Schriftsteller stammte. Ganz verdienstlos war er indes nicht, denn zehn Jahre später erschien er mit einigen Verbesserungen in der Westminster Review unter dem Titel: Die Philosophie des Stils. — Der Brief lautet weiter:

Wenn Du den Nonconformist der letzten Woche auftreiben kannst, wirst Du dort den Leitartikel von mir finden: „Aufbrausen — Rebekka und ihre Kinder". Ich denke, er wird Dich amüsieren, da er etwas wunderlich in seinen Ideen ist. Man könnte ihm mit Fug und Recht den Titel: Die Chemie der Politik beilegen.

Eben habe ich einen Artikel für das Phrenological Journal zu schreiben und zwar über die neue Theorie von Wohlwollen und Nachahmung, über die wir seinerzeit sprachen . . . Ich hoffe, Du treibst Deine Gesangübungen fleißig weiter. Wenn ich von Zeit zu Zeit hinüberfliegen und mitmachen könnte, wäre es mir ein großer Genuß, denn ich führe momentan ein ziemlich einsames Leben. Es soll mich nicht wundern, wenn ich während dieser Woche keine zehn Worte im Tag gesprochen habe.

In einem Brief vom 7. Juli spreche ich neue Hoffnungen aus. Nach der Beschreibung eines Abends bei Mr. Miall heißt es von ihm:

Ich bin ihm auch rein praktisch genommen, zu Dank verpflichtet. Er erzählte mir, daß Freunde, die die finanziellen Leiter einer Zeitung sind, ihn aufgefordert haben, ihr Chefredakteur zu werden. Sie wünschten von ihm einen Leitartikel wöchentlich, während eine geringere Kraft

den übrigen Teil übernehmen sollte. Er schlug jedoch das Anerbieten mit der Begründung aus, er habe vorläufig genug andere Verpflichtungen, brachte aber gleichzeitig anstatt seiner m i c h in Vorschlag.

Eine andere Stelle belehrt mich, daß ich einem ganz verwegenen Ehrgeiz nachhing, von dem ich gar nichts mehr wußte.

Ich fühle mich mehr und mehr veranlaßt, in einigen Jahren eine D i c h t u n g zu schreiben. Ich bin schon dabei, die Verwicklung auszuspinnen und notiere hie und da Gedanken und Gefühle. Der Titel soll „der Engel der Wahrheit" lauten. Inliegend sende ich Dir einige Zeilen als Probe eines Erstlingsversuchs. Sie sollen eine Betrachtung über den Zustand der Welt im dunkeln Zeitalter sein . . . Ich habe Benthams Werke gelesen und warte nur auf eine geeignete Gelegenheit, um ihn anzugreifen. Es wird schwer halten, bei einer Zeitschrift anzubringen, was den meisten als Vermessenheit erscheinen wird.

Die Zeit des Versemachens und die daraus erfolgte Unruhe, die sich bei lebhaften Geistern fast immer einstellt, währte bei mir nicht lange. Das eben genannte Gedicht hatte ich bald aufgegeben und ein Drama, „der Rebelle", das ich geplant hatte, wurde ebenfalls nicht ausgeführt. Die Verwickelung desselben bestand nicht, wie man wohl annehmen wird, in der Darstellung einer erfolgreichen Empörung, sondern im Gegenteil in dem Fall und der Enttäuschung eines hochherzigen Helden, herbeigeführt durch die Schwäche und Niedrigkeit seiner Mitkämpfer.

Unter alten Papieren finde ich einige Verse, die, was die Form anbetrifft, nicht so ganz verfehlt sind, aber eigentlich nicht mehr als ein bloßes Phantasiespiel bedeuten. Sie sind nicht der Ausfluß einer poetischen Empfindung, sondern haben etwas Gemachtes. Ich sah ein, daß ich nicht die Fähigkeiten des echten Dichters besaß: die Natur hatte mir weder die erforderliche Tiefe des Gefühls noch die Fruchtbarkeit des Ausdrucks verliehen.

Ich habe bereits einen Artikel erwähnt, den ich für das Phrenological Journal geschrieben hatte, der aber — seiner ketzerischen Tendenz halber — zurückgewiesen wurde. Dr. Eliotson, einst ein Arzt von Ruf, hatte zu jener Zeit eine Zeitschrift, The Zoist, gegründet und redigiert. Er kam jedoch einigermaßen in Mißkredit durch seine Neigung zum Mesmerismus. Das hinderte ihn jedoch nicht, seine Ideen weiter zu verbreiten. Im Zoist fand auch mein Essay über Wohlwollen und Nachahmung, der in das Gebiet der Phrenologie fiel, Aufnahme und zwar im Januarheft des Jahres 1844. Erst später erfuhr ich, daß meine darin entwickelte Theorie nicht neu war. Wenn ich auch in einzelnen Lehren der Phrenologie anderer Ansicht war, so fuhr ich doch fort, ein Anhänger ihrer allgemeinen Lehre zu sein.

Ich hatte damals noch nicht jene psychologischen Untersuchungen vorgenommen, durch die ich erkannte, daß die Behauptungen der Phrenologen wohl Schatten von Wahrheiten, nicht aber die Wahrheiten selber an den Tag zu bringen vermögen.

Ich staune oft, wenn ich alte Briefe und Dokumente zur Hand nehme, wie frühe schon gewisse Ideen bei mir auftauchten. Ein Beispiel hiefür enthält ein Brief vom 14. Oktober 1843 an meinen Freund Lott. Es sind darin Sätze aus der im eben genannten Artikel entwickelten Hypothese enthalten.

> Indessen geht in mir eine ganze Revolution über den Begriff der Gewissenhaftigkeit vor sich. Wie so viele chemische Substanzen, die früher als einfache Elemente angesehen wurden, so muß auch dieser Begriff sich eine Zergliederung gefallen lassen. Zu allererst will mir der Gedanke nicht einleuchten, daß alle die ihm zugeschriebenen Eigenschaften aus einem Organ hervorgehen. Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe, Aufsicht über die anderen Gefühle und die vielen sonstigen Eigenschaften, die dieser Begriff in sich schließt, scheinen mir zu verschieden, als daß sie der Ausfluß eines einzigen Vermögens sein könnten. Ich bin mir noch nicht klar darüber, aus welchem Grund-

vermögen verschiedene dieser Eigenschaften entspringen können. Was das Gerechtigkeitsgefühl anbelangt, so bin ich jedoch zu einem Schluß gekommen. Ich glaube, daß es wie das Wohlwollen ein zusammengesetztes Gefühl ist, und ferner, daß die Sympathie eines seiner Bestandteile bildet. Zu dieser Ansicht gelangte ich zuerst durch die theoretischen Erwägungen, die sich aus der Sympathielehre beinahe von selbst ergeben.

Angenommen also, es existiere ein Vermögen, dessen Funktion es ist, die in einem Wesen herrschenden Gefühle in einem anderen Wesen zu erregen, und gesetzt, dieses Vermögen gehe in Gemeinschaft mit allen geistigen Trieben vor sich, dergestalt, daß es eine Anteilnahme an allen Gefühlen anderer hervorrufen würde, so läßt sich daraus folgern, daß dieses Vermögen an und für sich fähig ist, für alle Gefühle anderer jene Rücksicht hervorzurufen, die für die soziale Glückseligkeit erforderlich ist. Diese Annahme nun läßt den Schluß, daß es ein weiteres gesondertes Vermögen gäbe, das wie die Gewissenhaftigkeit gänzliche Bezugnahme auf andere Wesen in sich schließe, als ganz unphilosophisch erscheinen. Dies würde eine Vielfältigkeit der Mittel in sich fassen, welche unseren Begriffen von des Allmächtigen Ordnungen durchaus zuwiderliefe. Wir müssen daher annehmen, daß das Gerechtigkeitsgefühl eine Verbindung von Sympathie mit irgend einem anderen Vermögen darstellt. Welches aber ist dies Vermögen? Ich glaube, es ist der Sinn für persönliche Rechte. Daß eine solche Macht fähig ist, den erforderlichen Anstoß hervorzubringen, ist selbstverständlich — man könnte die Gerechtigkeit sogar formulieren als Sympathie für die persönlichen Rechte der Anderen; in einer Analyse unserer Gefühle können wir den Beweis dafür erbringen. Wenn Du Dir das Gefühl der Empörung vergegenwärtigst, das Du beim Lesen von tyrannischen Handlungen eines Menschen gegen einen andern empfindest, wirst Du finden, daß Deine Erregung genau ebensogroß ist, wie wenn man in Deine eigenen Rechte eingegriffen hätte; und je mächtiger dies Gefühl

sich in Dir regen wird, desto deutlicher kennzeichnet sich die Gleichartigkeit.

Diese Ansicht veröffentlichte ich zum erstenmal sieben Jahre später in meinen Social Statics (Kap. V.) und ich war bis zur heutigen Stunde des Glaubens, daß ich den Gedanken erst damals gefaßt hatte. Inzwischen hatte ich Adam Smiths Theory of Moral Sentiments gelesen und die Lehre der Sympathie schon bei ihm entwickelt gefunden. Aber während er erfolgreich bestrebt war, das Wohlwollen zu erklären, ging ich darauf aus, den Gedanken auf den Begriff der Gerechtigkeit zurückzuführen. Es sei hier hinzugefügt, daß meine Theorie erst ums Jahr 1891 im IV. Teil der Principles of Ethics, Kap. IV, in ihrer endgültigen Form erschien, wo ich das Wesen des Sinns für persönliches Recht dargelegt habe.

Daß man immer Gründe finden kann, um seine Handlungsweise zu rechtfertigen, dafür lieferte ich damals einen klaren Beweis. In einem meiner ersten nach Hause gerichteten Briefe gebe ich meinem Vorhaben Ausdruck, die seinerzeit an den Nonconformist gesandten Briefe über The Proper Sphere of Government nochmals in Form einer Flugschrift zu veröffentlichen. Die offenkundigen Gründe dafür waren natürlich, die Briefe dem Publikum allgemein zugänglich zu machen, wobei ich durch diese Wiederveröffentlichung wahrscheinlich auf meine Kosten kommen würde. Der eigentliche Grund aber lag ohne Zweifel in dem Wunsche, das Erstlingserzeugnis meiner Feder nicht in Zeitungsspalten begraben zu sehen.

Die Herausgabe in gesammelter Form fand Ende August statt, und das Ergebnis stach nicht wenig ab von den albernen Erwartungen, die allzuzuversichtliche und unerfahrene Leute in derlei Dingen hegen. Daß eine Abhandlung über einen verhältnismäßig abstrakten Gegenstand, noch dazu von einem ganz unbekannten Schriftsteller, an der Gedankenrichtung der Menschen etwas ändern könnte, war eine Vermutung, die beweist, wie groß der Raum sein kann, den ein nahe vor dem Auge gehaltener kleiner Gegenstand zu bedecken

vermag und wie groß die daraus hervorgehende Täuschung sein wird. Auch in der Annahme, daß der Verkauf die Druckkosten decken würde, hatte ich mich verrechnet. Denn selbst wenn der Verfasser bekannt und das Thema populär ist, kommt dies nur selten vor. Wie ungern die Verleger überhaupt derartige Schriften übernehmen, das sollte ich erst später erfahren. Es mögen hundert Abdrücke verkauft worden sein, und diese ergaben kaum ein Zehntel der Kosten. Die Druckerrechnung belief sich auf zehn Pfund zwei Schillinge, sechs Pence, und am Ende des Jahres wurden mir vom Verleger fünfzehn Schillinge und drei Pence ausbezahlt!

Natürlich schickte ich Exemplare an Freunde und an Männer von Ansehen, und deren Anerkennungsschreiben wurden selbstverständlich sorgfältig verwahrt; denn in der ersten Blüte des jungen Schriftstellertums werden Meinungsäußerungen sehr gewürdigt. Einen Abdruck sandte ich auch an Carlyle, der, so merkwürdig mir dies scheint, sich seiner Zustimmung erfreuen durfte. Hier ist der Brief; das Datum beweist, daß ich ihm das Exemplar erst einige Monate nach Erscheinen der Schrift zukommen ließ; wahrscheinlich war die Veranlassung dazu die Lektüre eines seiner Werke — Sartor Resartus — wie ich glaube.

Chelsea, 20. Mai 1844.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe Ihre Broschüre erhalten und gedenke sie in meiner nächsten Mußestunde mit Nutzen durchzunehmen. Es liegt etwas Gutes, Gesundes in jeder Aeußerung von Männern, die, auf welche Art es auch sei, den ewigen Charakter von Recht und Unrecht erkennen. Gäbe es nur Tausende und Millionen solcher Männer auf dieser Welt, von denen jeder in seiner eigenen kleinen Welt den Kampf gegen staatliche Bevormundung in diesem Geiste aufnehmen wollte.

Mit vielem Dank und den besten Wünschen.

Hochachtungsvoll

T. Carlyle.

Ungeachtet meiner tiefen Abneigung gegen Carlyles herrisches Wesen und die daraus hervorgehende Vorliebe für despotische Regierung, ungeachtet ferner meiner Verwerfung seiner verächtlichen Aeußerungen über verschiedene Männer, gebe ich doch diesen Brief wieder, um meiner Würdigung einer seinerseits gelegentlich bezeugten Sympathie Ausdruck zu geben. Ich schätze diesen Zug, unbekannte Schriftsteller einer Ermutigung zu würdigen um so höher, als ich in meinem späteren Leben ausgiebige Gelegenheit hatte, die Mühe zu beurteilen, der man sich beim Durchlesen aller zugesandten Exemplare zu unterziehen hat. Für Bücher bedanke ich mich gewöhnlich durch ein gedrucktes Zirkular, dem ich auf einem losen Blatt einige Zeilen beifüge. Was aber kleinere Schriften anbelangt, so bestätige ich überhaupt selten ihren Empfang. Jedenfalls hat wohl kaum je eine mir zugegangene Abhandlung solche Anerkennung erfahren, wie diejenige, die mir von Carlyle zuteil wurde. Was für eine merkwürdige Mischung von Derbheit und Mitgefühl wohnte doch in diesem Manne!

Mein Aufenthalt in London führte zu einer Auffrischung der Beziehungen zu meinen zwei Freunden. E. A. B., der sich damals in Woolwich aufhielt, kam zu seinem 21. Geburtstag nach London, wo ich im Hause seines Vaters als sein intimster Freund einen Toast auf seine Gesundheit ausbrachte. Jackson sah ich ziemlich oft. Er war — ohne allzugroßen Erfolg — weiter als Architekt tätig. In unserer freien Zeit machten wir zusammen Spaziergänge aufs Land.

Ein Vorfall gelegentlich eines solchen Ausflugs verbindet sich mir im Gedächtnis mit einer physiologischen Tatsache von einiger Bedeutung, die ich noch nirgends verzeichnet fand. Ich war einst, ob durch Zufall oder durch Beobachtung, zu dem Experiment veranlaßt worden, einige Male hintereinander tiefe Atemzüge zu machen. Ich füllte die Lungen bis zu ihrer größtmöglichen Ausdehnungsfähigkeit und stieß die Luft schnell aus, um sofort wieder tief Atem zu holen. Es ergab sich ein prickelndes Gefühl in den Fingerspitzen. Ich vermute, daß dies Gefühl eine Reaktion

der Blutgefäße war. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob eine Aufheiterung die Folge war oder ob ich bloß des Glaubens war, daß eine Stählung meiner Energie dabei erfolgen müßte. Jedenfalls erinnere ich mich, Jackson auf einem unserer Spaziergänge zu diesem Experiment veranlaßt zu haben, und er versicherte mich, daß sein Kopfschmerz, an dem er schon lange laborierte — ein Kopfschmerz infolge von Blutarmut vermutlich — daraufhin verschwunden sei. Sicherlich sind gelegentlich schon die Folgen von künstlich gesteigerter Einatmung beobachtet worden; aber mir ist noch nirgends ein Bericht darüber, oder eine Erklärung dieser Erscheinung zu Gesicht gekommen. Ich nahm damals an, die Wirkung sei eine chemische, neige aber nunmehr zu der Ansicht, daß sie eine mechanische ist. Ich möchte noch hinzufügen, daß, obschon diesmal das Ergebnis günstig war, ebensogut auch schädliche Folgen eintreten könnten.

Andere Gänge, die ich mit Jackson unternahm, galten den Bildergalerien. Er war ein ziemlich tüchtiger Amateurkünstler, und ich interessierte mich insoweit für Bilder, als ich alle jährlichen Ausstellungen besuchte. Damals lohnte die Gallery of British Artists an der Suffolkstraße gewöhnlich einen Besuch. Seit 1843 trage ich den Eindruck eines Bildes von J. B. Pyne in mir, die Meerenge von Menai an einem glühenden Sommertag darstellend. Es war wunderbar in der Komposition, und ich erinnere mich nicht, je wieder eine so lebensvolle Wiedergabe von Sonnenschein und Hitze gesehen zu haben. Pyne wurde bei weitem nicht die Anerkennung gezollt, die er verdient hätte. Kein Kunstkritiker von Ansehen, oder vielmehr keiner, der das Publikum davon überzeugte, daß er eine Autorität in der Kunstkritik sei, erklärte sich zu seinen Gunsten. Und da niemand da war, der für das Publikum eine Meinung bildete, so hatte es eben gar keine.

Es ist nicht so lange her, daß ich im Gespräch mit einem Akademiker und einem Kunstkritiker von Beruf auf Pyne als einen unterschätzten Künstler hinwies. Eine Art Nachahmer von Turner, nicht wahr? sagte der Akademiker. Besser als Turner, erwiderte ich zu beider Erstaunen.

Daraufhin entstand eine Erörterung, wobei ich meiner abweichenden Meinung über die ungerechtfertigten Lobpreisungen Turnerscher Kunst kräftigen Ausdruck gab. Nicht etwa, daß ich seine Verdienste leugne — sie sind zweifellos groß. Es gibt unter seinen Gemälden großartige Schöpfungen; einige — wie Childe Harold's Pilgrimage und Ulysses deriding Polyphemus — sind Gedichte, und seine Werke sind entschieden von tief poetischem Empfinden durchzogen. Dann übertrifft er auch in seiner, ich möchte sagen, Shakespearischen Mannigfaltigkeit bei weitem die große Masse der Künstler. Aber man kann sehr wohl seine Ueberlegenheit anerkennen, ohne dabei seine Mängel zu übersehen.

Einer derselben ist der ungenügend herausgearbeitete Kontrast von Himmel und Erde. Ich denke dabei an seine verschiedenen Skizzen und die Landschaften in seinem Liber Studiorum und Harbours of England u. s. f. Bei einer ganzen Anzahl dieser Bilder ist der Durchschnittston der Luft ebenso kräftig, wie der des festen Erdbodens darunter. Das ist ein Grundfehler. Mit wenigen Ausnahmen liegt der größte Lichtunterschied in jedem Freilichtgemälde in der verhältnismäßigen Dunkelheit des unteren Teils im Vergleich zum oberen Teil der dargestellten Landschaft. Die unten befindlichen Gegenstände strahlen nur das Licht aus, das vom oberen Teile auf sie fällt; und die Lichtquelle muß selbstverständlich heller sein als die von ihr beleuchteten Gegenstände. Außer in Fällen, wo vom Horizont schwere Wolken heraufziehen, die das Stück Himmel, gegen das der Beschauer sieht, überschatten, während der Himmel hinter ihm noch hell ist — in Fällen also, wo die Fläche im Vordergrund von hinten mehr Licht empfängt als die darüber gelagerte Wolke, — ist die gewaltigste Wirkung in einer Landschaft diese größere Dunkelheit der Erde dem Himmel gegenüber. Und wenn diese größte Wirkung nicht erzielt wird, entsteht ein Mangel an Naturtreue, den nichts verbergen kann.

Außer diesem bedenklichen Versehen, das in Turners Darstellung von Naturerscheinungen so oft zutage tritt, fin-

det man öfters in seinen Werken ernstliche Kompositionsfehler, wenigstens nach unserem Kunstempfinden. In vielen seiner Bilder sind zu viele Einzelheiten, die allzu einförmig angeordnet sind. Das Wesen der Kunst ist Kontrast. Kunst, welcher Art sie auch sei, erfordert geeignete Entgegensetzung — große, geringere und ganz kleine Kontraste; und in der Plastik — Kontraste der Form, Kontraste von Licht und Schatten, Kontraste der Farbe. Es muß noch eine fernere Art von Kontrast beobachtet werden, nämlich zwischen Gleichartigkeit und Mannigfaltigkeit — zwischen Einfachheit und Zusammengesetztheit — zwischen dem verhältnismäßig Uninteressanten und dem verhältnismäßig Interessanten. Handle es sich um Architektur, Bildhauerei oder Malerei: die künstlerische Wirkung kann nur durch eine entsprechende Verbindung von Teilen, die das Auge auf sich ziehen und von solchen, die es in geringerem Maße beschäftigen, erzielt werden. Eins der Elemente der Anziehung nun bildet die Summe der Einzelheiten. Sind solche über das ganze Bild verstreut, so sind Kontrastwirkungen von vorne herein unmöglich. Die Einzelheiten müssen deshalb auf einen Teil des Bildes konzentriert werden. Damit Ausschmückungen wirklich dekorativ wirken, müssen sie sehr einfach gehalten sein. Daraus folgt, daß es auf einem Bilde Flächen geben muß, die, wenn auch nicht ganz ohne Einzelheiten, doch nur unscheinbare Details aufweisen sollen, damit sie die Aufmerksamkeit nur in geringem Maße auf sich ziehen. Einer der wenigen Künstler, dessen Gemälde dieser Forderung vollkommen entsprechen, ist Mr. Orchardson. Turner ließ diese Forderung oft außer acht. Er war zu sehr bestrebt, die ganze Leinwand mit unbedeutenden Effekten auszufüllen; damit aber brachte er oft seine Werke um die große Wirkung, indem er den Beschauer verhinderte, das Gemälde als ein Ganzes zu betrachten. Ich kann es deshalb bei aller meiner Bewunderung für Turner nicht unterlassen, seinen häufigen Mangel an Naturwahrheit und seinen Verstoß gegen ein grundlegendes Kunstprinzip zu tadeln. Indessen hatte Turner das Glück — wenn es so zu nennen ist — den Beifall eines Kritikers gefunden zu haben, dessen Urteil in Bezug auf Kunst

beim Publikum Gesetz geworden ist; und von den Wenigen, die ihre eigene Meinung haben, findet sich kaum einer, der diese zu äußern wagt. Turner selbst jedoch sah wohl, wie unverdient die Schätzung seiner Werke war, und er machte sich in seinen letzten Jahren über das Publikum lustig, indem er lachend sagte: Sie kaufen meine Grillen! Die Welt hat immer Unrecht in ihrer Wertung von Berühmtheiten. Sie sind entweder sehr überschätzt oder sehr stark unterschätzt. Wenn die öffentliche Meinung bei einem Extrem angelangt ist, folgt eine Reaktion, und sie verfällt in das andere Extrem, um alsdann wieder in eine Reaktion zu verfallen, die abermals zu weit getrieben wird. Dieser Wechsel in der Wertschätzung würde sich durch Generationen fortsetzen, bis das Urteil endlich den goldenen Mittelweg einschlüge, fiele bis dahin der Betreffende nicht der Vergessenheit anheim. Diese Veränderungen — diese Ueberhebungen und Unterschätzungen sind unvermeidlich. Kunstbewertung ist sicherlich ebenso wie Frauenkleidung Sache der Mode; hier und dort wird die Bewegung bis zum Exceß in der einen Richtung getrieben, und darauf ebenso in die entgegengesetzte — eine Folge, die stets eintreten muß, solange die Einzelnen nicht unabhängig zu handeln und zu urteilen wagen. Aber heute sagen und tun die Menschen meist nur, was die große Menge um sie herum sagt und tut. Dieses Gebaren der Masse, diese Unterwerfung unter das Urteil der vermeintlich Maßgebenden herrscht überall. Rhythmus ist universell. Hier mag die Bemerkung eingeschaltet werden, daß die Erkenntnis dieses Rhtyhmus in unseren Ansichten über Kunst oder auch andere Sachen uns ein Mittel an die Hand gibt, unsere Urteile zu berichtigen; da wir gewöhnlich erkennen, in welcher Richtung das Pendel sich bewegt, so vermögen wir auch annähernd richtig zu beurteilen, wie weit es sich vom Gleichgewichtszustand entfernt hat.

Drei Monate hatte ich mich nun schon vergeblich nach literarischer Beschäftigung umgesehen. Während dieser Zeit hatten mir die Erzeugnisse meiner Feder nie etwas eingebracht, und ich sah mich daher genötigt, eine Anstellung im Ingenieurfach anzustreben. Im Juli fand ich Beschäf-

tigung bei Mr. W. B. Pritchard. Ich unternahm es, ihm bei seinen Entwürfen für eine Preisarbeit behilflich zu sein, oder vielmehr die Zeichnungen unter seiner Aufsicht anzufertigen. Die letzte Arbeit, die ich für ihn machte, war die Zeichnung eines Brückenpfeilers. Es handelte sich aber für mich nicht um eine dauernde Anstellung, denn bereits im Herbst desselben Jahres, nachdem seine Zeichnungen, wie ich annehme, zurückgesandt worden waren, war ich wieder ohne Stelle. Ich brach indessen meine Beziehungen zu ihm nicht gänzlich ab. Später noch übernahm ich die Durchsicht eines von ihm verfaßten Manuskriptes, das mir nicht wenig zu schaffen machte, ehe es druckfertig war.

Eine Begebenheit möchte ich noch hervorheben, obschon sie mehr eine öffentliche als eine Privatangelegenheit betrifft. Wohl zwei oder drei Jahre waren verstrichen, seit der Nonconformist die Trennung von Kirche und Staat forderte. Das Motto der Zeitschrift, von Burke, wenn ich mich recht erinnere, lautete: The Dissidence of Dissent and the Protestantism of the Protestant religion. Dank der logischen Folgerichtigkeit der Ausführungen Mr. Mialls waren seine Artikel nicht ohne Wirkung geblieben. In den Köpfen einiger war die Sache so weit gediehen, daß sie glaubten, der Tag des Eingreifens sei nun gekommen, und sie beschlossen, eine Gesellschaft zu bilden, welche die im Nonconformist vorgeschlagenen Pläne unterstützen sollte. Auch ich gehörte zu diesen wenigen. Man einigte sich in den Versammlungen auf Gründung einer Metropolitan Anti-State-Church-Association. Sekretäre wurden gewählt, und mir fiel es zu, die Adresse zu entwerfen. Ich besitze noch ein Exemplar davon, das vielleicht die Bezeichnung eines Dissenterblattes rechtfertigt, die es als ein feuriges Dokumentchen oder so etwas ähnliches hinstellt. Unsere Gesellschaft wurde, um ihr Kampfprogramm durch das Anti nicht zu sehr hervortreten zu lassen, später nur: Society for the Liberation of Religion from State Patronage and Control genannt. Offenbar war meine Adresse der erste öffentliche Schritt zugunsten der Bewegung zur Trennung von Kirche und Staat.

Der Herbſt war längſt vorüber, und noch immer hatte ich nichts erreicht. Hätte ich die Fähigkeit in mir gefühlt, mein Schickſal ſelbſt zu lenken, ſo wäre es vielleicht anders geworden. Es mag auffallen, daß es mir bei meinen Verbindungen in Ingenieurkreiſen und meinen einführenden Artikeln im Civil Engineer and Architect's Journal nicht gelungen ſein ſollte, eine Stellung irgendwelcher Art zu erhalten. Offenbar hatte ich keine entſcheidenden Schritte getan, ſondern war ganz in der Stimmung von Mr. Micawber* — ich wartete immer darauf, daß etwas auftauche, und wartete vergebens.

Nach einem halben Jahr nutzloſen Wartens kam ich zur Einſicht, daß ein fernerer Aufenthalt in London zwecklos wäre, und ich verließ daher die Hauptſtadt.

Siebzehntes Kapitel.

Nochmals daheim.

1843—1844.

Kurz nach meinem Rückzug von London ereignete ſich ein kleiner Vorfall, der einen ſo ſchwachen Eindruck in meinem Gedächtnis hinterlaſſen hat, daß er wohl ganz vergeſſen geblieben wäre, wenn mir nicht ein unter meinen Papieren gefundenes Schriftſtück die Erinnerung daran wach gerufen hätte.

Es war damals im ſelben Verlage, wo der Nonconformist erſchien, eine neue Wochenſchrift ins Leben getreten. In dieſem, The Philanthropist betitelten Blatt hatte ich auch meine Abhandlung untergebracht. Der Herausgeber, ein ſanguiniſcher junger Mann, hieß Ritchie; ſeine Wochenſchrift verſprach von vorne herein nicht viel Erfolg und ging dann auch bald ein. Auf mich ſchien ſie aber

* Mr. Micawber iſt eine berühmte Romanfigur Dickens' in „David Copperfield".

einen ganz besonderen Eindruck gemacht zu haben. Denn Mr. Ritchies tolles Unternehmen veranlaßte mich zu einem noch viel kühneren. In mir war der Gedanke einer Wochenschrift aufgetaucht, die den Titel The Philosopher führen sollte. Unter meinen Papieren finde ich eine Aufzeichnung der Personen, an die ich mich wegen des Betriebskapitals wenden wollte. Sicherlich war mein Wunsch, diesen Plan durchzuführen, so groß, daß ich mich über die naheliegenden Schwierigkeiten hinwegtäuschte. Denn wie sollte ich ein Publikum oder geeignete Mitarbeiter dazu finden, oder genügende Mittel dafür auftreiben! Meine Aufzeichnungen hierüber blieben bloßes Phantasiespiel. Aber was vielleicht von Interesse sein mag, das ist der Entwurf zu dem Kopf des Blattes, den ich unter Aufwand meiner ganzen Geschicklichkeit gezeichnet hatte. Das Ganze aber war offenbar nur der Traum eines Tages. Immerhin deutet die Begebenheit auf meine damaligen Neigungen hin, die ihre Schatten auf meine späteren Handlungen voraus warfen. Ich hatte mir zu der geplanten Zeitung eine Reihe von Essays on Principles zurechtgelegt, allerdings nicht derart, wie die später ausgeführten physikalischen Prinzipien, sondern mehr Probleme politisch-ethischer Natur.

Meine Aufmerksamkeit war nun eine Zeitlang durch eine Arbeit meines Vaters abgelenkt. Dieser, der in kleinen Dingen so energisch vorging, schien wie gelähmt, wenn es galt, einen Schritt zu tun, der wichtige Folgen nach sich ziehen konnte. Ein solcher Mangel war sicherlich die Folge seiner hochgradigen Nervosität, wohl aber auch seiner lebhaften Einbildungskraft. Er überlegte nämlich jedes Für und Wider so lange, bis ihn Unruhe und Unsicherheit überkamen. Diese Eigentümlichkeit habe ich schon als ein Hindernis bei der Veröffentlichung seines Shorthand erwähnt. Er selbst rührte keinen Finger dazu. So kam es, daß ich Ende 1843 oder Anfang 1844 einen systematischen Bericht darüber schrieb. Einige der zur Herausgabe erforderlichen Illustrationen suchte ich auf galvanoplastischem Wege herzustellen, da sie sonst in Holzschnitt hätten ausgefertigt

werden müssen. Dabei blieb aber auch die Sache. Obschon ich mit meinem Vater noch oft die Veröffentlichung seines Werkes besprach, tat er doch nie etwas dafür.*

Zu Hause hatte ich Zeit und Gelegenheit, Zeitschriften sehr verschiedener Art zu lesen. Mein Vater war — merkwürdig genug — noch immer Mitglied des Methodistenkomitees, das stets seine Zeitungen zirkulieren ließ. Ich suchte mir meistens das Athenaeum oder The Mechanic's Magazine heraus. Durch die Derby'er naturwissenschaftliche Gesellschaft waren mir noch bedeutendere Zeitschriften zugänglich. So z. B. zwei medizinische Vierteljahrsschriften, dann The Philosophical Magazine, The Cyclopaedia of Anatomy and Physiology u. a. Gelegentlich kaufte die Gesellschaft auch Bücher an, meistens populärer Art, manchmal aber auch rein fachliche. Ein solches las ich in der dortigen Bibliothek; es war dies Mills System of Logic. Ich erinnere mich, daß ich seiner Kritik des Syllogismus beistimmte, umso bereitwilliger vielleicht, als sie von der herkömmlichen Lehre abwich.

Am meisten Eindruck von allem, was ich damals las, machte mir Carlyles Sartor Resartus. Die Frische der Darstellung und die Wucht des Stils, zogen mich mächtig an. Aber ich glaube nicht, daß das Buch eine Wandlung meiner Lebensanschauungen bewirkt hat. Es gibt wohl viele, bei denen damals Carlyles Werke eine geistige Revolution hervorriefen. Aber jene müssen leichter zu beeinflussen, empfänglicher gewesen sein. Empfänglichkeit ist meinem Wesen fremd; ich lasse mich sehr schwer von den Gedanken anderer

---

* Noch viele Jahre nach meines Vaters Tode wurde ich durch meine eigenen Arbeiten, die ohnedies mich mehr in Anspruch nahmen, als meine gestörte Gesundheit ertragen wollte, verhindert, mich damit abzugeben. Die Hauptabhaltung aber war die Schwierigkeit, gut ausgeführte Illustrationen dazu zu erhalten. Und als ich mich, sobald ich einigermaßen genesen war, anschickte, das Manuskript in Druck zu geben, konnte ich es nicht finden. Erst kürzlich entdeckte ich es wieder, und habe nun (Juni 1902) die Holzschnitte bestellt.

beeinflussen. Mir scheint, daß, obgleich das Gebäude meiner Schlußfolgerungen sich stets von innen heraus bildete, es nicht aufgebaut werden konnte, sondern auf einem allmählichen Emporwachsen beruhte. Ich nahm nur solches Material auf, das sich in dieses Gebäude leicht einfügen ließ und im Verlaufe der Ausarbeitung eine zusammenhängende Struktur bildete. Aber Gedanken und Gefühle, die mir gänzlich fremd waren, glitten meist an mir ab, oder sie ließen mich zum wenigsten gleichgültig. Das ist bis zu einem gewissen Grade bei allen selbständig denkenden Menschen der Fall, bei mir aber war es eine besonders stark ausgeprägte Eigenheit.

Ich ersehe aus einem Briefe an Lott, daß ich um diese Zeit Essays von Emerson las, die erst kürzlich mit einer Einleitung von Carlyle herausgekommen waren. Die Stelle im Brief lautet:

> Ich habe Emerson gelesen, und bin von Zeit zu Zeit Stellen die mir sehr gefielen begegnet. Im ganzen aber ist es zu mystisch, um mir zu gefallen. Wie Carlyle sagt, streben seine Ideen nach Verkörperung. Bis jetzt haben sie das nur da und dort erreicht. Seine Essays geben nur die Schatten seiner Gedanken wieder, nicht diese selber. Aber ich bewundere den Geist dieses Mannes unendlich, wenn ich auch in seinen Hauptideen nicht mit ihm übereinstimmen kann. Die in verschiedenen Teilen des Buches entwickelte Theorie, daß wir zur Wahrheit gelangen, indem wir in unseren Geist die Strahlen der Weltseele aufnehmen, kommt in mancher Beziehung der Ansicht der Quäker gleich, die (irrtümlich, wie ich glaube), auch eine Eingebung des Heiligen Geistes annehmen. Diese vermeintliche Eingebung ist einfach die Wirkung des Ueberschwangs ihrer moralischen Gefühle.

Nach der Lektüre anderer, weniger mystischer Werke von Emerson, war mein Urteil über ihn ein wesentlich günstigeres. Von seinen vielen Aussprüchen machte gelegentlich der eine oder andre Eindruck auf mich und blieb in mir haften. Einen Beweis dafür, daß mir seine Essays

Genuß bereiteten, entnehme ich dem Umstand, daß ich meinem Freund einen vorlas. Daß ich diese Tatsache behalten habe, daran ist wohl ein sonderbarer Vergleich schuld: er sagte nämlich, er habe dabei das Gefühl, das fernes Donnern auf ihn hervorbringe.

Warum ich damals meine Aufmerksamkeit auf Uhrenfabrikation richtete, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern. Unter verschiedenen Skizzen neuer Modelle finde ich eine, die die Absicht einer Neueinrichtung des Werkes unter dem Gesichtspunkt größerer Flachheit zeigt. Zwei nach meinem Konstruktionsvorschlag angefertigte Werke lagen jahrelang im Hause herum; eins davon war entschieden schlecht, das andere aber ging äußerst regelmäßig, bis es schließlich in Stücke zerbrach.

Um dieselbe Zeit entwarf ich auch eine Zeichnung zu einem verbesserten System der Druckerpresse. Der ganze Vorteil den damals gebräuchlichen Systemen gegenüber bestand in ihrer Einfachheit. Ich glaube kaum, daß ich viel Zeit auf diese Erfindung verwendet habe und nenne sie nur aus dem Grunde, weil sie der Anlaß zu weiteren Versuchen war. Zu meiner Idee einer Druckerpresse gesellte sich nämlich die der Herstellung von Schriftzeichen durch Pressen statt durch Guß. Ich erfand zu diesem Zweck eine Maschine, die schnell und ganz automatisch diese Arbeit besorgen sollte. Natürlich war ich voll Zuversicht in meinen Erwartungen — welcher Erfinder wäre das nicht? Die Ausarbeitung meiner Pläne ging so weit, daß ich bereits die Posten ausgerechnet und ein Fabriksunternehmen ins Auge gefaßt hatte. Man hielt für mich Nachfrage nach einem Kapitalisten, wie ich aus meines Vaters Briefen erfahre — ich selbst war drauf und dran, mich mit einem Schriftgießer in Verbindung zu setzen, der meinen Plan ausführen sollte. Es fand sich aber leider kein Kapitalist, der bereit gewesen wäre, auf das Projekt einzugehen, und auch aus Manchester, wo mein Vater einen wohlhabenden Freund hatte, kam eine abschlägige Antwort. Aber ich setzte diesmal alles daran, meine Idee ausgeführt zu sehen. Ich wandte mich deshalb als letzte Instanz an Mr. Heyworth in Liverpool, mit dem mich mein Vater

bekannt gemacht hatte. Dieser schien meinem Vorschlag nicht ganz abgeneigt zu sein, zumal er dachte, einer seiner Söhne könnte vielleicht das Unternehmen in Gang bringen. Aber nachdem er wiederholt Erkundigungen eingezogen hatte, berichtete er mir, das Unternehmen werde niemals genügende Verbreitung finden. So wenigstens lautete der vorgebliche Grund seiner Ablehnung. Ob nicht sein Zweifel am Erfolg der Erfindung das Hauptmotiv war, mag dahingestellt sein. Aber mir blieb nun nichts anderes übrig, als die Sache fallen zu lassen. Wenn mir von dieser Seite keine Hilfe wurde, woher hatte ich sonst Hilfe zu erwarten!

Neben Problemen zu mechanischen Verbesserungen beschäftigten mich auch solche ohne materiellen Hintergrund.

Ein französischer Chemiker (Dumas, glaube ich) hatte damals auf die Beziehungen zwischen Pflanzen- und Tierleben hingewiesen: der Unterschied ist der, daß dort eine Assimilierung von Kohlensäure und Wasser und eine Ausscheidung des Sauerstoffs den Lebensprozeß bedingt, während hier eine Oxydation von Kohlenstoff und Wasserstoff und eine Ausscheidung von Kohlensäure und Wasser stattfindet. Eine Folgerung aus diesem Gesichtspunkt fiel mir ein, und ich entwickelte dieselbe alsbald im Februarheft 1844 des Philosophical Magazine. Der Essay war betitelt: Remarks upon the Theory of Reciprocal Dependence in the Animal and Vegetable Creations, as regards its bearing on Paleontology. Der dort auseinandergesetzte Gedanke war der, daß die großen Strecken kohlenhaltigen Bodens, die wir stellenweise zu Formationen verdichtet auf der ganzen Erde verbreitet finden, darauf hinweisen, daß, da diese Kohle eine Absonderung von in der Atmosphäre enthaltenem Kohlenstoff aus vergangenen Perioden der Erdgeschichte ist, die Quantität der Kohlensäure in der Atmosphäre eine größere gewesen sein muß als sie jetzt ist.

Es mag im folgenden Sommer gewesen sein, als ich mich abermals einem ganz entlegenen Forschungsgebiet zuwandte — der Phrenologie. Mein Interesse daran war noch nicht geschwunden, und ich vertrat darin wieder teilweise einen heterodoxen Standpunkt. Mein erster kurzer Artikel

auf diesem Gebiet erschien im Zoist unter dem Titel: On the Situation of the Organ of Amativeness. Ich vertrat darin die Ansicht, daß die Form des Schädels dieselbe sein würde, wenn der Sitz des Liebessinnes statt (wie Gall annahm), das kleine Gehirn — der untere Teil des Großhirns sei. Mein zweiter ausführlicher Artikel hatte zum Gegenstand eine Theorie über The Organ of Wonder, welche im Oktoberheft (1844) des Zoist erschien. Meine Hypothese entsprang offenbar der Unbefriedigtheit mit der unbestimmten Auffassung Galls von der Funktion des Organs, einer Funktion von verworrenem, unbestimmten Charakter, wie ich mich damals ausdrückte. Das Verwundern schien mir kein ursprüngliches Vermögen zu sein, sondern eher eine aus einer allgemeineren Veranlagung hervorgehende Fähigkeit, die in einem bestimmten Verhältnis zum Leben steht. Ich formulierte demzufolge den Schluß, daß die endgültige Funktion des Organs die Wiederbelebung aller intellektuellen Eindrücke bedeutet, daß sie der Hauptfaktor der Einbildungskraft sei. Die Bezeichnung Reviviscence wurde als die charakteristischste vorgeschlagen, wenn sie auch häßlich klingen mag.

Merkwürdigerweise ist dieser Essay, den ich längst vergraben und vergessen hatte, ganz kürzlich zu Ehren gekommen. Zu meiner großen Ueberraschung stieß ich im Journal of the Anthropological Institute vom Juni 1890 auf einen Bericht über eine Schrift von Herrn Bernhard Holländer aus Wien, in der er ausführte, daß meine phrenologische Hypothese sich an den Experimenten von Ferrier bewahrheitet. Ob er richtig darin urteilte, könnte ich nicht sagen; er zitierte jedoch aus Professor Ferriers Werk den mit meiner Anschauung merkwürdig übereinstimmenden Satz, daß bestimmte Bewegungen für die Wiederbelebung von Ideen wesentlich sind.

Zu Anfang August nahm mein Leben eine ganz unerwartete Wendung. Meine aktive Beteiligung an der Complete Suffrage Bewegung hatte einen Briefwechsel mit Mr. Joseph Sturge, dem Präsidenten der Complete Suffrage

Union herbeigeführt. Man beschloß, ein Organ für die Bewegung zu gründen, das einen radikaleren Charakter tragen sollte, als die bestehenden lokalen Zeitungen in Birmingham. Ich erfuhr durch den Sekretär der Vereinigung, Mr. James Wilson, von dem Plan. Er teilte mir folgendes mit:

Meine Freunde haben mir die Verantwortung für die Herausgabe der zu gründenden Zeitung übertragen. Die Geschäfte lassen mir indessen nicht viel freie Zeit übrig, und ich bin daher auf die Tatkraft eines Mitarbeiters angewiesen. Mr. Sturge sprach mit mir über die Angelegenheit, und er schlug Sie für den Posten vor. Das erste halbe Jahr wird für das Blatt eine Probezeit sein. Bewährt es sich, so wird es sich später auch bezahlt machen. Ich mache Sie nur aus dem Grunde darauf aufmerksam, weil die Entschädigung, die wir dem Mitherausgeber sichern könne, leider keine so hohe ist, wie wir wohl wünschten.

Ein Brief, der drei Tage später eintraf, lautete:

Was Ihre Stelle anbetrifft, so kann ich Ihnen nur sagen, daß ich in der Auswahl meiner Artikel keiner Kontrolle unterworfen bin und auch bestrebt sein werde, Ihnen in keiner Weise irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. . . . Ich werde meine Zeit hauptsächlich meinen Sekretärarbeiten zu widmen haben, die durchaus nicht mit der Herausgabe des Pilot zusammenfallen.

Es schien soweit alles befriedigend ausfallen zu wollen. Nur eines wurde mir vorgeworfen, nämlich, daß ich mich überhaupt in die Sache einließ, bevor mir ein festes Einkommen zugesichert wurde. Aber ich nehme an, daß ich in meinem Eifer diesen Punkt ganz übersah. Wie dem auch gewesen sein mag, ich ging auf den Vorschlag ein und siedelte noch vor Ende August nach Birmingham über.

Fünfter Teil.

Achtzehntes Kapitel.

Auf kurze Zeit Unterredakteur.

1844.

Mr. James Wilson, der Herausgeber der projektierten Zeitung, hatte mich aufgefordert, für die erste Zeit auf alle Fälle bei ihm zu wohnen. Indessen war seine Häuslichkeit durch die Abwesenheit seiner Frau aus dem Geleise gebracht, und ich entschloß mich daher, meine erste Zeit in Birmingham bei Mr. Joseph Sturge zu Gast zu sein und verbrachte bei ihm einige angenehme Tage.

Ich kann mir noch ein deutliches Bild von seinem bemerkenswerten Gesicht machen, das, wie selten eines, Güte mit Festigkeit verband: unter einer hervortretenden Stirne ausdrucksvolle, mir sehr sympathische Augen, dann ein breites Kinn, das seinem ganzen Gesicht die Bestimmtheit verlieh, die er zeitlebens in seinen wohltätigen Bestrebungen bewiesen hat. Er hatte mir stets einen günstigen Eindruck gemacht, nun aber war ich vollends entzückt von ihm, wie aus dem folgenden Brief an meinen Freund Lott hervorgeht:

> Du würdest Mr. Sturge ebenso bezaubernd finden wie ich, wenn Du ihn näher kenntest. Er ist einer der liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich je in Berührung gekommen bin, sowohl in gesellschaftlicher als auch in häuslicher Beziehung: außerordentlich offen, einfach und zu jedermann liebenswürdig, der vorbildliche Christ im wahren Sinne des Wortes.

Es freut mich, daß sich mir Gelegenheit bietet, diesem Manne, den die jetzige Generation kaum noch kennt, volle

Würdigung angedeihen zu lassen. Hätte er wilde Volksstämme gezüchtigt, die sich unsern vordringenden Forschern nicht ruhig ergaben, hätte er mit einem eingeborenen König einen Krieg angefangen, seine Herrschaft niedergeworfen und sich seines Landes bemächtigt, oder hätte er die Befestigungen eines Volkes bombardiert, das sich unserer Verwaltung seiner Angelegenheiten nicht gefügt hat, so wäre er von einer dankbaren Nation belohnt worden; sein Andenken würde in Ehren gehalten werden. Aber Sturge hat nichts von alledem getan. Er hat seine ganze Kraft und Ausdauer nur in den Dienst der Abschaffung der Sklaverei gestellt. Er hat bloß daran gearbeitet, die Leiden gestohlener und geknechteter Neger zu lindern. Er hat nichts getan, als Zeit, Geld und Leben menschlicher Wohlfahrt geweiht.

Aus der Zeit, die ich nun bei Mr. Wilson zubrachte, erinnere ich mich nur eines nennenswerten Zwischenfalls. — Bis dahin hatte ich mich nie mit Psychologie außer in der Form der Phrenologie befaßt. Mein kritischer Sinn neigte, wie schon erwähnt, zu subjektiver Analyse, aber die reine Geisteswissenschaft hatte gar keinen Reiz für mich, es sei denn als Antrieb zu unabhängigem Urteil. Das war indessen noch kein genügender Grund zu wirklichem Studium. Immer hatten Lockes Essays zu Hause auf meines Vaters Bücherbrett gestanden — ich hatte sie nie heruntergenommen; wenigstens erinnere ich mich nicht, je eine Zeile darin gelesen zu haben. Die Lektüre von Mills Logic aber, von der bereits die Rede war, ist mir ein Beweis dafür, daß bei mir ein latentes Interesse für psychologische Fragen vorhanden war. Hier nun bot sich mir Gelegenheit, eines der Hauptprobleme, die die Lehre vom menschlichen Verstande in sich schließt, zu betrachten. Ich fand bei Mr. Wilson eine Ausgabe von Kants Kritik der reinen Vernunft, die erst kürzlich in der Uebersetzung erschienen war. Ich fing an, darin zu lesen, aber ich kam nicht weit. Die Lehre von Raum und Zeit als subjektiven Begriffen, — die ausschließlich Formen unseres Bewußtseins sein sollen, und denen nichts außerhalb des Bewußtseins entspricht, ver-

warf ich von vorne herein mit Bestimmtheit. Als ungeduldiger Leser, der ich nun einmal war, ungeduldig sogar, wenn mich etwas interessierte und es im allgemeinen meine Zustimmung fand, wies ich es immer von mir, ein Buch weiterzulesen, mit dessen Grundprinzipien ich nicht übereinstimmen konnte. Da ich einem Autor stets Zusammenhang und Folgerichtigkeit zutraue, nahm ich ohne weiteres an, daß, wenn schon seine grundlegenden Prinzipien falsch seien, die Schlüsse unmöglich richtig sein könnten. Ich brach also mit meiner Lektüre ab und war, glaube ich, ganz froh, eine Entschuldigung dafür gefunden zu haben.

Obschon ich mir dessen damals nicht bewußt war, müssen doch zwei Gründe bei dieser summarischen Abweisung mitgespielt haben. Erstens war es die Unglaubwürdigkeit der Behauptung selbst, und zweitens erwuchs in mir ein Mangel an Vertrauen zur Urteilskraft eines Mannes, der eine so wenig glaubwürdige Behauptung aufstellen konnte. Wenn ein Verfasser schon im ersten Anlauf zu seiner Beweisführung glattweg eine unmittelbar zu erkennende Wahrheit von so einfacher und direkter Art leugnet, die doch jeden Versuch, sie zu unterdrücken, überlebt, lag kein Grund vor anzunehmen, daß er weiterhin nicht auch Behauptungen aufstelle, welche den vom Verstand als wahr erkannten geradezu widersprechen. Jeder zusammenhängende Aufbau von Schlüssen besteht aus einzelnen Erkenntnissen, in die er durch Analyse wieder auflösbar ist. Wenn nun schon eine der primären Anschauungen ganz der Glaubwürdigkeit entbehrt, kann keine der sekundären glaubwürdig sein: der ganze intellektuelle Aufbau bricht in sich zusammen.

Ich muß schon damals dumpf gefühlt haben, was ich später klar sah und in den Principles of Psychology §§ 388 bis 391 auseinandersetzte, daß nämlich der Glaube an die Unübertrefflichkeit der Vernunft der Aberglaube der Philosophen ist. Ohne Anspruch auf irgendwelche Beweise (die ja auch gar nicht zu geben wären), nehmen sie an, daß bei einer Beweisführung die Abhängigkeit der Schlüsse von Voraussetzungen größere Gültigkeit habe, als irgend eine andere Erkenntnis. Eine einfache Erkenntnis wie jene, durch welche wir

den Raum als außerhalb unser begreifen, ist sicherlich von größerer Klarheit und Stärke, als eine rein von innen heraus gewonnene Anschauung. Umsomehr muß eine einfache Erkenntnis an Ueberzeugungskraft eine Beweisführung übertreffen, die sich nur aus einer Reihe solch intuitiver Erkenntnisse zusammensetzt. Alles, was die Vernunft als Kritikerin der äußeren Wahrnehmung tun kann, ist, diese folgerichtig wiederzugeben. Sie kann z. B. nicht die sichtbare Bewegung der Sonne am Himmel von Osten nach Westen hinwegleugnen, sondern nur zeigen, daß diese scheinbare Bewegung auch durch die Drehung der Erde um ihre Axe von Westen nach Osten hervorgebracht werden kann. Diese Auslegung der Erscheinung stimmt mit verschiedenen anderen Wahrnehmungen überein, was bei der ursprünglichen Interpretation nicht der Fall ist.

Aber ich schweife zu sehr ab. Ich möchte nur noch erwähnen, daß, wenn ich später Kants Kritik der reinen Vernunft wieder aufnahm, ich stets bald innehielt, da ich über diese ersten und grundlegenden Voraussetzungen nicht hinwegkam.

Kommen wir nun auf unseren Pilot zurück. Außer meiner Amtstätigkeit als Redakteur schrieb ich auch verschiedene Leitartikel für das Blatt; darunter über Eisenbahnverwaltung; Ein politisches Paradoxon; Obrigkeitliche Verbrechen; Eine politische Parabel und ihre Moral; Ehrlichkeit ist die beste Politik; Unaufrichtigkeit — eine schlechte Politik, und Das große soziale Gesetz. In diesen Artikeln drückt sich eine Ansicht deutlich aus, die ich schon früher gelegentlich geäußert habe. In „Ehrlichkeit ist die beste Politik" betone ich, daß diese Wahrheit mehr von der Gesellschaft als vom Einzelnen gilt, da in der Gesellschaft ungünstige Rückwirkungen nicht vermieden werden können, und sage ferner: „Leben und Wohlbefinden der Gesellschaft sind das Leben und Wohlbefinden des Einzelnen." Dieselbe Lebenskraft waltet hier wie dort. Wenn ein Teil leidet, wird das Ganze schließlich geschädigt.

Einen Monat später etwa kam meine Redakteurstelle auf ganz unerwartete Weise zum Abschluß.*

Neunzehntes Kapitel.

Ein Entwurf fürs Parlament.

1844.

Aus welchem Grunde ich meine Unterredakteurstelle am Pilot so plötzlich aufgab — ursprünglich auf kurze Zeit, nachträglich aber endgültig — wird am besten ein Brief an meinen Vater zeigen, der vom 30. Oktober 1844 datiert ist:

> Wahrscheinlich wirst Du Dich wundern, einen Brief von mir aus Dudley zu erhalten, und noch mehr wirst Du darüber erstaunt sein, daß ich auf einige Wochen meinen alten Beruf wieder aufgenommen habe. Du mußt

---

* Ich will der Geschichte dieser kurzen Anstellung noch eine lehrreiche Begebenheit beifügen, die sich indessen erst nahezu ein halbes Jahrhundert später zugetragen hat.

Mr. Wilson, aus Aberdeen gebürtig, hatte, als er in London wohnte, der Aberdeen Free Press gelegentlich Beiträge geschickt. Einer derselben, dessen Veranlassung der Tod von Mr. John Bright war, greift auf die Zeit der Anti-Korngesetz-Liga zurück, jene Zeit, da der Pilot ins Leben trat. Obschon für seinen Gegenstand unwesentlich, nannte Mr. Wilson meinen Namen darin und zwar mit dem Bemerken, daß ich im Pilot eine Reihe von Artikeln über „Soziologie" veröffentlicht habe. Diese Behauptung, die später noch in der Pall Mall Gazette vom 2. April 1889 abgedruckt wurde, verdroß mich ernstlich; denn so bedeutungslos sie erscheint, wurde sie doch für mich von größter Wichtigkeit.

Seit dem Erscheinen meiner Social Statics haben Comtes Anhänger angenommen und behauptet, ich hätte vieles von ihm übernommen, wenn ich auch mehr als einmal verlauten ließ, daß, als ich dieses Werk schrieb, Comte ein bloßer Name für mich war.

wissen, daß vor etwa vierzehn Tagen Mr. Hughes (mein ehemaliger Vorgesetzter an der B. und Gl.-Bahn) mich in meinem Bureau aufsuchte, um mich zu fragen, ob ich ihm helfen wolle, einen Entwurf zur Zweigbahn Droitwich, Kidderminster, Stourbridge, Dudley mit der Endstation Wolverhampton auszuführen. Ich dankte ihm für sein Anerbieten, mußte es jedoch ablehnen, da er mich sofort benötigte und ich mich Mr. Wilson verpflichtet hatte. Ich

---

Die eben erwähnte Behauptung Dr. Wilsons nun, die allem Anschein nach ganz ohne Absicht vorgebracht war, schien vollends einen deutlichen Beweis dafür zu liefern, daß ich im Jahre 1844 Comtes Schriften kannte. Seit dieser zuerst das Wort Soziologie in seiner Philosophie positive gebraucht hatte, war es in England noch nicht geläufig. Ich war vollständig überzeugt, nie den Ausdruck angewendet zu haben. Aber wie sollte ich es beweisen! Wie eine so offenbare Wahrheit widerlegen? Wenn auch mit geringer Hoffnung, stellte ich doch sogleich Untersuchungen in Birmingham an, weil ich — wenn überhaupt — so hier noch eine Spur des Pilot aufzufinden gedachte. Vergebens! Der Gedanke stieg in mir auf, im Britischen Museum nachzusuchen. Man versicherte mich jedoch, daß keine Möglichkeit vorhanden sei, dort noch Nummern eines so kurzlebigen Provinzblattes aufzufinden, das vor 45 Jahren erschien. Ich hielt mich glücklicherweise nicht an diese Versicherung, sondern suchte und fand die betreffende Zeitung. Meine Unruhe war gehoben.

Ich bat den führenden englischen Comtisten, Mr. Frederic Harrison, einen mir unbekannten Herrn aufzufordern, im Museum alle Titel der Artikel herauszuschreiben, die im Laufe der anderthalbjährigen Lebensdauer der Zeitung erschienen waren und zwar ohne ihm den Zweck seiner Arbeit zu nennen. Dies geschah. Kurze Zeit darauf erhielt ich von Mr. Harrison den Bescheid, daß in keinem jener Artikel das Wort Soziologie vorkomme. Ich veröffentlichte alsbald diese Tatsache in einem Brief an die Pall Mall Gazette vom 12. April 1889.

Wäre nicht dieser schwache Beweisfaden zufällig erhalten geblieben, so wären meine späteren Aussagen höchst wahrscheinlich für wertlos gehalten worden.

kann nicht sagen, daß mir dies sehr schwer fiel, zumal ich sah, daß die in Aussicht genommene Anstellung nur eine ganz vorübergehende wäre — der Entwurf sollte Ende November schon fertiggestellt werden. Ich glaubte, mit dieser Unterredung sei die Sache beendet. Am Samstag jedoch teilte mir Mr. Wilson mit, daß die Sturges ihn in der Absicht gesprochen hätten, meine Anstellung bei Mr. Hughes während des gegenwärtigen Eisenbahnfiebers möglich zu machen. Der Ausgang war der, daß Mr. Wilson mich unter der Bedingung freigab, daß er seinen Sekretärposten an der C. S. U. aufgeben könne. Das konnte leicht geschehen, da die Stelle im Augenblick nichts Aufregendes mit sich bringt, und Mr. Wilson wird mich, wenn er einen Reporter anstellt, gut auf vier Wochen entbehren können.

Hier bin ich nun auf einen Monat schwerer Arbeit beim Messen und Nivellieren. Ich bekomme das gewöhnliche Gehalt ausbezahlt, nämlich eine Guinee im Tag und Erstattung meiner Auslagen. Ich denke, das Unternehmen wird mir einen kleinen Fonds einbringen. Die Arbeit im Freien wird mir wahrhaftig nicht schaden — ich meine gesundheitlich, wenn ich mich auch bisher ganz wohl gefühlt habe.

Welcher Art die Arbeit war, der ich mich den November über widmete, brauche ich wohl nicht auszuführen. Die Strecke Stourbridge—Wolverhampton, die mir auszumessen oblag, war die denkbar schlechteste: ein Durcheinander von Kohlengruben, Eisenwerken, Haufen glühender Asche, Schienen, Kanälen, Gäßchen und Straßen, aufgeweichtem Boden und verfallenen Häusern. Die Messungen wurden mitten in Wind und Regen aufgenommen und auch an Rauch war kein Mangel. Ich will nicht ausführlich auf die Schilderung der letzten Tage eingehen, Tage gemeinsamer, saurer Arbeit mit Bekannten aus dem Ingenieurstab, wo wir oft die Nacht zum Tage machten. Denn mit dem Fertigstellen von Entwürfen fürs Parlament ist es ebenso bestellt wie mit dem Aufbruch zu einer Reise: wieviel Zeit man auch für

die Vorbereitungen zur Verfügung haben mag, die Eile im letzten Augenblick ist unvermeidlich.

Meine nächstfolgenden Briefe sind aus Birmingham datiert. Mr. Hughes hatte mir weitere Entwürfe, darunter einen zu einer Pfarrei, übertragen, Pläne, die ich selbständig ausführte.

Ich kann mich nicht erinnern, wie es kam, daß ich meine Anstellung am Pilot endgültig aufgab. Mr. Sturges Ansichten über Religion waren grundverschieden von den meinigen, und ich entsinne mich, daß er an meinem Unglauben stets Anstoß genommen hatte. Dies rüttelte aber an seinem freundschaftlichen Empfinden für mich nicht; da sich mir jedoch eine so gute Gelegenheit bot, anderweitig Stellung zu finden, schien es ihm nicht ganz ungelegen zu sein, zumal er ebenso sehr an der Eisenbahn wie an der Zeitung interessiert war, mich zur Aufgabe meiner Redakteurstelle zu bewegen.

Während der Monate Dezember, Januar, Februar und März verbrachte ich (mit Ausnahme einiger Unterbrechungen) meine Tage teils im Bureau an der Waterloostraße teils in Edgbaston. Meine Pflichten begannen nur mehr nominell zu werden.

An der Birminghamer Konferenz hatte ich — wie schon erwähnt — die Bekanntschaft von Mr. Lawrence Heyworth gemacht, und trat auch ein Jahr später wegen Ausführung einer Erfindung mit ihm in Briefwechsel. Schon im Dezember 1844 hatte er mich zu sich gebeten, und in den ersten Tagen des Jahres 1845 entschloß ich mich, ihn in seinem Wohnsitz Yew Tree bei Liverpool zu besuchen. Von dort aus schrieb ich an meinen Vater:

> Ich habe ziemlich viel mit Mr. Heyworth gesprochen, und im großen und ganzen stimmten unsere Meinungen merkwürdig gut überein. Er ist ganz liberal gesinnt und wenn er auch äußerlich zur Kirche gehört, so ist er ihr doch in der Praxis nicht mehr zugetan als ich.

In einem Briefe an Lott vom 1. Februar finde ich eine Charakteristik von größerer Bedeutung. Nachdem ich mich über Mr. Heyworth ausgelassen hatte, fahre ich fort:

Ausgezeichnet gefallen mir seine Tochter und deren Mann, Mr. und Mrs. Potter. Sie sind erst seit kurzem verheiratet und scheinen mir das trefflichste Paar, das man sich denken kann. Ich weiß nicht, ob ich Dir jemals über diese merkwürdige Frau geschrieben habe. Ich war begierig, sie kennen zu lernen, da mein Onkel immer mit größter Bewunderung von ihr gesprochen hatte. Außerdem hatte ich ihren Namen manchmal in den Zeitungen unter denen gesehen, die in der Anti-Korngesetz-Bewegung tätig waren. Aus ihrem Aeußeren könnte man niemals auf die Unabhängigkeit ihrer Denkungsart schließen. Sie hat etwas durchaus Weibliches und ist ungewöhnlich graziös und fein in ihrem Benehmen. Für den Phrenologen jedoch ist das Außergewöhnliche in ihrem Charakter leicht erkennbar.

Hier folgt eine Zeichnung des Profils mit Anmerkungen über die Folgerungen.

Ebenso bewundernd erging ich mich über Mr. Potter:

Er ist wohl der liebenswürdigste Mensch, dem ich je begegnet bin. Er ist allem Anschein nach originell. Seine Liebenswürdigkeit ist keine beabsichtigte, sondern eine wirkliche. Er hat einen edlen — natürlich demokratischen Kopf, und seine Züge sind so schön und regelmäßig, daß man eine große Freude daran hat, sie zu betrachten. Die gänzliche Harmonie zwischen Kopfform und Gesicht ist bemerkenswert: es sind griechische Züge, und der Ausdruck deckt sich mit dem, den der Phrenologe diesem Gesicht beimessen würde.

Ich glaube, er hat eine stark ausgeprägte poetische Ader. Er ist begeisterter Bewunderer Shelleys und hält diesen bei weitem für den größten Dichter seiner Zeit, worin ich ganz mit ihm übereinstimme. In der Tat sympathisierten wir fast in allem, worüber wir uns unterhielten. Wenn ich mich auch dadurch einigermaßen ge-

schmeichelt fühlen könnte, so fühlte ich doch die Schönheit seiner ganzen Naturanlage so im Kontrast mit der meinigen, daß ich so unzufrieden mit mir war wie schon lange nicht.

Ein triftiger Grund hat mich zur Wiedergabe dieses Briefes bestimmt. Die Freundschaft mit Potters nämlich währte bis zu deren Tode und hat in nicht geringem Maße meinen Lebenslauf beeinflußt, ja, dieser Einfluß wirkt noch durch ihre Kinder und Enkel nach.

Ich möchte im Anschluß daran bemerken, daß meine ebensowohl wie meines Freundes Bewunderung für Shelley später nachließ. Der Grund, weshalb ich Lott gegenüber den Entfesselten Prometheus als einzige Dichtung nannte, die mich je begeistert hat, ist wohl der, daß diese Dichtung Shelleys eines meiner organischen Bedürfnisse — nämlich Abwechselung — befriedigte. Ich bezeichne dies Bedürfnis als ein organisches, weil es sich in meiner ganzen Beschaffenheit geltend macht, schon bei der Nahrung beginnend. Mir ist mangelnde Abwechselung der Speisen nicht nur widerwärtig; sie bewirkt sogar Verdauungsstörung. Ebenso wirkt Eintönigkeit auf mein Nervensystem bis in seine feinsten Verzweigungen. Schon in meiner Kindheit waren mir beispielsweise Balladen mit Refrains verhaßt, und später brachten sie mich vollends zur Verzweiflung. In Fällen, wo eine Wiederholung das sich steigernde Gefühl widergibt, lasse ich sie als angemessen und sogar äußerst wirksam gelten, wie z. B. in Tennissons Oenone — O mother Ida, hear me ere I die. Aber im allgemeinen bedeuten Wiederholungen, wie sie in den Volksliedern üblich sind, nichts als kindische Gedankenarmut. Aus demselben Grunde konnte ich mich nie für epische Dichtungen begeistern; auch hier die ewigen Erzählungen von Begebenheiten und Abenteuern, auch hier mangelnde Mannigfaltigkeit in Inhalt und Form. Meine Abneigung dagegen machte sich deutlich bemerkbar, als ich vor etwa 20 Jahren eine Uebersetzung der Ilias vornahm, um daraus über den Aberglauben der alten Griechen verschiedenes zu erfahren. Nachdem ich mich durch sechs Bücher

hindurchgelesen hatte, gab ich es unmutig auf. Ich übergehe hier die weitschweifigen Aufzählungen aller Einzelheiten der Gewänder und Waffen, der Wagen und Pferde, der ausgeteilten und empfangenen Streiche, die Seite um Seite ausfüllen, ich will auch nicht von der kindischen Wiederholung der beschreibenden Ausdrücke sprechen, wie wohlbeschiente Griechen, langhaarige Achäer, rossezähmende Trojaner u. s. w., (Benennungen, die, wenn sie nichts zum Ausgang des Ganzen beitragen, beleidigend wirken). Ich gehe auch hinweg über die vielen widersinnigen Beschreibungen, an unrichtiger Stelle, wie z. B. den Stammbaum eines Pferdes mitten in einer Schlacht; noch will ich etwas gegen den Stoff einwenden, der sich beständig auf brutale Leidenschaften und die Instinkte des Barbaren beruft; ich will nur bemerken, daß mir die endlosen Wiederholungen von Schlachten und Reden unerträglich sind. Selbst wenn die dargestellten Gedanken angenehme Empfindungen erzeugten, würde der Mangel an genügend starken Kontrasten in Gegenstand und Ausdrucksweise abstoßend auf mich wirken. Es geht mir ebenso bei anderen epischen Dichtungen, auch wo das Thema dazu angetan ist, meine Sympathie zu erwecken. Wenn ich z. B. Dante lese, wünsche ich mir bald Abwechselung in der Darstellungsweise und selbst im Inhalt, der mir zu andauernd reich erscheint: ein Gebilde voll von Schönheiten aber ohne Schönheit im Umriß, ein kostbares Kleid, das schlecht angefertigt ist. Eine weitere Forderung, die ich an die Poesie im allgemeinen stelle, ist Spannung der Gefühle. Wie ich an anderer Stelle sagte: Während der verkörperte Stoff idealisierte Gemütsbewegung ist, ist das Ausdrucksmittel die idealisierte Gefühlssprache; und indem ich so Gemütsbewegung als den wesentlichen Bestandteil der Poesie erachte, schien mir immer eine starke Gefühlserregung eine unerläßliche Eigenschaft guter Dichtung zu sein. Wenn die Gemütsbewegung nicht ausgesprochener Art ist, dann ist die Prosa das richtige Ausdrucksmittel; die rhythmische Form eignet sich aber erst zur Wiedergabe der steigenden Gemütsbewegung. Ich schreibe es diesem Umstand zu, daß ich mich so wenig zu Words-

worth hingezogen fühle. Wenn ich auch zugeben muß, daß sich unter seinen Gedichten einige von großer Schönheit finden, so kann ich mich doch des Gefühls nicht erwehren, daß seine Werke größtenteils nicht Wein sind, wohl aber Bier.

Meiner Auffassung gemäß muß das höchste Vorbild der Poesie ein solches sein, in der sich die Form beständig wechselnd dem Stoffe anpaßt — bald herabsteigend zu einer Prosa, die nur eine Ahnung von Rhythmus hat und die sich durch Worte und Bilder von nur mäßiger Bedeutung auszeichnet, bald durch verschiedene Abstufungen sich zur Lyrik erhebend mit ihrem bestimmten Versmaß und ihren lebendigen Bildern.

Ich glaube, es haben sich schon viele Dichter in solcher Weise versucht, aber erfolglos. Es bedarf wohl, um dies zu erlangen, eines überirdischen Genies.

Ueber die Anforderungen Anderer an Poesie kann ich natürlich nichts sagen, meine eigenen aber sind die: wenig und nur vom besten. Es sollte niemand Verse schreiben, wenn er nicht muß; laßt sie ihn womöglich unterdrücken; nur wenn sie gegen seinen Willen hervorbrechen, werden sie von Wert sein.

In Edgbaston erneuerte ich meine Bekanntschaft mit Mr. W. F. Loch, der ebenfalls beim Vollenden der Entwürfe tätig war. Mr. G. D. Bishopp, mein alter Bekannter vom B. und G.-Stab her, hatte Lochs Schwester geheiratet und Loch wohnte bei ihnen. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten ihn ernster gemacht, und wir freundeten uns bald an, eine Freundschaft, die bis zum heutigen Tage dauert. Schon Ende November 1844 gab es für Loch nichts mehr zu tun, und im Dezember war auch meine Arbeit eine mehr gelegentliche als notwendige. So kam es, daß wir ziemlich viel freie Zeit hatten. Ein Gebiet, für das wir uns gleicherweise interessierten und auf dem er einige Kenntnisse erworben hatte, die Geologie nämlich, führte uns zusammen, und wir unternahmen hin und wieder größere geologische Ausflüge. Häufiger waren Spaziergänge in die Umgebung Birminghams, wobei Erörterungen, insbesondere

politiſcher und religiöſer Art, recht häufig ſtattfanden. Wir vertraten dabei ſtets einen gegenſätzlichen Standpunkt, da er orthodox und Tory, ich heterodox geſinnt und ein Radikaler war. Er ließ ſich ebenſowenig von meinen Beweisgründen für den Unglauben wie ich mich von den ſeinen für den Glauben überreden. Meine Beweiſe waren die Ordnung in der Natur, die Notwendigkeit der Dinge und die Einheitlichkeit der Verurſachung. Erſt viel ſpäter und durch ganz andere Beweisgründe gezwungen, gab mein Freund ſeinen Glauben auf. Er ſah ſich in ſeiner Feſtung angegriffen, wie er ſich ausdrückte. Ich führe einen aus einem ſpäteren Jahre ſtammenden Brief an Lott an, der über die Angelegenheit Aufſchluß gibt.

Ich kann mich nicht erinnern, ob ich Dir ſchon davon ſchrieb, daß die Frage der Offenbarung ſeit drei Jahren zwiſchen mir und Loch ein ſtändiger Geſprächsſtoff iſt. Es iſt recht wenig Ausſicht auf ein Einverſtändnis vorhanden, da er den abſtrakten Beweisführungen vom Urſprung des Willens, des Glaubens und des Beweggrundes und den daraus gefolgerten Schlüſſen, die für mich die Frage löſen, nicht zugänglich iſt. Ich wiederum habe keine Neigung, auf ſeine vom hiſtoriſchen Standpunkt abgeleitete Beweisführung einzugehen. Loch las im vorigen Frühjahr Paleys Evidences und hat mich gebeten, ihm ein Buch zu verſchaffen, das die Frage von der entgegengeſetzten Seite beleuchtet. Ich riet ihm zu Strauß' Leben Jeſu. Während dreier Monate hat er über jeden Beweis, über jede Behauptung ſorgfältig nachgedacht und geſteht nun, daß er gründlich überzeugt iſt. Er iſt, wie er es ausdrückt, durch Strauß' Beweisführung ganz in der Flanke gepackt. Während Paley durch die Geſchichte die Stichhaltigkeit der Evangelien zu beweiſen ſucht, ſetzt Strauß dieſelbe voraus und ſucht nur durch Vergleichen und Prüfen der inneren Glaubwürdigkeit nachzuweiſen, daß auf die Richtigkeit ihrer Erzählungen kein Verlaß iſt. Loch ſagt, was die Westminster Review über das Werk bringt, ſei vollkommen zutreffend, nämlich daß, nachdem man

es gelesen hat, all' das, was uns vorher so einfach und klar erschien, ein Chaos von Widerspruch und Ungewißheit wird.

Um auf die Erörterungen zurückzukommen, die wir auf unseren Ausflügen um Birmingham führten, will ich noch hinzufügen, daß wir manchmal auf die moralischen Folgerungen der Fragen eingingen; er behauptete, daß wir ohne die Offenbarung keinen Begriff von Recht und Unrecht hätten, ich dagegen vertrat den Standpunkt, daß Recht und Unrecht in der Natur der Dinge begründet sei. Ich entsinne mich noch seines lauten Gelächters, als ich einmal gelegentlich bemerkte, der Euclid der Moral müsse erst noch geschrieben werden.

Wer meinen Berichten bis dahin gefolgt ist, wird beobachtet haben, daß ich immer nur den wesentlichen Teil meiner Briefe wiedergab, weil ich es für überflüssig hielt, Anreden und Unterschriften anzuführen und damit die Aufmerksamkeit des Lesers unnütz in Anspruch zu nehmen. Hier jedoch ist mir daran gelegen, einen Brief, geschrieben in Birmingham am 18. August 1845, von Anfang bis zu Ende folgen zu lassen.

Mein lieber Lott!

Es ist Dir gelungen, meine Neugierde bis zum Siedepunkt zu erregen durch Dein drei Seiten langes Vorspiel zu den Leckerbissen von Neuigkeit. Wenn ich dachte, ich sei nun endlich beim Kern der Sache angelangt, — da hattest Du mich auch schon wieder ordentlich hineingelegt mit Deinen endlosen Vorreden. Im Ernst, ich wurde lebhaft an jene Szenen erinnert, die wir oft in alten Novellen beschrieben finden, wo ein geschwätziger Bedienter, dem die wichtigsten Aufträge übertragen worden sind, seine atemlos gespannten Zuhörer mit einleitenden Erinnerungen erbaut über das, was seine Großmutter einmal gehört hat.

Wenn indessen meine Erwartungen auf das außergewöhnliche Interesse der versprochenen Nachricht auch bis aufs äußerste gespannt waren, so wurden sie doch von der Wirklichkeit noch weit übertroffen. Hättest Du die

Höhe gesehen, zu der sich meine Augenbrauen verstiegen, so würdest Du befürchtet haben, daß sie nie wieder den Weg herunter finden. Wahrscheinlich hätten sie Dich an Mr. B. erinnert, wenn er Fly away singt. Als sie sich schließlich auf ihre normale Höhe zurückbegeben hatten, die Augenbrauen nämlich, fing ich an — was wirst Du zu mir sagen, wenn ich Dir dies bekenne, — fing ich an zu lachen! Warum, könnte ich wirklich selber nicht sagen. Du weißt, daß ich mich in der Analyse der Gefühle gewissermaßen zu den Eingeweihten rechne, aber hier, muß ich gestehen, bin ich um eine Erklärung verlegen. Mein Lachanfall war wohl hauptsächlich die Folge meines Mitempfindens, vielleicht auch meiner Einbildungskraft, in der sofort das Bild eines gesetzten jungen Mannes wie Du auftauchte, der eine Liebeserklärung macht. Ich muß gestehen, daß für mich eine solche Erklärung immer etwas Spaßhaftes hat, und ich hätte deshalb eine gewisse Scheu davor, selber eine zu machen.

Als sich jedoch meine Lachmuskeln beruhigt hatten, fing ich an, eifersüchtig zu werden, daß Du, der Du mir um drei Jahre im Alter nachstehst, schon jemand gefunden hast, der Dich liebt, während ich armer Kerl noch weit entfernt bin, vor solch einem Desiderat zu stehen. Oft fühle ich mich recht melancholisch, noch niemand gefunden zu haben, der meinem Ideal entsprechen würde, und könnte ich nicht das Fehlende durch die Erwartung eines zukünftigen Glückes ergänzen, so würde ich wohl dem Leben seinen Wert absprechen.

Ich denke, Du wirst meiner Kritik über Deine Wahl nicht ängstlich entgegensehen. Du weißt, daß ich stets eine sehr hohe Meinung von Emily Roe hatte, und ich glaube, Du hättest lange suchen können, ehe Du eine gefunden hättest, die so gut zu Dir paßt. Soweit ich es beurteilen kann, harmoniert Ihr in Gefühl und Gesinnung, und das scheint mir eine Hauptbedingung zu dauerndem Glück. Euer Altersunterschied ist der einzige Nachteil, den ich sehe, aber vielleicht beruht meine Auffassung in dieser Hinsicht auf einem allgemeinen Vorurteil mehr als auf Vernunft-

gründen. Ihr habt genügend Gelegenheit gehabt, Eure Eigenschaften kennen zu lernen, und ich glaube, daß darin die Sicherheit für eheliches Glück begründet liegt (wie drollig klingt, nebenbei bemerkt, diese Bezeichnung — auf Dich angewendet).

Ich hatte wahrlich nicht gedacht, daß unsere damalige Unterhaltung über das Thema Heirat für Dich von so unmittelbarem Interesse sei. Nun, da ich es jedoch weiß, will ich zu Deinem höchsteigenen Wohl meine Anschauungen darüber wiederholen.

1. Du stimmst, wie ich annehme, mit Emerson überein, wenn er sagt, daß die wahre Empfindung der Liebe zwischen Mann und Frau daraus hervorgeht, daß jedes des anderen Ideal ist. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich noch hinzusetzen, daß die erste Glücksbedingung im Ehestand die Fortdauer der Vorstellung des Ideals ist. Demzufolge sollte das gegenseitige Benehmen immer ein solches sein, das in keinem Widerspruch mit diesem Idealbild steht. Auf Grund dessen nun bin ich der Ansicht, daß statt, wie es gewöhnlich der Fall ist, eine größere Familiarität und Sorglosigkeit in Bezug auf äußere Erscheinung zwischen Mann und Frau herrschen, im Gegenteil ein größeres Takt- und Zartgefühl als irgend welchen anderen Menschen gegenüber beobachtet werden sollte.

2. Es müßte eine vollkommene Anerkennung der Gleichberechtigung stattfinden, und keiner der beiden Teile sollte größeren Anspruch auf Macht haben als der andere. Das bestehende Verhältnis zwischen Mann und Frau, wo der eine Teil die Herrschaft über die Handlungen des anderen hat, ist nichts weiter als ein Ueberbleibsel von Sklaverei. Ein solcher Zustand muß die reine Liebe notwendigerweise zerstören. Denn wie kann man das Wesen, das man unter Verkennung seiner Gleichberechtigung zur Untergeordnetheit herabwürdigt, noch als Inbegriff seines Ideals ansehen? Mir scheint die Oberherrschaft des Mannes der wahren Liebe zu widersprechen, und ich bin überzeugt, daß kein Mann von vor-

nehmer Gesinnung die Würde seiner Frau so gering schätzt, als daß es ihm einfiele, ihr zu befehlen, und ebensowenig wird eine edeldenkende Frau sich befehlen lassen.

3. Als letzte Bedingung möchte ich bemerken, daß Eheleute so wenig wie möglich an die gesetzlichen Bande denken, sondern beständig der natürlichen Bande der Zuneigung eingedenk sein sollten. Ich glaube nicht, daß das vollkommenste Glück durch die gesetzliche Sanktion besiegelt ist; denn, wenn wir uns nie von dem Bewußtsein derselben befreien können, wird sie immer unser Benehmen beeinflussen. Unser erstes Vorhaben soll daher sein, den Gedanken an die gesetzliche Verbindung zu verbannen; Mann und Frau sollten sich bestreben, so zueinander zu stehen, als ob das gesetzliche Band nicht existierte.

Wenn die Menschen klug wären, würden sie einsehen, daß die Liebe, die Gott in uns gepflanzt hat, falls sie nicht durch künstliches Hinzutun geschwächt worden ist, für den Bestand einer Ehe zureichend sein muß. Wenn die Menschen nur dieser Tatsache Glauben schenken wollten, wäre alles gut. Durch menschliches Gesetz etwas verbinden zu wollen, was Gott durch Leidenschaft verbunden hat, ist wohl ebenso vernünftig, als wenn man den Mond an die Erde fesseln wollte, für den Fall, daß die zwischen Mond und Erde bestehende natürliche Anziehungskraft ungenügend sei, sie am Auseinanderfliegen zu verhindern.

So! Ich hoffe, Du wirst über meine Vorlesung gehörig nachdenken. Vielleicht ist es nicht ganz angebracht, einem Verliebten von der Philosophie der Liebe vorzuplaudern. Ich glaube indessen, es ist immer besser, sich in der Praxis etwas von der Theorie leiten zu lassen, und ich glaube auch, daß es für jeden angehenden Ehemann tunlich ist, gefestigte Ansichten über die Sache zu haben. Was Du jedoch auch für eine Theorie annehmen mögest, ich bin überzeugt, daß Dir reiches Glück erblühen wird. Und wenn es mir vergönnt sein sollte, mein Scherflein dazu beizutragen, so wird das eine große Freude für mich sein.

Wir sind hier noch in einem Zustand der Ungewißheit,

aber ich erwarte täglich endgültige Regelung der Angelegenheit. Wenn die Bestimmungen günstig lauten, fahren wir sofort nach London. Wenn nicht, wirst Du mich wahrscheinlich bald in Derby sehen.

Ich kaufte mir kürzlich Shelleys Gedichte in vier Bänden. Es wird Dir ein Hochgenuß sein, sie zu lesen, wenn ich nächstens hinüber komme. Sein Entfesselter Prometheus ist bei weitem das Schönste, was ich je gelesen habe.

Kürzlich erschien ein Buch: Vestiges of the Natural History of Creation, das ich von einem Herrn aus Liverpool, der ein sehr gutes Urteil hat, außerordentlich rühmen hörte, und ich glaube, daß es Dir gefallen würde.

Es tut mir leid zu hören, daß Deine Schwester noch so schwach ist. Hoffen wir, daß die Wiederkehr des warmen Wetters ihr gut tut. Bitte, empfiehl mich ihr, und auch Deiner Mutter bestens, ebenso den Damen gegenüber. Empfange Du selbst die herzlichste Gratulation und die besten Wünsche von

Deinem Dich liebenden Freund

Herbert Spencer.

In Bezug auf den Inhalt dieses Briefes erlaube ich mir, zu bemerken, daß man im Alter von 73 Jahren nicht mehr an allen Meinungen festhält, die man mit 24 Jahren äußerte.

Während der Monate Januar, Februar und März 1845 war unser Eisenbahnentwurf mit abgeschwächter Regsamkeit vorgeschritten. Es war die Zeit, wo eine Eisenbahngesellschaft der anderen den Boden streitig machte. Jeder Eingriff in der anderen Gebiet verursachte einen Gegenangriff. Die Great Western Company bewarb sich gerade beim Parlament um den Bau der Oxford-, Worcester- und Wolverhampton-Linie, eine Linie, die nicht nur der North Western in bedrohlicher Weise den Rang streitig machte, sondern auch der Birmingham-Gloucester-Bahn (oder war es die Midland? Ich glaube, die Namen hatten sich damals

verquickt). Eine Folge dieses Eingriffs seitens der Great Western war, daß das Projekt, an dem ich beteiligt war, aufgegeben wurde. Während der ersten Monate 1845, waren, glaube ich, noch Verhandlungen im Gange. Am 20. Mai benachrichtigte mich Mr. Hughes, er werde mir meine Dienste vergüten, sobald er seine Geldanweisung erhalten habe. Plötzlich aber änderte sich die Sachlage. Man schien die Linie doch zu benötigen, wie aus einem Brief an meinen Vater hervorgeht. Ich teilte ihm darin mit, daß mich Mr. Hughes sofort zu sich nach Pembroke habe kommen lassen. Ein Brief an Lott beschreibt meine Fahrt dorthin; bis Glouceſter ging's mit der Bahn und endlich mit der Post nach Pembroke.

Ich muß Dir doch von meiner Reise nach Süd-Wales erzählen. Schade, daß Du nicht dabei warst. Es wäre etwas für Dein poetisches Empfinden gewesen. Den ganzen Tag die Fahrt mit der wechselnden Szenerie, die bewölkten Gipfel der Hügel, die romantischen Flüßchen, die sich an so mancher Burgruine vorbeischlängeln — dies alles gewährte mir einen unvergleichlichen Genuß. Als ich an die See kam und das Branden der Wellen gegen die Felsen wieder hörte, tanzte ich beinahe vor Vergnügen. Kein Aufenthalt ist für mich so ergötzlich, als der am Strande. Hier wird mir Emersons Wort zur Wahrheit: Nature is the circumstance which dwarfs every other circumstance.

Als ich von Tenby über Bristol und London fuhr (um Mr. Hughes aufzusuchen), hielt ich mich nur kurze Zeit in Birmingham auf. An meinen Onkel schrieb ich von hier:

Wir sind dabei, die Linie aufs neue zu besichtigen, um uns alles nochmals einzuprägen. Alsdann werden wir in London sofort den Entwurf fürs Parlament in Angriff nehmen.

Ich ersehe hieraus, wie gefährlich es sein kann, einen Vorfall abzuleugnen, weil die Erinnerung daran aus unserem

Gedächtnis entschwunden ist. Hätte nicht diese und eine andere Stelle des Briefes mich zum Nachdenken gezwungen, und wenn ich mir nicht, obwohl alles andere vollständig der Vergessenheit anheimgefallen war, einen einzigen Vorfall im Hotel in Kidderminster hätte zurückrufen können, so würde ich mit Bestimmtheit behaupten, daß nie eine derartige Fahrt zur Besichtigung der Linie stattgefunden habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Zwischenperiode in der Hauptstadt.

1845.

In den Tagen, von denen ich sprechen will, waren die neuen Parlamentsgebäude im Bau begriffen. Derjenige Teil, in dem sich jetzt die Komiteeräume befinden, existierte noch nicht. Die Beratungen über unsere dem Parlament vorgelegten Eisenbahnentwürfe fanden in einem provisorischen Holzbau statt, der gegen die Themse zu lag. Man gelangte durch einen langen mit Kokosmatten ausgelegten Korridor zu den Verhandlungszimmern. Bis vier Uhr nachmittags diente dieser Gang stets vielen Interessenten als Promenade. Täglich begegnete ich hier alten Ingenieurfreunden. Und teils ernste, teils heitere Gespräche, welche von Zeit zu Zeit durch Besuche in die Komiteezimmer unterbrochen wurden, um sich nach dem Fortschreiten dieser oder jener Untersuchung zu erkundigen, füllten ein Leben aus, das für ein kurzes Weilchen ziemlich angenehm war, aber am Ende doch recht langweilig wurde. Daher der folgende Auszug aus einem Briefe nach Hause vom 25. April:

Gestern sind wir sicher und heil aus dem Standing Orders Committee davongekommen. Wir sind sehr zufrieden, daß das zehn Tage lang währende Faulenzerleben in den Vorhallen des Parlaments ein Ende hat. —

Ich habe noch verschiedenes vorzubereiten, u. a. auch eine Brückenzeichnung zu vollenden, sodaß ich die Zwischenzeit bis zu Mr. Hughes' Rückkehr gut auszufüllen weiß. — Ich gedenke heute abend nach Blackwall zu gehen, um mir den Great Britain-Dampfer anzusehen. Man sagt, daß es sich vom beruflichen Standpunkt lohnt, ihn zu besichtigen.

Der Brief berichtet weiter über meinen geringen gesellschaftlichen Verkehr; doch davon später mehr.

Londoner Zerstreuungen, an denen ich nun einigen Anteil nahm, brachten mir Ersatz für den Ueberdruß dieser langweiligen Wartezeit. Als ich mit siebzehn Jahren in der Hauptstadt war, gestatteten mir meine Mittel noch nicht, irgendwelchen Vergnügungsort aufzusuchen. Nun aber konnte ich meinem Wunsch, Theater zu besuchen, genügen. Meine Eindrücke darüber mag ein Brief an Lott vom 7. Mai wiedergeben:

Hutton ging mit mir in die Oper. Ich war furchtbar enttäuscht. Ich empfand während der ganzen Zeit keine Spur von Begeisterung. Die Unvereinbarkeit von rezitativem Dialog, die gesungenen Worte, deren Melodie gar nicht mit ihrer Bedeutung im Einklang steht, störten mich derart, daß ich weder am Text noch an der Musik Freude hatte. Auch war der Eindruck, den die Musik an und für sich auf mich machte, nicht der erwartete. Er erfüllte nicht ihre Intention, wenn Du verstehst, was das heißen soll. Die Wirkungen ihrer einzelnen Partien waren nicht mächtig genug, um dieselben zu tauglichen Teilen einer so großen Komposition zu machen. Der Aufbau hätte im Verhältnis zu seiner Größe massiver sein müssen. So wie er war, machte er mir den Eindruck von Verkrüppelung. Ich werde es indes noch mit einer andern Oper versuchen und zwar gehen wir, Hutton und ich, morgen abend in Don Giovanni. In der Sonnambula fehlten einige von den besten Kräften, sodaß ich vielleicht deshalb nicht den richtigen Eindruck davongetragen habe.

Mein zweiter Versuch fiel jedoch nicht viel befriedigender aus. Es schien mir, daß ein paar hübsche Arien und Duette nicht das ausschlaggebende an einer Oper sein können. Auch hier wie überall wollte ich keine Unwahrscheinlichkeit dulden. Wenn ich auch ohne allzugroßen Widerspruch der melodischen Wiedergabe der Gefühle des Helden oder der Heldin zuhörte, (der Gesang ist ja der Ausdruck großer Gemütsbewegung), so konnte ich mich doch eines innerlichen Protests nicht erwehren gegen die Ausdehnung der musikalischen Aeußerungen der Personen, die keine Affekte wiederzugeben haben. Daß Diener und Wärterinnen poetische Anwandlungen bekommen und in ein Rezitativ verfallen sollten, weil ihre Herren oder Herrinnen verliebt sind, schien mir eine zu offenkundige Abgeschmacktheit. Und dies Bewußtsein vermochte mir das ganze Vergnügen an der Oper zu verderben. Es geht mir in der Musik wie in der Malerei: irgend ein zu sehr von der Natürlichkeit abweichender Teil lenkt meine Aufmerksamkeit in solchem Maße von der Bedeutung oder der Absicht des Ganzen ab, so daß ich fast gar keinen Genuß daran habe.

Im selben Brief finde ich Haydns Schöpfung erwähnt, von der ich einen großen Eindruck mitnahm.

Indem ich dem Datum meiner Briefe nachgehe, stoße ich hier auf einen, der eine ganz andere Angelegenheit betrifft: das Ende einer Freundschaft. Bis dahin hatte ich mit E. A. B. in Briefwechsel gestanden. Als ich nach London kam, brachte er einen Abend bei mir in der Wohnung zu. Unsere Unterhaltung endete mit einer theologischen Erörterung, in der meine verstandesmäßigen Ansichten, die sich mit der Zeit verschärft hatten, deutlicher zum Vorschein kamen als je zuvor in unseren Gesprächen. Am 6. Mai 1845 erhielt ich daraufhin folgenden Brief von ihm:

> Es sind nun nahezu fünf Jahre, seit ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, und ich brauche Sie hoffentlich nicht erst zu versichern, daß Ihre Freundschaft mir die ganze Zeit hindurch eine Quelle der Freude war. Vom Momente an, als der Zufall uns in Worcester zusammenführte,

haben uns die Verhältnisse einander nahe gebracht. Ich habe Sie stets hoch geachtet und mich gefreut, daß dieses Gefühl auf Gegenseitigkeit beruhte.

Ich erinnere Sie nur an all' dies, um Ihnen zu zeigen, daß es kein geringfügiger Grund ist, der mich dazu drängt, auf eine Freundschaft, die mir so viel Befriedigung gewährt hat, freiwillig zu verzichten. Daß gleichwohl diese Notwendigkeit eingetreten ist, werde ich immer tief bedauern, und erst nach langer schmerzlicher Ueberlegung bin ich zu dieser Einsicht gekommen.

Daß wir stets in mehr oder weniger wichtigen Fragen auseinandergingen, sehe ich klar. Aber soweit ich mich erinnern kann, sind diese Meinungsverschiedenheiten bis dahin zulässige gewesen. Es handelte sich nur um Dinge, wobei man diesen oder jenen Standpunkt vertreten kann. Aber die Fragen, die wir vorigen Samstag erörterten (wenn ich mich recht erinnere, zum erstenmal), waren ganz anderer Art. Sie schließen unsere ganze Existenz in sich und sind mehr als von augenblicklichem Interesse. Unsere Grundsätze und Handlungen, Hoffnungen und Befürchtungen, unser Glück und Unglück jetzt und späterhin sind davon abhängig, Dinge von nicht geringer Tragweite, und mir scheint, daß zwei Menschen, die in solchen Lebensfragen verschiedener Meinung sind, wie Sie und ich, keine Freunde bleiben können. Würde ich nur im entferntesten an die Möglichkeit einer Ueberredung oder Ueberzeugung glauben, so würde ich mich verpflichtet fühlen, alles daran zu setzen, um Sie zu einer richtigen Anschauung der religiösen Wahrheiten zu bekehren, aber ich weiß nur zu gut, daß noch nie eine Beweisführung in einer derartigen Frage jemand überzeugt hat, der seine Ohren allem außer der menschlichen Vernunft verschließt, und ich sehe, daß auch hier jeder Versuch nutzlos wäre. Die einzige zu erwartende Folge davon wäre, meinen Glauben zu gefährden, von dessen Wahrheit ich überzeugt bin. Wollte Gott, daß ich all das übte, was ich so fest glaube — soweit geistiger Glaube gehen kann; der aber nützt gar nichts, ohne Herzensglauben.

Da ich indessen fühle, daß mein Glaube viel zu wenig der Herzensglaube des wahren Christen ist, setze ich mich zu großer Gefahr aus, wenn ich mit einem so begabten Menschen wie Sie verkehre, der die Fähigkeit besitzt, das Schlimmste als richtigen Vernunftschluß darzustellen. Ich muß daher, so schwer mir dies auch wird (und Sie können versichert sein, daß es ein großes Opfer für mich bedeutet) auf das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft künftig verzichten und darum bitten, daß wir uns in Zukunft nicht mehr begegnen, es sei denn als Fremde. Ich werde immer mit Freuden an die Vergangenheit zurückdenken und hoffe, auch Sie werden stets in aller Freundschaft an mich denken.

Es folgt noch die wohlgemeinte Hoffnung, daß ich umkehren möge von der Leuchte menschlichen Wissens, um zu weiseren Ansichten zurückzukehren. Diesen Brief schickte ich an Lott mit der Bemerkung, daß seine Aufrichtigkeit bewunderungswert sei. Lotts Erwiderung war die, daß, wenn er dieselbe Gefahr befürchtete, auch er auf meine Freundschaft Verzicht leisten müßte.

Ein Brief späteren Datums von E. A. B. lautete in Antwort auf den meinigen dahin, daß wir, wenn auch unsere Intimität ein Ende haben müsse, uns doch als alte Freunde begegnen könnten, falls wir uns je treffen sollten. Hiernach brach unser Verkehr auf Jahre hinaus ab. Obgleich seine beiden Schwestern, die in Derby einen jüngeren Bruder besuchten, mir nahelegten, die freundschaftlichen Beziehungen mit ihm wieder aufzunehmen, weigerte ich mich, den ersten Schritt zu tun. Im Jahre 1851, kurz nach dem Erscheinen meines ersten Buches, brachte ich in der Tat einen Abend mit seiner Familie zu, und wir begegneten uns ganz freundschaftlich. Aber seither haben wir uns nie gesehen, außer vielleicht das eine oder andere Mal auf der Straße.

Während ein Freund mir also verloren ging, gewann ich andere. Mit Mr. und Mrs. Potter befreundete ich mich mehr und mehr. In dem schon einmal angeführten Brief vom 25. April finde ich folgende Stelle:

Donnerstag frühstückte ich mit meinem Onkel und Mr. Heyworth bei Potters. Mr. Potter hat mich schon zweimal eingeladen, seit Onkel und Tante hier sind. Auch Mr. Heyworth lud mich sehr freundlich ein, wenn ich jemals Gelegenheit hätte, ihn doch in Yew Tree zu besuchen.

Mein Onkel schrieb über dieselbe Gesellschaft zwei Tage später an meinen Vater:

Herbert war auch in der Complete Suffrage-Versammlung. Mr. Potter forderte ihn auf, in der Temperance Hall, die er ihm zeigte, einen kleinen Vortrag zu halten, aber Herbert lehnte es ab. Ich glaube jedoch, es könnte für ihn nur von Vorteil sein, sich nach und nach in öffentlicher Rede zu üben.

Sonst beschränkte sich mein gesellschaftlicher Verkehr auf gemütliche Abende oder auch Ausflüge mit meinen Freunden. An Lott schrieb ich zwei Monate später:

Du machst Dir keinen Begriff davon, wie schlimm ich hier dran bin in Bezug auf Gesellschaft — insbesondere weibliche. Es sind nun mindestens zwei Monate her, seit ich zuletzt mit einer gebildeten, liebenswürdigen Frau zusammen war. Denn leider wohnen Potters und Mrs. Potters Schwester neuerdings außerhalb der Stadt, und so entbehre ich meinen einzigen wertvollen Umgang. Aus Mangel an etwas Besserem haben Loch und ich oft die Abende mit Disputen zugebracht, wobei wir gelegentlich bis ein Uhr früh zusammen saßen.

Was meine beruflichen Aussichten anbelangt, so wird hier ein Brief an meine Mutter am besten Aufschluß geben können. Er trägt als Datum den 24. Mai.

Unser Eisenbahnentwurf ist Dienstag zugunsten des London und Birminghamer Projekts zurückgewiesen worden, sodaß meine Anstellung hier beendet ist. Ein Grund zum Bedauern liegt jedoch nicht vor, wie Du gleich sehen

wirst. Als ich in den Parlamentsgängen hin und her schlenderte, traf ich Mr. Fox . . . und nachdem ich ihn zu verschiedenen Zusammenkünften mit andern begleitet hatte, nahm er mich Arm in Arm mit in sein Bureau am Trafalgarplatz.

Und dann schrieb ich am 5. Juni meinem Vater:

Ich bin nun endgültig bei Mr. Fox angestellt. Meine Beschäftigung wird sehr angenehm sein.

Ueber meine Anstellung war ich sehr befriedigt, da sie mir vorteilhaft schien und versprach, von Dauer zu sein.

Ich unterbreche nochmals den Faden meiner Erzählung, um, soweit es möglich ist, die Artung meiner Gedanken in jenen Tagen zu zeigen. Wieder tritt darin die geringe Achtung vor Autoritäten zutage. In dem genannten Brief an Lott kommt folgende Stelle vor:

Ich habe einige Essays von Carlyle gelesen. Sie sind sehr schön geschrieben und wie alles, was von Carlyle kommt, interessant. Man hat dabei jedoch nicht wie sonst den Eindruck großer Schöpferkraft. Manchmal kam mir Carlyle keineswegs tief vor. Einige seiner aus Goetheschen Prosaschriften angeführten Zitate sind meines Erachtens weder für den Verfasser noch für den Kritiker sehr ehrenvoll. In meiner Einbildung sehe ich Dich die Stirne runzeln über diese abfälligen Bemerkungen über Deinen Helden.

Es hat den Anschein, als ob sich diese geringschätzige Aeußerung auf die Entsagunstheorie bezieht, die Goethe unter Carlyles Beifall vertritt. Wahrscheinlich fand ich damals, was ich noch immer finde, daß es nichts weniger als ein Beweis von Menschenkenntnis ist, der Ansicht zu sein, der so viele Ungebildete huldigen, daß Gemütsbewegung nach Belieben erzeugt oder unterdrückt werden kann. Der ganze Lebensmechanismus bei Mensch und Tier würde eine Verschiebung erfahren, wenn die Wünsche, die zu Handlungen drängen, auf so leichte Art zu beherrschen wären. Die

gewöhnliche Ansicht — ebenso wie die Goethe-Carlylesche — ist die, daß die Gefühle eine Vereinigung darstellen, die der unumschränkten Herrschaft des Willens unterworfen ist. Sintemal über diesem Verein kein bestimmter Alleinherrscher regiert, gelangt bald dies, bald jenes Mitglied zur Präsidentenschaft, (nimmt dann zeitweilig den Titel Willen an) und regiert alsdann die anderen eine Zeitlang. Ist es nicht kräftig, wird es häufig durch gemeinsamen Angriff anderer Mitglieder verdrängt, ist es aber stark, dann vermag es ihren Anstrengungen wirksam zu widerstehen. In solchen Fällen nun wird die Entthronung dieser tyrannischen Gemütsbewegung vorgeschlagen. Wenn eine Empfindung alle anderen unterdrückt, heißt es: sie absetzen. Und diese Absetzung wird nur im Verhältnis zu ihrer Notwendigkeit ausführbar. Sage einer Mutter, die eben ihr Kind verloren hat, oder einem Liebhaber, dessen Braut ertrunken ist, daß ihr Schmerz der Lehre gemäß, daß man auf Freuden nicht zählen darf, zurückgedrängt werden soll, und daß sie einen niedereren Glücksmaßstab anlegen müssen: Was wird das Ergebnis sein? Gar keines! Während des größten Kummers ist das Bewußtsein ganz damit ausgefüllt, so daß kein fremdes Gefühl, kein fremder Gedanke Eintritt finden kann. Bis auf den Kummer ein Zustand der Erschöpfung und eine gewisse Unfähigkeit zu fühlen gefolgt ist, kann man die Möglichkeit der Entsagung nicht einmal fassen, und wenn man auf sie hören kann, so ist ihre Wirkung verschwindend. Auf die kurze Gefühlslähmung folgt ein neuer Anfall, und man predigt tauben Ohren von einer Möglichkeit, ohne das verlorene Glück auszukommen. Erst nach und nach, wenn der natürliche Heilungsprozeß vor sich gegangen ist, wenn die Gefühle sich den neuen Umständen angepaßt haben — das heißt, erst nachdem die Entsagung zum größten Teil von selbst erfolgt ist, — dann erst kann die Entsagungslehre Gehör finden und dem bereits erlangten neuen geistigen Zustand Form geben. In Wirklichkeit besteht im Menschen wie in allen Lebewesen, das natürliche Verlangen, jede Fähigkeit, sei sie körperlicher oder geistiger Art, in Handlung umzusetzen. Ist die Fähigkeit keine stark ausgeprägte

und das natürliche Verlangen verhältnismäßig schwach, so können sie außerhalb des Bewußtseins bleiben. Aber wo sich ein starkes Verlangen einer wichtigen Fähigkeit geltend macht, ist es fast oder ganz unmöglich, es zu unterdrücken. Der beste Beweis dafür ist ein körperliches Bedürfnis wie Hunger oder Durst. Es fällt niemandem im Traume ein, einem Hungrigen zu sagen, daß er die Pein, die ihm sein unbefriedigter Wunsch macht, los werden soll, indem er dem Genuß des Essens entsage. Noch wird man dem spärlich mit Kleidern bedeckten Frierenden anraten, sich zufrieden zu geben dadurch, daß er aufhört, nach Wärme zu verlangen. Und der hier aufgedeckte Widersinn, die Stärke des Gefühls zu ignorieren, wird sich in der ganzen Natur bestätigen.

Diese Lehre Goethes stimmte jedoch mit Carlyles Anti-Nützlichkeits-Theorie und seiner lächerlichen Ansicht von der Bedeutungslosigkeit des Glücks überein. Diese Anschauung würde wohl eine kleine Aenderung erfahren haben, wenn der Betreffende etliche Monate bei Brot und Wasser in einem dunklen Loch hätte zubringen müssen. Wenn er dann nach einer solchen Erfahrung immer noch leugnen sollte, daß das Streben nach allerhand Befriedigungen ein unabweisliches Postulat ist, so würde sein Körper jedenfalls das Gegenteil bezeugt haben.

Diese eingeschaltete Erörterung mag als Sinnbild einer Parenthese in meiner Laufbahn gelten, die sich nun hier vollzog. Den früher geschilderten Vorfällen gemäß sollte meine Stellung eine dauernde sein. Wie jedoch ein Brief vom 1. August 1845 an Lott zeigen wird, währte sie nur ganz kurze Zeit.

Du hast wohl in der Wilmot St. 8 erfahren, daß ich Fox, Henderson & Co. gekündigt habe. Der Grund war, daß mir Arbeiten auferlegt wurden, zu denen ich mich nicht verpflichtet hatte und daß ich daher einen Auftrag unbeachtet ließ. Es entstand ein Zank, der mit unserer Trennung endigte.

Meine Zukunft ist noch unentschieden. Sehr wahrscheinlich werde ich an einer Bahn in Holland, von

Amsterdam nach Helder, an der mein Freund Jackson als Ingenieur arbeitet, Anstellung finden. Wenn nichts daraus wird, dann bleibe ich wohl in meiner jetzigen Stellung in Verbindung mit der geplanten Crewe und Aberystwith-Linie. In 14 Tagen dürfte die Sache entschieden sein.

Diese Linie zwischen Aberystwith und Crewe war von Mr. W. B. Prichard geplant, an dessen Namen sich der Leser wohl noch aus einem früheren Kapitel erinnern wird. Ich entsinne mich absolut nicht an irgend eine im Zusammenhang damit ausgeführte Arbeit. Jedenfalls gehörte ich nicht zu den Feldmessern, unter denen sich mein Freund Loch befand. Aus irgend einer Veranlassung wurde der Plan schon bald fallen gelassen. Waren die technischen Schwierigkeiten zu groß, oder erhoben die Grundbesitzer, die damals noch nicht so sehr um den Bau von Eisenbahnen besorgt waren, Einsprache, ich weiß es nicht. Aber — wie wir gleich sehen werden — Mr. Prichards Bogen war nicht nur mit einer Sehne bespannt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein zweiter Entwurf fürs Parlament.

1845—1846.

Der Anfang der Eisenbahnsucht fällt, glaube ich, in den Herbst 1844, da die Vorteile der Eisenbahnverbindung während der vorangegangenen Jahre immer offensichtlicher zutage getreten waren, und ihre Einträglichkeit ständig wuchs. Die Dividenden einiger Hauptlinien wie die London-Birmingham, waren bis zu zehn Prozent gestiegen, und Hundertpfundaktien standen auf 234 Pfund. In früheren Tagen waren die Grundbesitzer heftige Gegner dieser neu erfundenen Landstraßen gewesen, da das Parlament die Ermächtigung erteilte, derentwegen ihre Felder zu durchqueren und so

in ihr Privateigentum einzugreifen. Aber nach Verlauf von zehn Jahren waren sie eines besseren belehrt, und sie machten sich schleunigst den durch die Eisenbahnnähe gesteigerten Wert ihres Landes zunutze. Einige Städte (wie z. B. Nottingham, das gegen den Bau eines Zentralbahnhofs in seiner Vorstadt für die Midland erfolgreich protestiert hatte) sahen ihren Irrtum ein und bewarben sich nun um das, was sie kurz zuvor zurückgewiesen hatten. Inzwischen hatte die Zahl der Lieferanten, Ingenieure und Sachwalter, die an den Eisenbahnunternehmen beruflich interessiert waren, von Jahr zu Jahr zugenommen. In der Tat hatte eine wesentliche Verschiebung des Verhältnisses zwischen den Kapitalisten und den Bahningenieuren stattgefunden. Während der dreißiger Jahre hatten unternehmungslustige Landadelige und weitsichtige Kapitalisten, welche offenbar vorteilhafte Eisenbahnlinien ausersonnen hatten, selber ihre Ingenieure gewählt und hernach Bauunternehmern einen Teil ihrer Arbeit überlassen. Aber in gleichem Maße wie die Unternehmer zahlreich und wohlhabend wurden und gemeinsam mit reichen Ingenieuren zu Werke gingen, fingen auch sie an, Pläne zu entwerfen und Gesellschaften zu gründen — ein Vorgehen, aus dem sie gewiß ihren Vorteil zogen. So waren ums Jahr 1845 viele verschiedenartige Interessen aufgetreten, die alle dahin zielten, Eisenbahnunternehmungen ins Leben zu rufen. Wer damals einen weiten Ueberblick über die Dinge gehabt hätte, die im Gange waren, hätte vorausgesehen, daß die Sachen schief gehen würden.

Bei der erhitzten Einbildungskraft des Publikums, aufgereizt durch solche, die großen Gewinn versprachen, hielt es nicht schwer, allerlei Pläne zu ersinnen, die überwiegend schlimmer Natur waren. Man brauchte einfach eine Karte von Großbritannien anzusehen, um die verhältnismäßig großen leeren Stellen herauszufinden, wo Städte von einiger Bedeutung lagen. Dann verband man mit einem Bleistiftstrich die Städte miteinander. Einige Männer von örtlicher Berühmtheit, womöglich auch einer mit einem Titel an ihrer Spitze, taten sich zusammen; glänzende Anzeigen wurden verteilt, und die Leute stürzten sich förmlich auf die Aktien.

Mr. W. B. Prichard gehörte auch zu denen, die diese Gelegenheit benützten, und da es ihm weder an Selbstbewußtsein noch an Energie fehlte, blieb seine Sache nicht erfolglos. Sein erster Versuch war, wie ich schon erwähnt habe, fehlgeschlagen. Aber ein zweites Unternehmen, an dem ich angestellt war, hatte Bestand. Die von ihm geplante Bahnlinie sollte von Weedon über Daventry, Southam, Leamington, Warwick, Stratford-on-Avon und Alcester nach Worcester führen. Im Vergleich zu anderen Projekten, die damals auftauchten, waren die Handelsaussichten nicht ungünstig. Wenn auch der Verkehr auf der Linie selbst kein so großer sein mochte, so erwartete man doch durch die Verbindung mit den Hauptlinien einigen Aufschwung. Es schlossen sich Mr. Prichard einige junge Juristen an. Als Vorsitzender und Lockvogel präsidierte Sir John de Beauvoir, und einige hervorragende Männer der Stadt, die auf der Liste standen, zogen bald eine ganze Gesellschaft heran, sodaß die Aussichten vielversprechend waren.

Hübsche Erinnerungsbilder tauchen in mir auf, wenn ich an die Zeit zurückdenke, da die Ausführung des Entwurfs in Angriff genommen wurde. Zuerst fuhr ich mit Mr. Prichard von Weedon nach Warwick, um den Landstrich, durch den die Linie führen sollte, zu beaugenscheinigen. Dann war eine Zusammenkunft der Mitarbeiter im größten Hotel von Northampton, wohin ich als Stellvertreter von Mr. Prichard geschickt wurde, da er anderweitig in Anspruch genommen war. Der Gipfelpunkt dieser Zusammenkunft aber war eine Spazierfahrt mit den teilnehmenden Direktoren auf derselben Strecke, die ich kurz zuvor besichtigt hatte. Während der Fahrt wurde ich wiederholt über die in Aussicht genommenen Arbeiten und die dazu erforderliche Zeit befragt. Inzwischen bot sich mir Gelegenheit, mir eine Meinung über die dem Publikum als Bürgen vorzuführenden Standespersonen zu bilden. Sie waren jedoch nicht dazu angetan, hohen Ansprüchen zu genügen. Einigen sah man die Geldgier förmlich an und einer, ein Londoner Rechtsanwalt, machte mir den Eindruck eines Menschen, wie man

sie wohl an den Spieltischen in Monte Carlo sieht. Der Ausflug an und für sich war jedoch sehr unterhaltend, und es schien mir einigermaßen spaßhaft, daß man sich an mich wie an eine Autorität wendete.

Meine Aufgabe war es nun, einen Probeabschnitt des Eisenbahnbaues zu entwerfen. Von den verschiedenen Beschäftigungen, die einem Zivilingenieur zufallen können, ist die des Nivellierens vielleicht die angenehmste — vorausgesetzt, daß schönes Wetter ist. Im Vergleich zum Feldmessen hat es den Vorteil, daß es die Aufmerksamkeit in viel geringerem Maße in Anspruch nimmt. Während die Wasserwage von einem Angestellten von einer Station zur anderen getragen wird, kann man sich der hübschen Landschaft, wenn es eine solche gibt, erfreuen.

Ich hielt mich außer während der Mahlzeiten und meiner allabendlichen Beschäftigung des Reduzierens der Ergebnisse, d. h. den Durchschnitt der aufgezeichneten Beobachtungen zu suchen, den ganzen Tag im Freien auf. Nach getaner Arbeit gab es meistens noch ein Plauderstündchen mit einem Kollegen, den ich sehr gerne mochte. So gestaltete sich der Herbst 1845 für mich zu einem recht genußreichen.

Es lag nicht in meiner Natur, sei es nun im Ingenieurfach oder sonstwo, nach der Schablone zu arbeiten. Ueberall kann man verbessern und vervollkommnen, läßt man sich nicht in seinem Gesichtspunkt von der Gewohnheit beengen. So auch hier.

Seit einigen Monaten schien mir die übliche Einteilungsweise der Nivellierplatten unzureichend. Ich fand, daß sie viel zu wünschen übrig ließ. Schon in London hatte ich mich bemüht, zweierlei Arten von Einteilungen nach meinem Kopfe zu Papier zu bringen, und ließ diese nun, nachdem sie überlackiert waren, an Stelle der gewöhnlichen Einteilung anbringen. Diese erfolgreiche Neuerung führte zu einer Verbesserung anderer Art. Das gewöhnliche Verfahren, Höhenprofile aufzunehmen, hatte mich nie befriedigt, und

ich ging darauf aus, Verbesserungen an dem Instrument anzubringen, die Arbeitsersparnis und zugleich größere Genauigkeit sicherten. Auf dem Lande jedoch konnte ich den Plan nicht verwirklichen; ich schickte daher die Zeichnung zur Anfertigung des Instruments in die Stadt, wo ich es späterhin mit Nutzen anwandte. Ich will hier bei Gelegenheit dieser kleinen Erfindungen noch eines Projekts erwähnen, das mit größerem Ehrgeiz betrieben wurde aber praktisch zu nichts führte. An einem einsamen Abend im Hotel in Stratford-on-Avon dachte ich über die Mängel der gewöhnlichen Art der kurzen Nivellierinstrumente nach und versuchte mich in Entwürfen, nach denen diese Fehler vermieden werden könnten. Ich legte die Zeichnung zwei Optikern vor, aber keiner von ihnen wollte das Nivellierinstrument auf eigene Gefahr ausführen lassen. Da die Kosten sich auf über 20 Pfund belaufen hätten, war auch mir die Sache zu gewagt. Wenn auch die Vorteile meiner Zeichnungen gegenüber alten Systemen auf der Hand lagen, so ging es doch aus Gründen, die ich damals nicht erkannte, gegen das Interesse der Verkäufer, sie anzunehmen, eine Tatsache, die sich mir später beim Unterbringen einer anderen Erfindung offenbarte. Wenn der Geschäftsmann einen Artikel auf Lager hat, geht es oft gegen sein Interesse, eine Neuerung in demselben Artikel einzuführen, da alsdann sein Vorrat an Wert verliert.

Während der letzten Jahre wurde ich gelegentlich dazu angeregt, eins dieser verbesserten Nivellierinstrumente anfertigen zu lassen, da mich jetzt der Gedanke an die Kosten nicht mehr zurückschreckte. Aber eine immer mehr sich steigernde Arbeitsfülle und die daraus entstehende Notwendigkeit, jede Zerstreuung zu vermeiden, hielten mich davon ab.

Während der Herbstmonate war die Eisenbahnwut noch im Steigen begriffen. Sie dehnte sich auf alle Gesellschaftsklassen aus. Selbst mein Vater, der doch ganz außerhalb des Ganges kaufmännischer Angelegenheiten stand, war durch einen Freund verführt worden, sich an einem Lokalunternehmen mit Aktien, die zur Verlosung ausgeboten wurden, zu beteiligen. Ich mißbilligte diesen Schritt, ja,

er beängstigte mich sogar, wie ein Brief vom 6. Oktober bezeugt:

Ich kann Dich versichern, daß ich mich nichts weniger als gefreut habe, als ich erfuhr, daß Du Dich so in Spekulationen eingelassen hast, gegen die sich in verschiedener Hinsicht allerlei einwenden läßt. Ich, der ich doch durch meine Bekanntschaft mit den Direktoren gewiß Aktien auf das Unternehmen, mit dem ich verbunden bin, hätte bekommen können, habe aus zweierlei Gründen darauf verzichtet. Erstens, weil ich den schwebenden Plänen kein rechtes Vertrauen schenken kann, zumal viele derselben nur aus dem Grunde ins Leben gerufen wurden, um Aktien auf den Markt zu werfen, und ich es nicht für tunlich halte, solche anzukaufen, ohne die Absicht, sie als Kapitalanlage zu behalten, sondern zu dem bloßen Zweck, den erwarteten Gewinn einzustreichen. Der zweite Grund meines Verzichts auf derartige Spekulationen ist der, daß ich den Aktienmarkt infolge der schon angedeuteten Umstände für ein so unzuverlässiges Geschäft halte, daß ich es direkt für gefährlich erachte, irgend etwas damit zu tun zu haben. Ich bin überzeugt, daß in absehbarer Zeit eine Panik eintreten muß, ganz ohne sichtbare Veranlassung — scheinbar grundlos — und ich möchte Dir deshalb sehr raten, Dich in Sicherheit zu bringen, indem Du die Aktien sofort verkaufst. Sei versichert, daß ich nicht eher ruhig sein werde, bis ich höre, daß Du meinem Rat gefolgt bist. Denn nach allem, was ich von Eisenbahnen des Bezirks, durch welchen die Gerby-Gainsborough-Linie führen wird, weiß, so handelt es sich um ein Seifenblasenprojekt, das nie zur Ausführung gelangen wird.

Eine Stelle aus einem Brief späteren Datums lautet folgendermaßen:

In London laufen zahlreiche Anfragen vom Lande ein, die alle dahin lauten, Eisenbahnaktien abzusetzen. Möglicherweise kann das zu einer Panik führen. Dann würden Deine Aktien entwertet sein. Ich denke, Du tust am besten daran, sie alle auf einmal zu verkaufen.

In einem Brief vom 21. Oktober drücke ich meine Freude darüber aus, daß mein Rat befolgt wurde, allem Anschein nach gerade noch zur rechten Zeit, denn schon war die Panik eingetreten.

Während all' dieser Wochen habe ich mich oft gefragt, ob nicht eine gesetzliche Einschränkung des Aktienumsatzes angebracht wäre, und ob dieser Eingriff wohl innerhalb der Grenzen staatlicher Betätigung liege, die ich so streng innegehalten haben möchte.

Zweifellos führt die Genehmigung nominellen Kaufs, der sich für einen wirklichen Kauf ausgibt, vielfach zu großen Mißgriffen, woraus dann häufig nationales Unheil entspringt. Ich war indessen nie imstande, endgültig zu entscheiden, ob ein solcher Eingriff theoretisch berechtigt oder praktisch nützlich wäre.

Ich mußte plötzlich die Felder, die frische Luft und die schöne Umgebung von Warwickshire verlassen, um mich für einige Zeit in den verräucherten Straßen Londons aufzuhalten. Die Veranlassung dazu war folgender Brief:

Wilmingtonplatz 27, 16. Okt. 1845.

Sehr geehrter Herr!

Sie werden von morgen ab mein Bureau übernehmen und sollen dafür vier Pfund per Tag, (Ausgaben frei) also 24 Pfund wöchentlich erhalten — d. h. bis 30. November. Von diesem Termin ab werde ich neue Abmachungen treffen.

Ihr ergebener

William B. Prichard.

Ein am 30. ds. Mts. an meinen Freund Lott gerichteter Brief enthält näheres über meine neuen Pflichten.

Ich nehme an, Du hast etwas davon munkeln hören, daß wieder einmal ein zeitweiliger Wechsel in meinem unbeständigen Lebenstraum stattgefunden hat. Ich habe meine Arbeit auf dem Felde für einen einträglicheren

Posten aufgegeben, der derselben Sache dient. Meine Aufgabe ist die eines Oberaufsehers über sämtliche Angestellten, die die Pläne zu verschiedenen Eisenbahnlinien auszuführen haben, an denen Prichard Ingenieur ist. Im Augenblick sind es vier verschiedene Linien, möglicherweise wird demnächst noch eine hinzukommen. Wie Du Dir denken kannst, bin ich sehr in Anspruch genommen, und bis Ende November wird der Andrang von Arbeit voraussichtlich noch zunehmen.

Ueber den Lauf der Dinge während des Novembers wird ein nach Hause gerichteter Brief Aufschluß geben, der das Datum vom 2. Dezember trägt:

Unter großer Anstrengung wurden wir Sonntag fertig, und ich bin herzlich froh, daß wir so weit sind, denn ich habe noch nie eine so strenge Woche durchgemacht wie die letzte. Die ersten Tage war ich bis Mitternacht oder ein Uhr früh bei der Arbeit. Mittwoch kam ich erst um vier Uhr früh heim und die darauffolgenden Tage bis Sonntag (einschließlich) ging ich überhaupt nicht zu Bett. Glücklicherweise hat diese anstrengende Tätigkeit mir weiter nichts geschadet. Am Montag fühlte ich mich etwas abgespannt, aber heute bin ich schon wieder ganz auf dem Posten.

Ich glaube, die Art, wie ich die Aufsicht betrieben habe, mußte Mr. Prichard zufriedenstellen. Sir John de Beauvoir, der Vorsitzende der Direktoren, beantragte einen Gehaltszuschuß von 20 Pfund für meine Dienste.

Gegen das Ende zu wendete sich Mr. Prichard mehr und mehr an mich und handelte fast immer nach meinem Ratschlag. Als er jedoch einmal nach seinem Kopf ging — es handelte sich um die Anzahl der vorzulegenden Entwürfe — mußte er sich schließlich doch zu meiner Ansicht bekehren. Darob war er so entmutigt, daß er mir alles überließ.

Wie es scheint, legt Mr. Prichard Wert darauf, mich weiter in seinem Dienst zu behalten, denn er stellt mir sehr vorteilhafte Bedingungen. Sehr wahrscheinlich

werde ich hierbleiben, bis der Entwurf im Parlament durchgesetzt ist.

In jenen Tagen waren Briefumschläge noch nicht gebräuchlich. Man faltete die Briefe so zusammen, daß die Außenseite für die Adresse frei blieb. Dies hatte den Vorteil, daß die Briefmarke das Datum (wenn lesbar) angab. So kommt es, daß ich oft durch den Poststempel das Datum der abgesandten Briefe erkenne, auch wenn es innen nicht steht. Auf diesem Wege erfahre ich, daß ich, nachdem die Entwürfe fertiggestellt waren, einige Tage zu Hause zubrachte, um am 14. Dezember wieder in London einzutreffen.

Geblendet von dem bisherigen Erfolg seiner Sache, sah Mr. Prichard nicht ein, daß das Glück, das er im Bilden von Gesellschaften hatte, ihm keineswegs dafür bürgte, daß er ebenso glücklich in der Durchführung der geplanten Unternehmungen sein würde. Da er seit vierzig Jahren tot ist und keine Nachkommen vorhanden sind, kann ich ihn ohne Bedenken mit dem Affen in der Fabel vergleichen, der im Bestreben eine recht große Menge aus dem Fruchtglas zu greifen, die Hand so weit hineinsteckte, daß er sie nicht mehr herausziehen konnte. Hätte er sich mit einem einzigen Projekt begnügt, so hätte ihm vielleicht Erfolg gewinkt; er hatte indessen mehr angepackt, als er bewältigen konnte und sich dadurch zugrunde gerichtet. Wie es geschah, daß zwischen ihm und den Direktoren Schwierigkeiten entstanden, kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nur, daß der Abgrund sich nicht mehr überbrücken ließ. Es ward offenkundig, daß Mr. Prichard das Uebernommene nicht durchführen könne, und die Gesellschaft hatte daher das Vertrauen verloren und sich aufgelöst.

Während der Tage der großen Krise hatte ich meinen Verkehr natürlich hintansetzen müssen. Nun aber meine Stellung mich nicht mehr in dem Maße in Anspruch nahm, knüpfte ich die alten gesellschaftlichen Beziehungen wieder

an. So verlautet in einem Brief, der um die Weihnachtszeit abging, folgendes:

> Gestern abend speiste ich mit Potters, und morgen werde ich wohl wieder dort sein. Sie erzählten mir, daß Mr. Heyworth sehr interessant über unsere Reisenden in den Vereinigten Staaten Bericht erstattet hat. Sie haben Emerson gesehen, aber sie waren gar nicht entzückt von ihm. Ich habe mich nicht so sehr darüber gewundert, denn es scheint mir, daß mein Onkel nicht freigesinnt genug ist, um die Eigenart aller großer Männer zu verstehen.

Zum Verständnis dieser Stelle muß ich anführen, daß Mr. Potter, mein Onkel und Mr. Heyworth im vergangenen Sommer eine Spritztour nach Amerika unternommen hatten. Mein Onkel hielt dort Vorträge verschiedener Art, zumeist Temperenz betreffend, aber auch Anti-Sklavereivorträge. Damals gehörte noch ein gewisser Mut dazu, in diesem Punkt seine Ansicht geltend zu machen. Daß mein Onkel seine hohe Würdigung des amerikanischen Volkes etwas herabstimmte, war wohl hauptsächlich die Folge davon, daß seine Vorträge nicht die erwartete Aufnahme gefunden haben. Daß ihm Emerson hätte gefallen können, war nicht anzunehmen; denn mein Onkel beschäftigte sich fast ausschließlich mit konkreten Dingen. Weite philosophische und vollends mystische Gesichtspunkte, wie Emerson sie aphoristisch äußerte (er bekannte selbst, daß er seine Ideen nicht zusammenhängend wiedergeben könne), waren seinem Geiste fremd.

Ein weiterer Brief deutet auf eine Gesellschaft bei Mr. Chapman hin, auf den ich später noch zu sprechen kommen werde. Dort lernte ich Mr. und Mrs. William Howitt kennen, die als volkstümliche Schriftsteller Namen hatten. Ich beschrieb ihn als einen kleinen starken Mann mit dickem Kopf, der mir schon aufgefallen war, bevor ich ihn noch kannte. Sonst ist mir von ihm einzig die Bemerkung erinnerlich, daß Keats wohl ein größerer Dichter als Shelley geworden wäre, hätte er länger gelebt, eine Ansicht, in

der er recht haben mochte. Wahrscheinlich hatten ihm meine Lobeserhebungen über Shelley zu dieser Aeußerung Veranlassung gegeben, denn ich war noch immer sein begeisterter Verehrer. Dies geht auch aus einem Briefe an Lott hervor, in welchem ich meine Genugtuung darüber ausdrücke, daß er sich endlich an den Entfesselten Prometheus, meine Lieblingsdichtung, gemacht habe. Im selben Brief finde ich eine Stelle, die charakteristisch für meine Geschmacksrichtung sein dürfte:

> Ich kenne bisher Carlyles Cromwell nur aus dem, was in den Zeitschriften darüber zu lesen ist. Wie Du richtig vermutest, habe ich nicht die Absicht, mich hindurchzuarbeiten. Wenn uns Carlyle nach einer gründlichen Untersuchung des Tatbestandes versichert, daß Cromwell ein aufrichtiger Mensch war, werde ich ihm antworten, daß ich mich herzlich freue, das zu erfahren, und daß ich mich bemühen werde, für ihn einzutreten. Daß ich aber alle Wahrscheinlichkeiten prüfen soll, die ihn zu diesem Schluß geführt haben, ist etwas zu viel verlangt. Ich finde so vieles auf unserer Welt, über das sich nachdenken läßt, daß es mir unlohnend erscheint, eine ganze Woche damit zu verbringen, dem Charakter eines Mannes nachzuforschen, der seit zweihundert Jahren begraben liegt.

Ein fernerer Brief lautet:

> Ich habe eine Kritik des Werkes Kosmos in der Westminster Review gelesen und werde mir dasselbe anschaffen, sobald die schon angekündigte neue Ausgabe erschienen ist. Nach den angeführten Stellen zu urteilen, scheint mir, daß Baron Humboldt der Entwicklungstheorie zuneigt.

Diese letztere Andeutung beweist, daß ich schon ums Jahr 1845 ein Interesse an den allgemeinen Ideen der organischen Entwickelung hatte.

Einige Briefe an meinen Vater, denen ich diese Stellen entnehme, sind französisch geschrieben. Meine Abneigung gegen das Sprachstudium, welche damals in Hinton zu einem

völligen Aufgeben des Griechischen und Lateinischen geführt hatte, machte sich auch hier geltend. Ich erlangte in Hinton nur eine ziemlich mangelhafte Kenntnis der französischen Grammatik, und glaubte bisher, daß ich es dabei bewenden ließ. Indessen finde ich unter meinen Papieren die Rechnung eines Französischlehrers in Derby, die mir zeigt, daß ich mit 21 Jahren zur Zeit meines Aufenthaltes daheim während eines halben Jahres wöchentlich je eine Stunde nahm. Auch finde ich aus späterer Zeit Erwähnung von Unterricht im Französischen nach dem Hamiltonschen System, der jedoch nur kurze Zeit andauerte. Die in meiner Natur begründete Trägheit gestattete mir nur zwölf Stunden. Daneben hatte mir mein Lehrer die Lektüre leichter französischer Novellen anempfohlen, und ich las mich in der Tat so schlecht und recht durch. Die Hauptsache dabei war mir jedoch nur, den Sinn der Geschichte herauszufinden, sodaß ich über schwierige Stellen ohne weiteres hinwegglitt. Zu der Zeit nun, aus der die eben angeführten Briefe stammen, hatte ich mich wieder zeitweilig dieser Lektüre unterzogen, da ich die Absicht hatte, sobald ich die freie Zeit dazu hätte, nach Paris zu gehen. Auch ging ich von Zeit zu Zeit in ein Lesezimmer am Strand, in dem französische Zeitungen auflagen. Bis zur Unterscheidung der Artikel habe ich es im Französischen jedoch nie gebracht.

Einige meiner Briefe sind auch in der von meinem Vater erfundenen Kurzschrift verfaßt. Ich unterließ dies aber bald, da meine Mutter sich darüber beklagte, daß sie ohne Nachricht von mir bleibe, wenn mein Vater nicht gerade zu Hause sei.

Ich muß hier nochmals auf das fortdauernde Interesse zu sprechen kommen, das ich der Phrenologie entgegenbrachte. Nach und nach erschien mir die bisher angewandte Methode nicht einwandfrei. Die bloß durch das Auge und den Tastsinn betriebenen Schädeluntersuchungen schienen mir ungenügend. Das Ergebnis dieser Ueberzeugung war, daß ich einen Apparat erfand, mittels dessen man durch mechanisch ausführbare graphische Darstellung genauere Messungen erzielte.

Ich kehre zu meinen beruflichen Angelegenheiten zurück. Ein Brief vom 22. März 1846 datiert, lautet wie folgt:

> Wir werden voraussichtlich diese Woche unseren Entwurf der London-Birmingham-Strecke dem Committee on Standing Orders vorlegen. Die Warwick-Worcester-Strecke kommt erst später an die Reihe.

In Anbetracht der Tatsache, daß die Annahme oder Verweigerung dieser Entwürfe für meine Laufbahn auf eine geraume Zeit hinaus entscheidend sein sollte, ist es merkwürdig, daß mir gar keine Erinnerung an den Verlauf der Sache geblieben ist. Das Ergebnis ist jedoch klar: die Pläne wurden nicht genehmigt. Der allzugroße Andrang in allen Bureaus, die sich mit dem Ausarbeiten der Pläne befaßten, verursachte außergewöhnlich viele Unvollkommenheiten in der Ausführung. Außerdem wurden die Lithographen während des Eisenbahnfiebers so mit Arbeit überhäuft, daß auch hier unausweichlich fatale Irrtümer vorkommen mußten. Wie dem auch gewesen sein mag, Mr. Prichards Pläne wurden zurückgewiesen.

Meine Laufbahn als Zivilingenieur war somit beendet. Außer einem Ausflug, den ich mit meinen alten Ingenieurfreunden aus der Birmingham-Gloucester-Zeit im Frühjahr 1847 nach Cornwall machte, wobei sie Kontrollnivellierungen für die Central Cornish-Bahn auszuführen hatten, kam ich nie wieder in meinem Leben in Berührung mit irgendwelchem Eisenbahnprojekt.

Wäre ich ein guter Ingenieur geworden, wenn ich weiter in diesem Beruf geblieben wäre? Es ist schwer, darauf zu antworten: in mancher Beziehung ja, in anderer nicht. Nach der erfinderischen Seite hin war ich wohl zureichend begabt und doch fehlten mir viele Voraussetzungen dazu. Erstens bedarf es großer Geduld, bis man so weit ist, sich auf jedem Feld des Ingenieurwesens orientieren zu können. Da mir nun diese Geduld abgeht, hätte mir der daraus erfolgte Mangel an systematischen Kenntnissen übel

bekommen können. Wahrscheinlich wäre mir überdies meine Abneigung gegen jede mechanische Arbeit, die ja einem Ingenieur nie erspart bleibt, hinderlich gewesen. Ferner hätte ich der finanziellen Seite wohl niemals die nötige Beachtung geschenkt. Ein Haupthindernis wäre außerdem mein Mangel an Takt im Geschäftsverkehr mit Leuten, besonders aber Vorgesetzten gegenüber, gewesen. Diese Eigenschaft aber ist oft von größerer Bedeutung als die sonstige Tauglichkeit zum Beruf. Besonders im Ingenieurfach wird man einem gefälligen Menschen, auch wenn er weniger fähig ist, stets einem unangenehmen gegenüber, mag er auch noch so fähig sein, den Vorzug geben. Es ist mir jedoch in meinem ganzen Leben nie eingefallen, mich bei einem Vorgesetzten einzuschmeicheln, sondern ich habe im Gegenteil stets durch meine Kritik und die rückhaltslose Aeußerung bei Meinungsverschiedenheiten Anstoß erregt. Daß dieser Charakterzug mir häufig hinderlich gewesen wäre, unterliegt gar keinem Zweifel.

Das Schicksal hat es gütig gewollt, daß die Frage, ob ich einen guten Ingenieur abgegeben hätte oder nicht, nie entschieden wurde. Die Probe ist mir erspart geblieben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Erfindungen.

1846—1847.

Ich muß hier auf einen Brief zurückkommen, der der Zeit nach eigentlich zum vorigen Kapitel gehörte. In diesem Brief aus Leamington vom 13. Oktober 1845 stoße ich auf folgende Stelle:

> Ich häufe ängstlich alle meine Ersparnisse zusammen, damit ich mir ein Patent geben lassen kann.

Dieses so sehnlich erwünschte Patent wollte ich mir auf den Entwurf einer Art Flugapparat geben lassen. Es

war keine eigentliche Flugmaschine, sondern vielmehr eine solche, die die Fortbewegung auf dem Boden mit der Schwebefähigkeit verband. Vor einigen Monaten hatte die von einem Mr. Henson oder Hanson entworfene Flugmaschine die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. In allen Fensterauslagen sah man Abbildungen davon, ja man bedruckte sogar schon Taschentücher damit. Die Hauptidee dabei war die einer geneigten Ebene, die durch einen auf ihrem Rücken befindlichen Motor durch die Luft getrieben werden sollte. Dieselbe Idee wurde kürzlich wieder von dem berühmten amerikanischen Erfinder Edison aufgenommen. Er gedachte sie, wenn ich mich recht erinnere, anzuwenden, um explosive Geschoße auf eine gegnerische Armee zu schleudern.

Gegen diese Theorie läßt sich natürlich nichts einwenden. Ihre Anwendung dagegen ist weniger einwandfrei.

Mir schien damals, und scheint auch noch jetzt, daß keine solche Vorrichtung (gesetzt, sie wäre sonst erfolgreich) das Gewicht des Motors und des für einen längeren Flug nötigen Betriebsmaterials tragen könnte. Selbst flüssige Kohlensäure, die beim Uebergang in den Gaszustand durch Selbstabkühlung viel von ihrer Energie verliert, muß ohne Wärmezufuhr bald versagen. Bei meinem Entwurf behielt ich die Hauptidee der sich mit großer Schnelligkeit fortbewegenden geneigten Ebene bei, die durch den nach oben gerichteten Druck der von ihrer Unterfläche reflektierten Luft getragen wird. Darauf kam ich durch die Fortbewegung des Drachens, wenn er von einem laufenden Knaben durch windstille Luft gezogen wird. Meine Idee war nun, die Enden der geneigten Ebene mit Eisendraht an einem endlosen Drahtseile zu befestigen, das über Rollen geleitet werden sollte, wie man sie damals an verschiedenen Bahnstrecken in Anwendung brachte und auch jetzt noch an Straßenbahnen verwendet. Ferner schlug ich anstatt einer geneigten Ebene, die beständig heftigen Schwingungen ausgesetzt sein würde, zwei solche Ebenen vor, die sich in der Mitte treffen, wie das bei den Seitenflächen eines gutgebauten Drachen auch der Fall ist. Theoretisch muß sich ein derartiger Apparat mit

solcher Geschwindigkeit fortbewegen lassen, daß der Auftrieb der Luft ihn selbst nebst etwaigen Insassen zu tragen vermag. Die Frage war alsdann die, ob durch feststehende Maschinen, die das endlose Drahtseil in Bewegung setzen sollten, eine genügende Geschwindigkeit erzeugt werden könnte, und ob sich brauchbare Einrichtungen zum Abfahren und Niederlassen treffen ließen. Im Frühling 1846 befaßte ich mich eine zeitlang mit diesem Flugapparat. Ein Brief aus London an meine Mutter enthält folgende Stelle:

> Vorigen Samstag aß ich bei Potters mit zwei Parlamentsmitgliedern — Bright und Brotherton. Cobden sollte auch da sein, war indessen verhindert.*
>
> Auf Mr. Potters Wunsch habe ich ihm mein Flugsystem erklärt; es hat ihn angenehm überrascht. Er schien sich sehr dafür zu interessieren, ging auch gleich darauf ein, was wohl ein Versuch kosten würde, sodaß ich den Eindruck habe, er werde sich daran beteiligen.

Ich versprach Mr. Potter, die Sache im einzelnen auszuführen, und ihn das Ergebnis wissen zu lassen. In der Tat machte ich mich im Laufe des Sommers an die Berechnungen, die jedoch alle meine Hoffnungen vernichteten. Jedesmal, wenn die Maschine den Ausgangsplatz verlassen sollte, müßte sie anfangs anderweitig unterstützt werden, bis die Geschwindigkeit zureichend wäre, um einen entsprechenden Auftrieb seitens der Luft zu erzielen. Ich kam nun zu dem Schluß, daß die Stärke und demnach auch das Gewicht des Drahtseiles, das dem Apparat die erforderliche Geschwindigkeit für eine annehmbare Strecke liefern würde, allzugroß sein müßte und daß der Kostenaufwand für das jedesmalige Erzeugen einer solchen Geschwindigkeit ein geradezu unerschwinglicher sein würde. Mr. Potter schrieb mir bezüglich meiner Ergebnisse:

---

* Mr. Potters Vater war im ersten reformierten Parlament Abgeordneter von Wigan gewesen und verkehrte viel mit den Führern der Radikalen.

Ich war wirklich betrübt über den unglücklichen Ausgang Ihrer Sache, aber ich gestehe, daß die von Ihnen auseinandergesetzte Schwierigkeit auch mir unüberwindlich scheint. Sie ist so rein praktischer Natur, daß sie einem strengen Theoretiker, als den ich Sie stets angesehen habe, leicht entgehen konnte.

Auf die sonstigen Hindernisse, die meinen Plan unausführbar machten, will ich nicht näher eingehen. Bevor sich mir die obengenannte mißliche Schwierigkeit offenbarte, hatte ich schon ernstliche Versuche gemacht, das Projekt auszuführen. Mein Briefwechsel deutet darauf hin, daß ich meinen Plan einer Vergnügungsreise nach Paris gänzlich aufgegeben hatte und einige Wochen bei meinem Onkel in Hinton zubrachte; daß ich mich im Mai um eine feste Stelle an dem Standing Orders Committee bewarb, sie jedoch nicht erhielt, und daß ich eifrig Vorbereitungen zur Erlangung eines Patents betrieb.

Während der zwei Monate, da mich dies alles beschäftigte, war noch etwas anderes im Werke, das sehr wichtige Folgen nach sich ziehen sollte. Ich begann mich ernstlich zum Schreiben eines Buches vorzubereiten. Wann ich den Entschluß faßte, meine Ansichten über politische Ethik niederzulegen, ist ungewiß. Aber daß ich damals meine Lektüre nach dieser Richtung hin wählte, steht fest. Aus der damals im Entstehen begriffenen Mudiebibliothek verschaffte ich mir Bücher, die aber nicht immer zweckentsprechend waren. Denn ich schenkte den Werken über Ethik oder Politik zu wenig Aufmerksamkeit. Das hing teilweise mit meinem Mangel an Ausdauer im Lesen (ausgenommen leichtere Literatur) zusammen, was stets das Durchnehmen eines ernsten Buches von A—Z zu einer großen Schwierigkeit machte. Konnte ich nun gar mit der Grundidee des Werkes keine Fühlung gewinnen, so war es mir, wie ich in einem früheren Kapitel schon an einem Beispiel zeigte, geradezu unmöglich, mit der Lektüre desselben fortzufahren. So geschah es, daß ich systematische Werke über Politik oder Ethik, die meinem Standpunkt entgegengesetzt waren, ent-

weder gar nicht anschaute oder nur überflog und alsdann beiseite legte. Diejenigen Bücher, die ich eingehend durchnahm, waren solche, die mir illustrierendes Material zu verschaffen versprachen. Denn wenn ich auch bei vielen für einen aprioristischen Denker gelte, so wird sich doch jeder, der sich nicht a priori einen Begriff von mir gemacht hat, darüber klar werden, daß meine Ansichten, wenn sie auch nicht a posteriori entstanden sind, sich doch gewöhnlich a posteriori als wahr erwiesen haben. Dies gilt ebensowohl von meinem ersten Buch, den Social Statics als auch von meinen späteren Werken. Ich war oft halb belustigt, halb erzürnt, wenn ich mich als den Typus eines deduktiven Denkers dargestellt fand, noch dazu von einem, dessen Schlüsse keineswegs auf so zahlreiche Tatsachen gestützt waren wie die von mir vorgebrachten. Aber es gibt Menschen, die so fanatische Anhänger der induktiven Methode sind, daß sie sofort das Vertrauen zu einer induktiven Wahrheit verlieren, wenn sie zugeben müssen, daß sie sich auch deduktiv erweisen lasse.

Aber abgesehen von Erklärungen und Gründen — die hier in Betracht kommende Tatsache ist die, daß ich im Sommer 1846 anfing, mich zu meinem ersten Buch vorzubereiten, ohne mich etwa damals schon mit dem Gedanken zu tragen, den Schriftstellerberuf zu erwählen.

Ich will im Anschluß daran noch etwas über die Beweggründe bemerken, die die Veranlassung zu meinem Werke gaben. Nach gründlichem Nachdenken fand ich mich unbefriedigt von meinen früheren Briefen über The Proper Sphere of Government, nicht so sehr der darin entwickelten Schlüsse, sondern der Grundlagen wegen, auf denen sie ruhten. Die Neigung zur Zergliederung fing an, sich bei mir geltend zu machen. Was war denn das allgemeine Prinzip, das diesen Schlüssen zugrunde lag? Woher war ihre schließliche Rechtfertigung abgeleitet? Die Antworten auf diese Fragen waren mir klar geworden, und der Wunsch, sie bekannt zu machen, bewog mich zum Schreiben.

Mein Vater hat die Entstehung dieses Buches auf ganz

andere Weise erklärt. Er war ein großer Verehrer von Jonathan Dymond, einem Quäker, dem Verfasser eines ethischen Werkes: Essays on the Principles of Morality, das in der Tat sehr verdienstvoll war; aber er teilte die Annahme der Quäker wie der meisten anderen Christen, daß der kundgegebene Wille Gottes die einzige Richtschnur der Moral sei. Wie ich bei Gelegenheit der in meinem 24. Jahre gepflogenen Erörterung andeutete, hatte ich schon damals das unbestimmte Empfinden, daß in der Natur der Dinge selbst die Grundlage der Moral liegen müsse — in den Beziehungen des Einzelwesens zu der es umgebenden Welt, wie auch in den sozialen Beziehungen der Menschen untereinander.

Es scheint, daß ich mich absprechend über Dymonds Essays geäußert habe. Nach der Bestätigung eines Freundes meines Vaters soll ich so weit gegangen sein, zu sagen, daß ich mich anheischig mache, selber ein besseres Buch über das Thema zu schreiben. Mein Vater, gekränkt durch die respektlose Beurteilung eines Buches, das er so hoch stellte, soll darauf gesagt haben: So versuch es doch! — Demzufolge soll der endgültige Entschluß zu meinen Social Statics diesem sarkastischen Ansporn seitens meines Vaters entsprungen sein. Ich habe gar keine Erinnerung daran und kann auch nur vermuten, daß der Vorfall höchstens beschleunigend, nicht aber als Grundursache gewirkt hat.

Ich brachte den größten Teil des August in Derby zu, und hier geschah es, daß mich meine Berechnungen bestimmten, den kühnen Plan des Flugapparats aufzugeben, um eine andere — allerdings weniger gewagte — Sache aufzunehmen, die, wie die Ergebnisse beweisen, praktische Verwertung fand.

Es war dies eine Heftnadel, die dazu diente, verschiedene Notenblätter oder lose Bogen von Zeitschriften durch Aneinanderheften zu verbinden. Die losen Blätter werden in der Mitte auseinandergefaltet und oben und unten wird eine derartige Nadel angebracht, die sämtliche Blätter in ihrer Lage festhält, ohne irgendwelche Stiche im Papier zu

hinterlassen. Doch ich hatte große Mühe, den Artikel anzubringen. Erstens mußte ich für eine billige Herstellung der Nadeln sorgen. Nach langem Suchen fand ich einen Haken- und Oesenfabrikanten, der durch Abänderung seiner Maschine die Anfertigung mit ziemlicher Leichtigkeit zustande brachte. Dann hatte ich Unterhandlungen mit Großverkäufern einzugehen, die ihrerseits für den Absatz an Einzelverkäufer und Musikalienhandlungen sorgten. Drei Fabriken bewarben sich um den Ankauf der Erfindung. Endlich wurde die Nadel unter der Firma Ackermann & Co. (da ich meinen eigenen Namen nicht dazu hergeben wollte) in den Handel gebracht. Ich hatte noch Kartons mit Ornamenten zu zeichnen, damit man sie dem Publikum in gefälliger Form vorlegen könne. Zum leichten Anbringen der Nadeln auf den Kartons erfand ich außerdem noch einen kleinen Apparat, der viel mehr Kopfzerbrechen kostete als die Heftnadel selbst. Nachdem somit alle Schwierigkeiten überwunden waren, bewährten sich die Heftnadeln ganz zufriedenstellend. Wäre der Absatz weiterhin ein so großer gewesen wie zu Anfang, so hätte er mir ein jährliches Einkommen von siebzig Pfund gesichert. Aber schon nach einem Jahr hörte der Verkauf fast ganz auf; ich glaubte anfangs, das liege an Ackermann, der bald darauf Bankerott machte und sich erschoß. Später aber überzeugte ich mich, daß die eigentliche Schuld an der Hintansetzung dieser Erfindung das Publikum trug, mit seinem unsinnigen Wunsch, immer nach dem neuesten zu verlangen, auch wenn das Alte an Zweckmäßigkeit die Neuerung übertrifft.

Hätte ich nicht unter meinen Papieren Aufzeichnungen über eine Spekulation gefunden, die in diese Zeit fiel, so wäre sie unerwähnt geblieben. Ich hatte mit meinem Freunde Jackson oft über Kunst gesprochen. Unsere gemeinsamen Besuche in den Gemäldegallerien gaben Veranlassung zur Beurteilung von Bildern, und einmal kamen wir auf ein verwandtes Gebiet zu sprechen. Wir übten Kritik an den gebräuchlichen Dekorationen und kamen darin überein, daß hier so manches Unkünstlerische zu finden sei. Wäre es

nicht möglich, fragten wir uns, gewerblich Zeichnungen für Webereien zu entwerfen, zum Bedrucken und Einweben ebensowohl wie für Papiertapeten? Könnte man nicht zu diesem Zweck eine methodische Benützung von Bestandteilen von Zeichnungen einführen, dergestalt, daß verhältnismäßig wenige Ideen durch Kombination zu sehr verschiedenen Mustern führen würden? Könnten sich nicht Zeichner unter geeigneter Leitung mit Leichtigkeit so eine Art geistigen Kaleidoskops zunutze machen? Ich hatte bereits einzelnes in Bezug auf diesen Plan ausgearbeitet, die Sache blieb aber ein Augenblicksplan, den ich hier nur nenne, weil er der indirekte Anlaß zu einem wertvolleren Gedanken war, nämlich dem der Farbennomenklatur. Ich hatte, um die Farbennüancen in bestimmter Reihenfolge anzugeben, ein ähnliches Namenregister vorgeschlagen, wie es bei der Windrose zur Bezeichnung der Himmelsrichtungen angewandt wird. Die Nüancen sollten demnach z. B. heißen: rot, rot-bläulich, rot-rot-blau, rot-blau-rötlich, rotblau (purpur); blau-rot-bläulich, blau-rot-blau, blau-rötlich, blau. Ebenso können auch die Zwischentöne von Blau zu Gelb oder Gelb zu Rot bezeichnet werden. Ich finde in einem aufbewahrten Diagramm solcherweise vierundzwanzig Farbenabstufungen verzeichnet. Wo noch größere Genauigkeit erforderlich ist, kann die Methode auch auf Zwischenbezeichnungen erweitert werden, so z. B.: rot-rot-blau-halb-blau, das die in der Mitte liegende Färbung von rot-rot-blau und rot-blau-rötlich bezeichnet. Natürlich sind diese Bezeichnungen nur auf die Grundfarben und deren Mischungen anwendbar; indessen könnte man die Nomenklatur durch Benützung von Zahlen für jeden Zwischenton erweitern: 1, 2, 3 würde die Verhältnisse der zum Dämpfen der Grundfarbe hinzugesetzten neutralen Töne bezeichnen.

Eine solche Nomenklatur würde, glaube ich, sehr angebracht sein. Noch jetzt werden von Verkäufern und Ladenfräulein die Namenbezeichnungen oft chaotisch durcheinander gewürfelt. Wie oft wird violett mit purpur verwechselt, um nur ein Beispiel zu nennen. Wie im Verkauf in dieser Beziehung grobe Irrtümer vorkommen, so auch im ge-

wöhnlichen Leben. Man lernt die Farben nicht genau unterscheiden. Nach dem eben entwickelten Verfahren wäre dies ein Leichtes, wenn die Menschen von früh auf dazu erzogen wären. Ebenso wie man im Zeichenunterricht den Formensinn entwickelt, müßte man das Auge zur genauen Unterscheidung der Farben heranbilden.

Im vorletzten Abschnitt erwähnte ich meine Abwesenheit von London. Ein Brief vom 30. Oktober an meinen Vater besagt, daß die Reise Potters galt, die ihre ungesunde Londoner Wohnung mit einem Landsitz in Gayton Hall in der Nähe von Roß vertauscht hatten. Mrs. Potter war sehr zart und das trockene Klima des malerischen Wye-Tals war ihr als Winteraufenthalt anempfohlen worden. Hier hatte ich eine gute Zeit, wie die Amerikaner sagen. Der Ort war 14 Meilen von Gloucester entfernt, wo wir von Zeit zu Zeit hinfuhren. Mr. Potter hatte, glaube ich, dieser Fahrten halber ein Tandem kommen lassen, auf dem wir einigemale — nicht immer ganz unbeschadet — fuhren. Einmal machten wir einen Ritt nach der Schloßruine Goodrich. Ungeübt im Reiten wie ich war, zahlte ich am nächsten Tag den gewöhnlichen Tribut dafür. Ein andermal begleitete ich Mr. Potter auf einem Streifzug nach dem angrenzenden Gut. Wir waren mit Flinten bewaffnet; da aber auf dem Besitztum kein Hüter war, gab es kein Vogelwild. Dann erinnere ich mich, daß wir bei Mr. Herbert, dem Kreisrichter von Roß, zu Gaste waren, einem Herrn, mit dem ich beinahe eine Generation später bei einem Billardspiel in London eine Wiedererkennungsszene feierte. Was aber meine Haupterinnerung ausmacht, das sind die langen Erörterungen, die ich oft mit Mrs. Potter führte, die mir im Beweisführen nicht nachstand. Gelegentlich saßen wir abends so lange debattierend zusammen, daß Mr. Potter, der hauptsächlich die Rolle des Zuhörers spielte, sich verzweifelt zu Bett begab, während wir unsere zu keinem Ende führenden Diskussionen fortsetzten.

Ich habe diesen Aufenthalt aus dem Grunde erwähnt, weil es der erste Besuch bei Potters auf dem Lande war,

und ich mich am besten daran erinnere. Während vierzig Jahren war ich hernach alljährlich dort zu Gast.

Weshalb ich mich von Gayton nach Derby wandte, weiß ich nicht mehr. Mein kurzer Aufenthalt dort veranlaßte folgenden Brief meines Vaters an meinen Onkel:

Ich zeigte Herbert, daß ich eigentlich ziemlich enttäuscht war von den Ansichten, die er von Emerson angenommen zu haben scheint. Er begehrte jedoch nicht auf und zeigte sich überhaupt viel weniger dogmatisch als früher bei solcher Gelegenheit. Ich hoffe, daß, wenn erst sein stolzer Geist ein wenig gezähmt sein wird, er unseren Glaubensbeweisen auch größeren Wert beimessen wird. Wie erträgst Du solche Angriffe? Mich nehmen sie furchtbar mit. Er hatte kürzlich mit Mr. Mason (einem Dissenter-Geistlichen) eine Diskussion, und Herbert hat in Anbetracht Mr. Masons demütigender Art seine Ruhe in erstaunlicher Weise bewahrt.

Der einzige Punkt, auf den einzugehen mir notwendig erscheint, ist der vermeintliche Einfluß Emersons, den mein Vater entschieden überschätzt hat. Meine rationalistischen Ueberzeugungen festigten sich von Jahr zu Jahr, da ich immer mehr die mangelnde Uebereinstimmung zwischen der Bibel und der natürlichen Ordnung der Dinge beobachtete. Schriften wie die Emersons und Carlyles vermochten nur meine eigene Ueberzeugung unter einem anderen Gesichtswinkel zu beleuchten.

Ich brachte noch die letzten Tage des Jahres 1846 und den darauffolgenden Frühling in meiner alten Londoner Wohnung, Lloydstraße 2 zu. Eine Reihe von Briefauszügen soll hier einigen Aufschluß über meine verschiedenen Beschäftigungen geben.

Seit gestern erst berechtigte mich meine Erfindung (zum Heben von Wasser) zu Hoffnungen. Eben ist sie patentiert worden. Die eingetragene Nummer fiel auf den 11. ultimo. Clarke, Freeman und Varley sind In-

haber des Patents, und meine Erfindung hat unter vielen anderen Platz gefunden.

Potters sind noch nicht aus Liverpool zurückgekehrt. Während einer ganzen Woche habe ich keinen Freund gesprochen.

An meinen Vater schrieb ich Ende Dezember:

Die Hobelaffäre macht Fortschritte . . . Jackson hat sich endlich entschlossen, daran teilzunehmen. Wir sind gerade im Begriff, die Zeichnung zu entwerfen.

In der laufenden Nummer des Nonconformist erscheint mein Artikel Justice before Generosity. Da Miall verreist ist, brachten sie mich dazu, für ihn zu schreiben.

Fast gleichzeitig mit diesem Ausflug in das Gebiet der politischen Literatur unternahm ich auch einen in die wissenschaftliche Sphäre. Dies geschah im Januar oder Februar 1847. Es war ein Essay über die Gestaltung der Erde, worin ich nachzuweisen suchte, daß, so groß auch die Wahrscheinlichkeit sei, daß der Urzustand der Erde ein flüssiger war, der Beweisgrund ihrer abgeplatteten Form doch kein stichhaltiger sei. Ich veröffentlichte den Essay im Märzheft des Philosophical Magazine.

Ein Brief vom 21. Februar erwähnt, daß ich den Plan zu einer Hobelmaschine wieder aufgenommen hatte. In einem andern Brief, vom 10. März heißt es dann:

Wir sind dabei, uns um das Patent zu bemühen. Freund Bishopp — ein ganz unvoreingenommener Richter (er ist an der B.Gl.-Bahn Lokomotivingenieur gewesen) — hält den Plan für sehr gut ausführbar. Wir wollen deshalb keinen weiteren Aufschub riskieren. Wir beabsichtigen, eine Maschine in normaler Größe bauen zu lassen, bevor wir sie zur Eintragung anmelden.

Ein Briefabschnitt vom 11. April besagt:

Ich habe nun schon ziemlich viel Stoff zu meiner Moralphilosophie gesammelt, und es beginnt mächtig in mir zu gären. Sobald ich heimkomme, werde ich vieles niederschreiben. Unter anderen Hilfsmitteln zu einem

guten Stil habe ich eine Art Wörterbuch von anzuführenden Beispielen, Redefiguren und Vergleichen angelegt (von dem ich aber nie den geringsten Gebrauch gemacht habe).

Mitte Mai ging ich, im Besitze meines Patents und der Entwürfe, nach Derby, um die Maschine dort anfertigen zu lassen.

Inzwischen bot sich mir wieder Gelegenheit, mich politisch zu betätigen. In Derby sollte eine örtliche Wahl stattfinden. Ich dachte an Mr. Lawrence Heyworth und schlug ihn einigen führenden Liberalen vor. Auch bemühte ich mich um Unterschriften. Obschon der Vorschlag ziemlich viel Anklang fand, hatte er vorderhand keine Folgen. Als aber kurz darauf eine allgemeine Wahl stattfand, hatte dieses geringfügige Dazwischentreten meinerseits seine Wirkung. Inzwischen waren Mr. Heyworths Ansichten bekannt geworden und ich wurde eines schönen Tages von den Führern der liberalen Partei aufgefordert, telegraphisch bei ihm anzufragen, ob er eine Deputation empfangen wolle. Er antwortete bejahend, und kandidierte für eine Reihe von Jahren als Abgeordneter von Derby.

Auch in anderer Richtung ließ ich mich von meinem Vorhaben ablenken. Während mein Vater auf seiner Ferienreise war, schrieb ich ihm am 11. Juli:

> Meine Einsamkeit regt mich zum Schreiben an. Ich mache jedoch keine großen Fortschritte, weil ich in Bezug auf den Stil einen guten Anfang machen möchte.

Mein Hauptaugenmerk aber war natürlich auf die Ausführung der geplanten Hobelmaschine gerichtet. Ich begegnete verschiedenen Schwierigkeiten, die alle überwunden wurden, und ertrug eintretende Verzögerungen mit Geduld. Ich will hier versuchen, ein Bild von meiner Maschine zu geben. Man stelle einen gewöhnlichen Teller auf den Tisch und nehme an, der Tisch habe ein rundes Loch, durch welches der Teller durchfallen kann, sodaß nur die Kante ringsum auf den Tisch gestützt bleibt. Man nehme ferner an, daß

der irdene Teller durch einen Stahlteller ersetzt wird, der eine scharfe Kante statt eines breiten Randes hat und beinahe flach — d. h. eher plattenförmig ist. Eine solche Stahlplatte also — in viel größerem Maßstab als ein Teller — ist an einer senkrechten Achse angebracht, die ober- und unterhalb des Tisches hervorsteht. Wird nun diese Achse in Bewegung gesetzt, so wird sich der Stahlteller mit großer Geschwindigkeit drehen. Wird alsdann ein Brett auf einer Seite der Achse gegen den Teller gedrückt, sodaß es die scharfe Kante berührt, so wird ein Span abgehobelt werden, der durch die Spalte zwischen Tellerkante und Tischoberfläche durchfallen muß. Offenbar wird ein Span leichter von einem Brett weggehobelt werden, wenn dies gegen eine sich drehende, als gegen eine stillstehende Schneide gepreßt wird.

Während der Monate Juli und August machte das Unternehmen erfreuliche Fortschritte — dann wurde es auf ganz unerwartete Weise abgebrochen. Jackson nahm an der Ausführung der Erfindung teil und hatte auch einen Beitrag zur Deckung der Kosten für das Patent bezahlt — es waren 150 Pfund, wenn ich nicht irre. Nun schrieb er mir plötzlich Ende August, er habe ein Anerbieten als Zivilingenieur nach Indien bekommen und es angenommen. Ich stellte ihn brieflich darüber zur Rede, er antwortete, es täte ihm leid — der Schritt sei aber getan und daran wäre nichts mehr zu ändern.

So endete das Unternehmen, denn ich war nicht imstande, auf eigene Faust vorzugehen. Weder meine Mittel noch meine Energie wären zureichend gewesen. Sehr wahrscheinlich war aber diese anscheinende Katastrophe ein verborgener Segen. Gesetzt den Fall, ich hätte auch die technischen Schwierigkeiten überwunden, so wären die vielen geschäftlichen übrig geblieben. Nun ich größere Erfahrung in Bezug auf Menschen und Dinge habe, muß ich annehmen, daß die letzteren unüberwindlich gewesen wären.

Eine Begebenheit, obwohl sie einige Monate weiter zurückliegt, soll nicht unerwähnt bleiben. Es war dies meine

erste Bergtour, die wir zu viert unternahmen: Lott, dessen späterer Schwager Lingard, Fuller, ebenfalls ein Freund, und ich. Mir wird stets die Erinnerung an das Entzücken bleiben, das ich beim Anblick der Berge vom Loch Lomond aus empfand und an das zwischen Grauen und Ehrfurcht pendelnde Gefühl, das mich erfüllte, als wir an den steilen schroffen Steinmassen vorbeifuhren. Die einzige bemerkenswerte Bergtour war die Besteigung des Ben Nevis und zwar deshalb, weil wir hierbei ein physiologisches Experiment machten, das sich in Verbindung mit einem vor drei Jahren beobachteten, als recht lehrreich erwies.

Unser Ausgangspunkt war Fort William. Als wir uns dem Gipfel des Berges näherten, machte uns unser Führer auf einen Zug Ponies und Fußgänger aufmerksam, der von Bannavie herauf kam. Er bedeutete uns, es wäre Prinz Waldemar mit seinem Gefolge. Nachdem wir schon eine Zeitlang oben waren und uns an der Aussicht erfreut hatten, bald auf diese, bald auf jene Seite gingen, je nach der Aussicht, die uns die Wolken frei ließen, kamen auch die fremden Besucher auf der Spitze an. Prinz Waldemar, ein hübscher munter dreinschauender Herr, hatte in seinem Gefolge zwei Herren, an die ich mich gut erinnere, einen Grafen Oriola und — wie merkwürdig — einen Baron Münchhausen — so wenigstens verstanden wir die Namen. Als sie ihr Frühstück ausgepackt hatten, forderten sie uns gastlich auf, teilzunehmen. Wir hatten zwar bereits unsere belegten Brötchen verzehrt und während des Aufstiegs zu fünft mit dem Führer eine Flasche Whisky geleert. Dennoch waren wir nicht ganz abgeneigt, ein Glas Wein anzunehmen.

Der obere Teil des Ben Nevis besteht aus einem langen mit kleineren Felsen bedeckten Abhange, der, wie es solche Felstrümmer bedingen, in eine schroffe Spitze zuläuft. Als wir den Abstieg antraten, fand ich, daß mir das Gehen ganz ungewöhnlich leicht wurde. Ich sprang mit einer Sicherheit von Felsen zu Felsen, daß ich selber ganz erstaunt darüber war. Es lag hier offenbar eine gesteigerte Bewegungs- und Wahrnehmungsfähigkeit vor.

Als ich später darüber nachdachte, fiel mir ein anderer paralleler Fall aus meiner Ingenieurzeit ein. Ich erwähnte im vorigen Kapitel meine Probenivellierungen zu dem geplanten Bahnbau. Den ganzen Tag war ich rastlos bei der Arbeit gewesen und suchte am Abend noch vor einbrechender Dunkelheit einen Merkstein zu erreichen. Ob mir dies gelänge, schien schon sehr zweifelhaft. Als wir eine Chaussee mit einer nahegelegenen Schenke kreuzten, kehrte ich ein, um ein Glas Bier zu trinken, da ich äußerst durstig war. Mein Durst war jedoch noch nicht gestillt — ich trank ein zweites. Als ich nun zu meinem Nivellieren zurückkehrte, war ich ganz verblüfft, mit welcher Leichtigkeit es von statten ging. Ein oder zwei Bewegungen des Nivellierapparats und die Wasserblase stand richtig, und eine leichte Drehung an den Stellschrauben machte die Wageſtellung vollkommen — wie durch Zauberhand.

Es liegen hier zwei ungleiche Fälle vor, die nur darin eine Analogie aufweisen, daß eine beträchtliche Menge Alkohol während oder nach großer körperlicher Anstrengung eingenommen wurde. Nun hat Alkohol zwei physiologische Wirkungen. Zuerst reizt er das Nervensystem und steigert somit in hohem Maße die Fähigkeiten. Dann aber behindert er den Gasaustausch der Lunge und wirkt somit hemmend auf die funktionelle Tätigkeit. Da nun meine Atmungsorgane etwas zu wünschen übrig lassen, indem der Gasaustausch bei mir zu langsam vor sich geht, wirkt in der Regel Alkohol nur beruhigend auf mich: die wohltätige Wirkung auf das Nervensystem wird durch die gegenteilige Wirkung auf das Atmungssystem ausgeglichen. Aber in den genannten Fällen, wo die dauernde Anstrengung eine allzuschnelle Tätigkeit der Lungen erfordert hatte, wurde die aus der Reizung des Gehirns hervorgegangene Erregung nicht durch die verminderte Sauerstoffaufnahme des Blutes aufgehoben. Der Oxydationsprozeß war vorher in so gesteigertem Maße vor sich gegangen, daß ihre Abschwächung nicht gleicherweise wie im Normalzustand hemmend auf die Lebenskräfte wirkte. Nachdem wir uns dergestalt über die verschiedenartige Wirkung des Alkohols je

nach den Verhältnissen klargeworden sind, können wir auch begreifen, weshalb der Alkohol auf viele anregend, auf andere dagegen erschlaffend wirkt; und warum bei denen der ersten Klasse ein gewisses Quantum Anregung hervorruft, ein weiteres aber Erschlaffung.

Die zweite Septemberwoche fand mich wieder in London. Zweck meiner Reise war, Jackson noch vor seiner Abreise nach Indien zu sehen und einige schwebende Geschäftsangelegenheiten zu erledigen. Aus meinem Entwurf zu einer Schreibmaschine war nie etwas geworden und ich pflog nun Unterhandlungen bezüglich weiterer Erfindungen. Meine übrige Zeit brachte ich in der Bibliothek des Britischen Museums zu, wo ich Material zu meinem Buche sammelte. Es scheint, daß ich fortgesetzt daran schrieb. Ich schickte meinem Vater die Einleitung ein, um sein Urteil darüber zu hören.

Das tägliche Leben, wie ich es hier führte, war indessen gar nicht nach meinem Geschmack. Während der letzten anderthalb Jahre hatten mich beständig Pläne in Anspruch genommen, hatten nicht nur Zeit, sondern auch Kraft und Geld geraubt und ich mußte mir sagen, daß dies alles umsonst gewesen war. Was mir meine Heftnadel einbrachte, genügte kaum, um meinen Kostenanteil an dem Patent für die Hobelmaschine zu decken. Die Erfahrungen, die ich mit meinen Erfindungen machte, bleiben wohl kaum jemand erspart, der durch Erfindungen Geld zu erwerben sucht. Es ist wohl nicht zu wenig gesagt, wenn man auf fünfzig Nieten einen Treffer macht.

Ich muß hier noch eine Episode einfügen, die in Verbindung mit meinem Onkel Thomas steht. Er hatte schon längst den Wunsch, sich von seinem Pfarramt in Hinton loszusagen, um sich durch öffentliche Vorträge einen weiteren Wirkungskreis zu schaffen. Der endgültige und entscheidende Anstoß dazu war der Einbruch von Dieben in die Pfarrei. Daß ihm nach zwanzigjähriger Wirksamkeit so etwas zustoßen sollte, fand er unerhört, wenn er auch gar keinen

Beweis dafür hatte, daß die Diebe seiner Pfarrgemeinde angehörten. Trotz einer eindringlichen Fürbitte seitens der Gemeinde blieb sein Entschluß fest; diese Krisis brachte mich nach Hinton, wo mein Onkel meinem Vater gegenüber den Wunsch äußerte, ich solle bis zu seinem Wegzug bei ihm bleiben, da ich ihm mit Rat und Tat sehr nützlich beistehen könne.

Den Winter brachte ich daheim in Derby zu. Ich arbeitete an meinem Werk, ging, wenn das Wetter es erlaubte, spazieren, und im Gehen beschäftigten sich meine Gedanken mit den Gegenständen, über die ich gerade schrieb. Die Abende brachte ich oft bei Lott zu, oder ich besuchte die literarischen und wissenschaftlichen Zusammenkünfte. Einige Vorlesungen wurden besucht, und hie und da spielte ich auch eine Partie Schach.

Außer der Ernennung Mr. Heyworths zum Abgeordneten für Derby geschah den Winter und Frühling über nichts Nennenswertes.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Unschlüssigkeit.

1848.

Was sollte nun geschehen? Ich war bereits 28 Jahre alt und seit meinem 21. stets hin und her geworfen worden, ohne ein festes Ufer zu gewinnen! Halb war ich selbst daran schuld, dann hatten mir die äußeren Umstände so mitgespielt, daß meine Bemühungen sämtlich scheiterten.

Schon hatte ich als letzte Rettung an Auswanderung gedacht, wie ein Brief vom 10. April beweist:

> Mr. Potter hat mir so oft Neu-Seelands Lob gesungen, als er vorigesmal in Derby war, (um Stimmen für Mr. Heyworth zu werben), daß ich geneigt bin, dort mein Heil zu versuchen. Es ist augenblicklich so schwer,

sein Glück hier in England zu machen, daß ich eher auf alles andere einginge, als noch länger auf eine Wendung der Dinge zu warten. Ich gestehe allerdings, daß es mich sehr große Ueberwindung kosten würde, die zivilisierte Welt zu verlassen — umsomehr als ich die Befähigung in mir fühle, durch meine Anwesenheit nützlich wirken zu können.

Ein anderer Gedanke, der erwogen wurde, war der, zum Lehrerberuf zurückzukehren. Vor Jahren hatte ein Dr. Heldenmaier in der Nähe von Derby ein Institut nach Pestalozzischen Grundsätzen gegründet — eine Art englischen Hofwyls. Sollte es nicht auch meinem Vater und mir gelingen, eine nach fortschrittlichen Grundsätzen zu leitende Erziehungsanstalt ins Leben zu rufen? Die Sprachen müßten, so dachten wir, von Hilfslehrern unterrichtet werden, während wir die wissenschaftlichen Fächer, wie Mathematik, Physik, Chemie und Astronomie selber lehren könnten. Unsere Ideen über Pädagogik waren völlig übereinstimmend, und an Darstellungsgabe hätte es uns beiden sicherlich nicht gefehlt.

Mein Onkel, der sich nun in Bath niedergelassen hatte, bestimmte mich, dorthin zu fahren. Einerseits sollte ich dort meine mathematischen Kenntnisse auffrischen, andrerseits mich nach einem passenden Ort für eine derartige Anstalt umsehen. Berichte, die ich von dort aus heimsandte, lauten jedoch ganz entmutigend. Die Bevölkerung von Bath bestehe, hieß es, aus lauter zurückgezogenen Anglo-Indiern, Offizieren a. D. und den Witwen und Kindern von solchen. Somit sei diese Gegend nichts für unsern Plan. Bald kamen wir überein, daß das Unternehmen überhaupt ein verfehltes sei, und gaben es auf.

Das Shakespearesche Wort, daß wir die Blume Sicherheit aus den Nesseln der Gefahr pflücken müssen, ist sicher kein leerer Wahn. An meinem Onkel hat es sich bitter bewährt. Er, der nie Gelegenheit gehabt hatte, kleine finanzielle Wagnisse am eigenen Leibe zu erproben, rannte un-

versehens in ein großes hinein. Als er seine Pfründe aufgab, beschloß er, sein Kapital, das er bislang zu drei Prozent angelegt hatte, besser zu verwerten. Er kaufte eine große Menge Aktien der Süd-Wales-Bahn, die zu der Zeit auf einer sicheren kommerziellen Grundlage zu ruhen schien und fünf Prozent Zinsen garantierte. Leider erfuhr ich diesen Schritt meines Onkels zu spät; ich war mit der finanziellen Sicherheit solcher Unternehmungen zur Zeit des Eisenbahnfiebers genügend vertraut, um die Unmöglichkeit der genannten Verzinsung einzusehen. Meine Befürchtungen bewahrheiteten sich auch bald, denn mein Onkel mußte einen großen Teil seiner Aktien weit unter dem Ankaufspreis verkaufen, um die Forderungen für den Rest decken zu können.

Mitte Mai wandte ich mich nach London, einesteils um für meinen Onkel Erkundigungen bei der Süd-Wales-Gesellschaft einzuziehen; der Hauptgrund meiner Reise aber war entschieden, irgendwelche Beschäftigung zu suchen. Die Zeit der Eisenbahnunternehmungen war nun vorbei, und eine weitere Tätigkeit als Ingenieur fiel fast ganz außer Betracht. Die einzige Möglichkeit war eine schriftstellerische Betätigung. In einem nach Hause gerichteten Brief vom 22. Mai gebe ich meine verschiedenen Aussichten an. Die wichtigste Stelle lautet:

> Onkel Thomas hat mir einen Brief an Mr. Wilson, den Herausgeber des Economist mitgegeben. Dieser behandelte mich sehr zuvorkommend und lud mich auf Samstag zum Tee ein. Ich traf dort eine sehr interessante Französin — eine Komtesse de Brunetière — die Tochter von Tallien, einer der hervorragendsten Persönlichkeiten der ersten französischen Revolution. Sie steht in intimem Verkehr mit allen führenden Politikern von Paris und erzählte uns allerlei merkwürdige Einzelheiten der letzten Ereignisse. Mr. Wilson sagte uns, daß sie die Hauptvorfälle der letzten Revolution schon zwei Monate vor ihrem Eintreten vorausgesehen hatte.

Mr. Wilson, der ursprünglich Kaufmann war, hatte sich unter sehr erschwerenden Umständen zum Herausgeber

und Verleger des Economist emporgearbeitet, ein anfangs für die Propaganda der Kornzoll-Gesetz-Liga eintretendes Blatt; mit den leitenden Männern der Bewegung war er dadurch in enge Beziehung getreten. Auch hatte er ein Werk über den Einfluß der Korngesetze geschrieben. Wie sein eigentlicher Eintritt in die literarische Laufbahn vor sich ging, kann ich nicht sagen. Jedenfalls aber war Mr. Wilson unermüdlich an seiner Zeitschrift tätig. Durch seine Kenntnisse in geschäftlichen Dingen, seine schriftstellerische Fähigkeit und seine große Erfahrung in Handels- und Finanzangelegenheiten hatte er seine Zeitschrift bald zum Organ der Handelswelt gemacht. In verhältnismäßig kurzer Zeit erwarb er sich ein beträchtliches Vermögen. Inzwischen war er zum Parlamentsmitglied gewählt worden. Außerdem versah er die Stelle eines Sekretärs der India Board oder Board of Control — einem Regierungsamt, dem die Aufsicht über die damals noch bestehende Ostindische Kompanie oblag. So war er rasch durch eigene Kraft und Energie zu einer einflußreichen Stellung gelangt. Ueber einen Besuch, den ich drei Wochen später bei ihm machte, schrieb ich folgendes nach Hause:

> Heute früh hatte ich eine lange Unterredung mit Mr. Wilson, der mir viel Teilnahme bewies. Er fragte mich, ob mir eine Unterredakteurstelle an einem Londoner Wochenblatt zusagen würde. Ich vermute, er hatte den Economist im Auge. Er bat mich um meine Adresse und versprach mir zu schreiben, sobald sich die Möglichkeit einer Anstellung bieten sollte.

Bei passender Gelegenheit übergab ich Mr. Wilson ein Exemplar meiner Flugschrift über The Proper Sphere of Government, mit dessen Inhalt er sich in der Hauptsache einverstanden erklärte, wenn ihm auch einige Abänderungen nötig erschienen.

Der Juni fand mich wieder zu Hause, eine Rückkehr zu meinem ertragslosen Leben, ertragslos im pekuniären Sinne. Ich hatte mich zwar zu einem Leitartikel wöchentlich

für das neue obenerwähnte Blatt verpflichtet, das unter dem anmaßenden Titel The Standard of Freedom herauskommen sollte; aber es war noch nicht vom Stapel gelassen, und wäre dies auch der Fall gewesen, so hätte der Ertrag für einen Artikel wöchentlich doch nicht gereicht, um meinen Unterhalt in London zu bestreiten.

Ich steuerte — eine Tatsache, die mir gänzlich entfallen war — nach Erscheinen des Blattes einige Artikel bei. Der eine, Tu quoque, fand großen Beifall bei meinem Onkel. Diese Beiträge jedoch kosteten mich keinen großen Zeitaufwand. Ich widmete nun Zeit und Gedanken fast ausschließlich meinem Buche. Während meiner Spaziergänge war ich tief in Gedanken über das eine oder andere Kapitel versunken. Die anhaltende geistige Anstrengung, die ich mir damals zumutete, blieb nicht ohne Folgen. Störungen nervöser Art, die später eintraten, waren zum Teil darauf zurückzuführen. Der Widerwille, meine Aufmerksamkeit längere Zeit einem bestimmten Gegenstand zuzuwenden, entspringt möglicherweise der Tatsache, daß mein Nervensystem schneller einer Ausspannung nachgibt, als das anderer. Ebenso war meine Abneigung gegen alles Eintönige physiologisch begründet. Meinem Gefäßsystem mangelte eine gewisse Spannkraft. Die Gefäße verlieren bei Anstrengung zu schnell ihre normale Zusammenziehbarkeit und der Ersatz der Nervenkraft gleicht deren Verbrauch nicht aus.

Jackson war inzwischen aus Indien zurückgekehrt, vermutlich weil das Unternehmen, in dessen Dienst er stand, fehlgeschlagen war. Ich finde aus dieser Zeit einen Brief von ihm, worin er mir bittere Vorwürfe macht, daß ich es noch nicht weiter gebracht habe, da doch meine Fähigkeiten keineswegs geringere seien, als die anderer junger Leute. Er schiebt die Schuld auf meine Rücksichtslosigkeit, die auf Schritt und Tritt wertvolle Beziehungen zunichte mache. Als ich die Selbstkritik am Schlusse des 21. Kapitels diktierte, wußte ich von dem Vorhandensein dieses Briefes nichts mehr. Die auffallende Uebereinstimmung der Selbst-

kritik eines Menschen mit der Kritik seines vertrautesten Freundes ist der beste Beweis für ihre Richtigkeit.

Endlich, nach fünf Monate langer Ungewißheit, erhielt ich ein willkommenes Anerbieten. Ich hatte bereits so viele Enttäuschungen erlebt, daß ich auf alles gefaßt war. Es liegt nicht in meiner Natur, himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt zu sein, und ich empfing mit meinem gewöhnlichen Gleichmut folgenden Brief:

Fontainville, Westbury, Wilts,
15. November 1848.

Sehr geehrter Herr!

Im Besitze Ihres Schreibens vom 13. ds. Mts. teile ich Ihnen mit, daß am Economist die Stelle des zweiten Redakteurs frei geworden ist. Sie erfordert ständige Anwesenheit im Bureau, dagegen keine schweren Pflichten. Sie würden ein Zimmer zu Ihrer Verfügung haben. Es bliebe Ihnen genügend Muße, um irgend eine andere Arbeit daneben zu betreiben, z. B. ein Buch druckfertig zu machen, namentlich in der Zeit von Freitag abend bis Mittwoch der nächsten Woche. Für den Anfang beträgt das Honorar hundert Guineen im Jahr. Wenn Sie geneigt wären, in dem zum Bureau gehörigen Anbau zu wohnen, so würden Sie ein Schlafzimmer und Bedienung frei haben. Der Bote wohnt mit seiner Frau dort, und ich pflegte, wenn meine Familie auf dem Lande war, auch dort zu schlafen.

Wenn Sie Leitartikel beitragen können, wird ein entsprechender Zuschuß gewährt.

Die Stelle ist schon einige Zeit frei, (sie ist vorübergehend besetzt) und da ich ungefähr siebzig Anfragen habe, die alle noch nicht beantwortet sind, bitte ich Sie, umgehend Bescheid zu geben, ob Sie geneigt sind, die Stelle anzunehmen. Ich werde alsdann eine Zeit für Sie bestimmen, zu welcher wir uns in der Stadt treffen wollen.

Hochachtungsvoll ergebenst

James Wilson.

H. Spencer, Esq.

Das angebotene Gehalt war zwar gering, aber die leichte Arbeit und die viele freie Zeit, die mir Mr. Wilson in Aussicht stellte, waren nicht zu verkennende Vorzüge. Würden die genannten Bedingungen nicht für meine Privatarbeit sehr förderlich sein? Ich hatte keinen Grund zu Bedenken und antwortete daher sofort bejahend.

So war endlich dem anscheinend wertlosen Teil meines Lebens ein Ende gemacht. Vom 21. bis zum 28. Jahre war meine Zeit ohne jede größere materielle Errungenschaft dahingegangen — vielleicht aber war sie in anderer Beziehung nicht wertlos. Seit meinem 17. Jahr stand ich in wechselnden Verbindungen mit Menschen und Dingen. Meine erste Ingenieurperiode hatte ich mit Messungen und Nivellierungen, Zeichnungsentwürfen zu Eisenbahnarbeiten und dergleichen zugebracht, wobei ich auch die Stelle eines Sekretärs und Unteringenieurs bekleidete. Dann kam die Zeit der Pläneschmiederei und Experimente auf mechanischem, chemischem und elektrotechnischem Gebiete; und die Zeit meiner künstlerischen Versuche im Zeichnen, Modellieren und in der Musik, auch trieb ich etwas Naturgeschichte: es war die Zeit meiner politischen Tätigkeit, und des Strebens nach schriftstellerischer Betätigung. Sodann folgte meine zweite Ingenieurperiode, während der ich mit dem Eisenbahnbau enger vertraut wurde; hier lag mir schon ob, Angestellte zu beaufsichtigen und die Leitung ihrer Arbeiten zu übernehmen; Hand in Hand mit der Zunahme meiner technischen Erfahrung ging die Zunahme an Menschenkenntnis. Darauf folgte die Zeit der Erfindungen, — die größtenteils ohne Erfolg blieben. Hier sammelte ich — abgesehen von den neuerworbenen physikalischen Kenntnissen — Lebenserfahrung. Die Schwankungen, denen ich bis zu meiner festen Anstellung ausgesetzt war, gingen nicht spurlos an mir vorüber. Kurz und gut, ich hatte mehr Gelegenheit als die meisten gehabt, mich sowohl in der lebendigen als auch in der leblosen Welt umzusehen. Jede neue Errungenschaft hatte mir Anlaß zu gründlichem Nachdenken und Forschen gegeben.

Wenn ich auch meine Kenntnisse in gewisser Hinsicht als

oberflächlich bezeichnet habe, so waren sie doch in anderer Beziehung keine oberflächlichen. Ich zeigte gewöhnlich die Fähigkeit, eher Hauptwahrheiten zu erfassen, als Einzelkenntnisse aufzuhäufen. Die Folgerungen aus den Erscheinungen waren mir immer interessanter als die Erscheinungen selbst. Was beweisen sie? fragte ich mich immer instinktiv. Das Bewußtsein des ursächlichen Zusammenhangs, wozu ich eine natürliche Neigung besaß und das schon mein Vater in mir gefestigt hatte, drängte zur Analyse und ließ mich das Hauptaugenmerk auf die Grundprinzipien und nicht auf die Spezialfälle richten. Insofern kann ich sagen, daß meine Kenntnisse von Dingen, wenn nur die Anzahl der mir bekannten Tatsachen in Betracht kommt, oberflächliche waren, auf ihre Beschaffenheit hin geprüft, waren sie aber das Gegenteil. Einer meiner Freunde, der über ein umfassendes Wissen in der Botanik verfügt, bemerkte einmal, daß, hätte ich so viele Einzelheiten über den Bau der Pflanzen gekannt, wie ein Botaniker sie kennen muß, ich niemals zu solchen Verallgemeinerungen bezüglich Pflanzenmorphologie gelangt wäre, zu denen ich tatsächlich gelangt bin.

Eine bemerkenswerte Tatsache ist auch die, daß jene Bildung, die der direkte Umgang mit der Welt förderte, sehr wenig durch künstliche Bildung beeinflußt wurde: nie habe ich ein Examen gemacht. Nie wäre ich überhaupt fähig gewesen, das allgemein vorgeschriebene Examen zu bestehen, außer vielleicht in Mathematik, Algebra, Trigonometrie und Mechanik. Inwieweit hat dieser Mangel an akademischer Bildung das Endergebnis beeinflußt? Der Begriff der allgemeinen Bildung, wie er früher bestand und noch immer besteht, schließt das Zwängen des Geistes in eine Form in sich, die er sonst nicht angenommen hätte — ein Biegen des Schößlings aus seinem geradlinigen Wachstum heraus in die Schablone. Offenbar verliert der im vollsten Sinne des Wortes geschulte Geist etwas von seinen angeborenen Fähigkeiten. Zweifellos ist in den meisten Fällen diese innere Kraft unbedeutend, und die durch akademische Schulung erzielten Fähigkeiten vermögen die verloren gegangene Originalität aufzuwiegen. Aber es gibt Fälle, in denen das er-

worbene Wissen weniger wertvoll ist als die verloren gegangene Originalität. Die Seele des Bösen in guten Dingen zeigt sich überall an den Mängeln, die überlegene Geister aufweisen. Einerseits, wenn auch die akademische Bildung uns eine gewisse Fülle von Kenntnissen und die Bereitschaft verleiht, diese auf gewöhnlichem Wege praktisch zu verwerten, so beschränkt sie doch die Fähigkeit, unsere Kenntnisse auf außergewöhnlichem Wege anzuwenden. Andererseits, während der Mangel an akademischer Bildung größere geistige Freiheit zuläßt, so ist er auch einer geistigen Tätigkeit unterworfen, die durch keine genügende Kenntnis von Tatsachen gelenkt wird. In geistiger wie sittlicher Hinsicht zeitigt Einschränkung Vorteile und Nachteile, während Freiheit ebenso Vorteile und Nachteile zur Reife bringt. Bei mir scheinen die Vorteile geistiger Freiheit deren Nachteile aufgewogen zu haben.

Im Dezember 1848 nun nahmen die Zeiten meiner vielfachen Beschäftigungen und meiner freien Entwicklung ein Ende. Ich verließ Derby, um in London meinen schriftstellerischen Pflichten nachzukommen, die mich im Lauf der Jahre Schritt für Schritt zu meinem Lebensberuf geführt haben.

[Anmerkung. — Nachdem ich diese Seiten in Druck gegeben hatte, (der Auftrag war noch nicht ausgeführt worden,) las ich eine biographische Skizze des berühmten Ingenieurs John Ericsson und stieß auf folgende bemerkenswerte Stelle:

> Als ein Freund ihm sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er keine akademische Würde an einem technologischen Institut erlangt habe, da gab er zur Antwort, daß dies im Gegenteil ein großes Glück für ihn sei. Wenn er seine Studien an einem derartigen Institut gemacht hätte, würde ihn wahrscheinlich der Glaube an die Autoritäten so weit geführt haben, daß er niemals seine Originalität hätte entfalten und seinen selbständigen Weg in Physik und Mechanik hätte gehen können.

Als ich diese Stelle las, wurde ich an einen ebenso bemerkenswerten Ausspruch des amerikanischen Erfinders Edison erinnert, der im Speaker zu lesen war. Jenes Blatt enthielt den Bericht Mr. Poulteney Bigelows über eine Unterredung mit dem Selfmademann par excellence. Edisons Aeußerung läuft darauf hinaus, daß die in den Kolleges erzogenen jungen Leute für ihn nichts wert seien. Es ist erstaunlich, wie wenige von den wirklich großen Ingenieuren eine höhere Schulung genossen haben. James Brindley und George Stephenson hatten in ihrer Jugend überhaupt keinen Unterricht gehabt: der erstere lernte als Lehrling erst schreiben, der letztere wanderte als Erwachsener in die Schule. Telford, der seine Kindheit als Hirtenknabe zubrachte, genoß nur den Gemeindeschulunterricht. Wenn auch ein Smeaton, ein Rennie und ein Watt die Lateinschule und zwei von ihnen sogar die Hochschule besucht haben, so war doch ihr curriculum vitae ein ihrem Beruf durchaus nicht entsprechendes. Ein weiterer Beweis für meine Aufstellung ist der ebenso merkwürdige Fall des Sir Benjamin Baker, der die Forthbrücke, wohl die größte und merkwürdigste Brücke der Welt, entworfen und ausgeführt hat. Er hat keinen regelrechten Unterricht im Ingenieurfach genossen. Männer, die von Natur aus mit großer, konstruktiver Einbildungskraft begabt sind, scheinen also (durch Folgerung) den hemmenden Einfluß eines Erziehungssystems zu beweisen, das uns die Gedanken von außen aufprägt statt sie von innen heraus sich entwickeln zu lassen.

Diese Tatsachen, die mir während der Niederschrift des vorigen Abschnitts nicht gegenwärtig waren, bestätigen den darin gezogenen Schluß. Die Folgerung ist, ganz allgemein betrachtet, die, daß die bestehenden Erziehungsmethoden in ihrer Art mangelhaft sind. Statt zu unabhängiger Betätigung anzuregen, fördern sie unterwürfige Rezeptivität.]

Sechster Teil.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ich werde Journalist.

1848—1850.

Die obenstehende Ueberschrift könnte leicht irre führen. Gewöhnlich versteht man unter einem Journalisten einen durch seine Artikel und Erläuterungen die Meinung der Oeffentlichkeit beeinflussenden Mann. Mein Amt war ein anderes. Als Antwort auf einen Brief von meinem Onkel Thomas schrieb ich 1849 folgendes:

> Du möchtest etwas über das spezielle Gebiet wissen, mit dem ich zu tun habe. Ich kann nicht besser antworten als indem ich Dir sage — mit jedem Teil, außer mit den Leitartikeln, der Agrikultur, der Literatur und den Spalten: Banken, Börse und Handelsberichte. Alle übrigen Nachrichten habe ich zu überwachen. Es ist mir auch angeboten worden, Leitartikel zu schreiben. Aber ich habe Abstand davon genommen, da ich meine ganze freie Zeit auf mein Buch verwenden will, das mir jetzt wichtiger erscheint, als der Extraverdienst, den ich mir auf diesem Wege verschaffen würde.

Nach dieser Beschreibung erscheinen meine Pflichten viel beschwerlicher als sie in Wirklichkeit waren. Ich gebe daher noch eine Stelle aus einem Brief an Lott wieder, aus der das Gegenteil hervorgeht:

> Meine Arbeit ist entschieden leicht — das muß sogar ich bei meiner unbezwinglichen Trägheit gestehen. Samstag, Montag und Dienstag habe ich immer nur die

Times und die Daily News zu lesen, (und weniger aufmerksam die Morning Chronicle, damals in ihren alten Tagen); alles Brauchbare ziehe ich heraus und lege es zu etwaigem späteren Gebrauch beiseite. Mittwochs und Donnerstags bin ich von 10—4 Uhr beschäftigt. Der Freitag einzig ist ein schwerer Tag. Da habe ich meistens bis $12^1/_2$ oder 1 Uhr zu arbeiten. Ich kann das jedoch nicht zuviel nennen, wenn ich dafür so viel freie Zeit zu meiner Verfügung habe. Während des letzten Teils der Woche kann ich mich aufhalten wo ich will.

Diesen letzten Vorzug benutzte ich oft, um Ausflüge und Besuche außerhalb der Stadt zu machen. Unter den gegebenen Bedingungen stand es mir frei, meine Tageseinteilung nach eigenem Belieben zu gestalten. Nach dem Frühstück um halb neun machte ich einen Spaziergang im St. James's- oder Greenpark. Alsdann las ich die nötigen Zeitungen, stellte mein Material zusammen und erfüllte meine sonstigen Pflichten. Um ein Uhr nahm ich ein kleines Mittagsmahl ein — der älteren Sitte gemäß, die mir bequemer und gesünder erschien.

Seit einigen Jahren bestand der Whittington Klub im ehemaligen Crown and Anchor Hotel, das seinerzeit wegen der politischen Versammlungen, die dort abgehalten wurden, berühmt war. Es lag nur fünf Minuten von meinem Bureau entfernt und ich liebte es deshalb, dort meine Mahlzeiten einzunehmen. Wie ich in einem Brief nach Hause verlauten ließ, waren indes noch andere Vorteile damit verbunden. Man gelangt dort zu der ganzen englischen und ausländischen Tagesliteratur, schrieb ich. Dieser Umstand bewog mich, oft noch ein Stündchen nach dem Essen dort zu verbringen.

Meinen Privatarbeiten ging ich am Abend nach. Warum das nötig war, sehe ich heute nicht ein. Der einzige Grund dafür mochte der sein, daß ich am Tage nicht die erforderliche Ruhe fand. Der Brief, aus dem ich vorhin eine Stelle anführte, welche die Vorzüge meiner Stellung betraf, lautet weiter:

Zu den Vorteilen, die mir meine Stellung bietet, gehört auch der leichte Zutritt zu Ausstellungen, Theatern und sonstigen Vergnügungen. Ich habe aber noch nicht viel Gebrauch davon gemacht. Soweit ich mich erinnere, war ich erst zweimal in der Oper, zweimal in Drury Lane und vielleicht viermal im Haymarket, seit ich hier bin (nahezu fünf Monate). Du siehst, ich gehe ziemlich sparsam mit meinen Abenden um. Das wenige, was ich schreibe, entsteht zwischen sieben Uhr und Mitternacht. Aber wenn ich auch selbst selten ins Theater gehe, so habe ich doch das Recht, einige Billette meinen Freunden abzutreten und das ist auch etwas wert.

In Bezug auf die Handlung ernster Schauspiele bin ich kritisch, und leicht von Fehlern abgestoßen, deren es gewöhnlich viele gibt. Dagegen zogen mich, da ich stets zum Lachen aufgelegt war und es heute noch bin, Komödien und Schwänke an, wenn sie nur irgendwie annehmbar waren. Gerne sah ich über alle Mängel hinweg, vorausgesetzt, daß das ganze nicht bloße Possenreißerei war. Trotz alledem war ich doch weniger leicht zufrieden zu stellen, als die große Menge. Oft verstimmte mich der Beifall, den elegante Zuschauer den Tänzen zollten, die auf Komik ausgingen und nichts weniger als komisch wirkten und die Lieder applaudierten, denen es an Witz und Humor gebrach.

Zur Oper im Haymarket hatte ich nur gelegentlich Zutritt; nach der kgl. Italienischen Oper in Covent Garden dagegen konnte ich immer gehen, wenn nicht Mrs. Wilson selbst von den Billetten Gebrauch machte, denn sie hatte als Frau des Besitzers und Herausgebers natürlich zu allererst Anspruch darauf. Die meisten Aufführungen übten keinen besonderen Reiz auf mich aus. Ich machte mir wenig aus Darstellungen persönlicher Leidenschaften, mochte die Musik noch so hübsch sein. Mir schien, daß die Grundlage der Oper Volksleidenschaft sein müßte. Gefühle wie sie Revolutionen oder religiöse Begeisterung erzeugen, machen sich bei der Menge wie beim Individuum von selbst in Liedern Luft. Daher kann nur eine solche Oper dramatisch wirken,

deren Leitmotiv aus den Tiefen der Volksleidenschaft geschöpft ist. Solange man wirklich unter dem Eindruck der musikalischen Wiedergabe der Volksleidenschaft steht, ist man imstande, kleinere Unwahrscheinlichkeiten zu übersehen. Folgende Stelle aus einem Briefe an Lott drückt meine damalige Ansicht aus, die ich auch noch heute unterschreibe:

> Von allen Opernkomponisten ist vorzüglich Meyerbeer dramatisch. Er weiß wirklich, was eine Oper sein soll. Er ordnet alles und jedes den Charakteren, der Gemütsbewegung und dem Gefühl unter und schiebt nicht Lieder und Duette ein, die gar nichts mit der Handlung zu tun haben. Eine massive Schwere und Originalität sind seine Hauptmerkmale. Eine Oper von ihm flößt einem nicht das Gefühl ein von etwas Gutem, das aber dünn in die Länge gezogen ist, wie das bei den meisten Opern der Fall ist. Alles in allem kann ich sagen, daß mich niemals eine Oper voll befriedigt hat, bis ich die Hugenotten sah.

Im Hochsommer 1849 kam ein neues Element in mein Londoner Leben. Mein Onkel Thomas, der in Bath nicht den richtigen Boden für seine Predigten gefunden hatte, zog nach London und nahm eine Wohnung am St. Jamesplatz.

Er gehörte zu den Naturen, die das Unglück besser macht. Bis zu der Zeit, da er sein Vermögen zum großen Teil verlor, war ihm immer alles gelungen, und er verdankte seinen Erfolg eigener Energie und eigener Klugheit. Der feste Glauben bildete sich bei ihm heraus, daß mit Energie und Redlichkeit jedermann glücklich werden müsse. Nun war er umgestimmt. Er hatte deutliche Beweise, daß Glück oder Unglück nicht nur von guter oder schlechter Lebensführung abhänge. Die Folge davon war, daß sich bei ihm eine ganz andere Lebensauffassung bemerkbar machte; er zeigte durchweg größeres Mitempfinden. In seinen Predigten äußerte sich dieser Zug in auffallender Weise. Bis dahin hörte man aus seinen Worten nur die cauld morality heraus, wie der Schotte sagt; nun aber machten seine Predigten großen Eindruck. Wenn er in Vertretung eines anderen Pfarrers

predigte, kamen die Leute viele Meilen weit von ringsum, um ihn zu hören.

Unser Verhältnis gestaltete sich zu einem sehr herzlichen, wie auch das meiner Tante gegenüber, da ich mich ihr nicht mehr unterzuordnen hatte. Es wurde mir zur Gewohnheit, die Sonntagabende in ihrem Hause zuzubringen; zuerst ging ich alle vierzehn Tage, später jedoch regelmäßig jede Woche zu ihnen hinaus, und wir freuten uns zum voraus jedesmal auf unser Zusammensein. Gegenstand unseres Gesprächs waren meist ethische, politische, pädagogische und soziale Fragen. Für Kunst und die Mehrzahl der Wissenschaften hatte mein Onkel nicht viel übrig. Im allgemeinen stimmten unsere Ansichten überein, und wenn sie auseinandergingen, war mein Onkel duldsamer, als ich erwartet hätte. Ich denke hier besonders an eine Erörterung über die Gültigkeit des Glaubens an einen persönlichen Gott. Ein Brief, den ich kurz darauf an meinen Vater schrieb, kennzeichnet deutlich meine Stellungnahme zu dieser Frage. Die betreffende Stelle daraus lautet:

Mr. Mason hat das Wesentliche unserer Unterredung richtig dargestellt. Ich bin noch immer der Ansicht, daß keine bestimmte Lösung der Frage gefunden werden kann. Ich halte dafür, daß wir ebenso unfähig sind, das eigentliche Wesen der Dinge zu erkennen oder ihren Ursprung zu erfahren wie der Taube den Ton und der Blinde das Licht. Mein Standpunkt ist nur der, daß ich nichts davon weiß und auch nie etwas davon wissen werde, und daß ich mich mit meiner Unwissenheit zufrieden geben muß. Ich leugne nichts und behaupte nichts, und zu jedem, der mir damit kommt, daß die oder jene angenommene Theorie nicht wahr sei, antworte ich, ebenso wie dem, der mir ihre Wahrheit versichert: Ihr habt keine Beweise. Jede Annahme bietet uns dieselbe unlösliche Schwierigkeit. Eine Gottheit ohne Ursache ist ebenso unfaßlich wie ein Universum ohne Ursache. Wenn es unverständlich ist, daß die Materie von Ewigkeit her bestehen soll, so ist es ebenso unverständlich, daß sie aus

nichts entstanden sein soll. Da ich sehe, daß jeder Versuch, den Ursprung der Dinge zu erfassen, nichtig ist, begnüge ich mich damit, die Frage als ein unlösbares Geheimnis im Ungewissen zu lassen . . . Ich hatte kürzlich mehrere Unterredungen darüber mit dem Onkel und war erfreut über seine Weitherzigkeit in dieser Frage.

Da ich Mr. Mason (einen Dissenterpfarrer in Derby) seit 1848 nicht gesehen hatte, war ich also schon mit 28 Jahren derselben endgültigen Ueberzeugung, die ich zwölf Jahre später in meinen First Principles niedergelegt habe.

Daß ich mich an diesen Sonntagabenden so wohl fühlte, war zum Teil dem Umstande zu verdanken, daß mein Verkehr noch immer ein sehr eingeschränkter war. Ich tat auch gar keinen Schritt, um neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Mein Stolz und eine gewisse Scheu davor, durch meinen kritischen Geist Anstoß zu erregen, hielten mich davon zurück. Die einzige Gelegenheit, neue Bekanntschaften zu machen, bot sich mir — außer bei einem Mitarbeiter des Economist, mit dem ich einige Abende zubrachte, — bei Mr. Chapman, den ich auch schon in Clapton besucht hatte. Er veranstaltete wöchentliche Soirees, an denen ich manchmal teilnahm. Unter den vielen unbekannten Namen befanden sich auch einige von Klang. Von Damen möchte ich nennen: Miß Anna Swanwick, Miß Bessie Parkes, die Verfasserin einer Gedichtsammlung, Miß Elisa Lynn, die jetzige Lynn-Linton und, ab und zu erscheinend, Mme. Bodichon, damals Miß Leigh Smith. Unter den Herren nenne ich Mr. John Oxenford, damals als Theaterkritiker der Times bekannt, der auch leichte Dramen schrieb und in der deutschen Philosophie belesen war. Hier lernte ich auch Mr. Froude kennen, der vor kurzem zusammen mit Mr. Chapman seine „Nemesis des Glaubens" veröffentlicht hatte. Er trug den Charakter des Buches noch auf seinem melancholischen Gesichte. Eine andere Berühmtheit war Mr. Francis W. Newman, der später die „Phasen des Glaubens" herausgab. Nach seiner milden Art hätte man auf eine engelhafte Sanftmut schließen

können; sobald aber die Unterhaltung auf Erörterungen überging, zeigte es sich bald, daß er äußerst heftig werden konnte. Häufig waren auch bedeutende Amerikaner anwesend. Denn Chapman nahm zuweilen Pensionäre in sein großes Haus auf und hatte auch sonst Beziehungen zu Amerika. Auch Emerson stieg gelegentlich eines Besuches in England bei ihm ab; doch habe ich ihn damals nicht gesehen.

Hier war es auch wo ich im Frühjahr 1850 zum erstenmal mit Mr. G. H. Lewes zusammentraf. Zufällig verließen wir gleichzeitig das Haus, und es stellte sich heraus, daß unser Heimweg derselbe war. Wir gingen daher zusammen und unterhielten uns, wie ich vermute, sehr angeregt. Gegenstand unseres Gesprächs war die Entwicklungshypothese. Zu Mr. Lewes großem Erstaunen verwarf ich die in den „Fußspuren der natürlichen Schöpfungsgeschichte" dargelegte Auslegung: er hatte angenommen, dies sei die einzig mögliche. Von diesem Tag an datiert eine Bekanntschaft, die ein Jahr später erneuert wurde und darauf zu intimer Freundschaft führte.

Zufolge Vereinbarung mit Mr. Wilson hatte ich die Wahl, die Wohnung neben meinem Bureau zu beziehen, was ich auch im ersten Teil meines Journalistenlebens tat. Da ich an eine ruhige Wohnung gewöhnt war, konnte ich infolge des ewigen Gerassels des Strand trotz der Doppelläden an meinen Fenstern in der ersten Woche gar nicht schlafen. Allmählich aber hatte ich mich daran gewöhnt. Ein Brief vom 18. April an meinen Vater jedoch lautet:

> Seit ich Dir zuletzt schrieb, habe ich eine Veränderung in meiner Häuslichkeit vorgenommen. Seit einiger Zeit bemerkte ich, daß mir die dumpfe Bureauluft körperlich schädlich sei, umsomehr, als in den Ableitungsgraben etwas in Ordnung gebracht werden mußte. Außerdem wurde ich noch dadurch zum Wegzug bestimmt, daß ich mir innerhalb zweier Monate drei Erkältungen zugezogen hatte.

Die Wohnung, die ich mir nun nahm, war in der Nähe des Westbourne Grove gelegen, einer Straße, die damals

noch ihrem Namen entsprach: eine Baumallee mit vereinzelten in Gärten gelegenen Häuschen auf jeder Seite. Gruppen von Blumenbeeten kennzeichneten das Haus, in dem ich wohnte. Jetzt allerdings ist das Erdgeschoß in einen Laden verwandelt worden. Derselbe Brief nennt eine weitere Umwälzung in meinen Gewohnheiten:

> Du wirst Dich vielleicht wundern zu hören, daß ich Vegetarianer geworden bin. Loch's Beispiel folgend (der es schon seit fünf Monaten durchführt), hat Jackson vergangenen Monat diese Lebensweise begonnen und fühlt sich viel wohler dabei . . . Ich selbst befinde mich besser als zuvor. Natürlich trägt die Luftveränderung auch dazu bei.

In einem Brief vom 6. Mai an meine Mutter finde ich folgende Stelle:

> Da ich bis jetzt durch meine veränderte Lebensweise kein Unbehagen verspürt habe, glaube ich auch nicht, daß es später eintreten wird. Ich glaube nur, die Kälte schärfer empfunden zu haben als sonst. Andere, die den Versuch machen, klagen auch darüber. Ich denke aber, daß sich dies nur in der ersten Zeit einstellt und fühle mich im allgemeinen ganz wohl.

Aus dieser Aeußerung geht hervor, daß ich die Absicht hatte, Vegetarianer zu bleiben. Der nach einem halben Jahr bei meinem Freunde Loch eintretende Schwächezustand jedoch machte mich schwankend. Lochs Stimme wurde auffallend schwach, und er hatte die Gewalt über den einen Fuß zeitweise verloren, sodaß ihm das Gehen schwer fiel. Schon Ende Mai schrieb ich an meinen Vater:

> Ich habe den Vegetarianismus aufgegeben — wenigstens vorläufig. Ich glaube, er war Schuld an dem Gefühl der Erschlaffung, das ich in den Augen verspürte.

Später wurde mir klar, daß die eingeschlagene Lebensweise keineswegs heilsam war. Was ich in meiner Vege-

tarianerzeit geschrieben hatte, mußte ich nun umschreiben, da allem Kraft und Wucht mangelte.

Ich will bei dieser Gelegenheit nur kurz erwähnen, daß ich mehrmals noch umzog, um schließlich bis zu Ende meiner Anstellung in der Clifton Road Wohnung zu nehmen.

Womit beschäftigte ich mich damals geistig? Wenn ich mir diese Frage stelle und mich dabei auf mein Gedächtnis verlasse, so möchte es mir scheinen, als seien Zeitungen und Zeitschriften meine einzige geistige Nahrung gewesen. Mein Briefwechsel aber würde diese Vermutung Lügen strafen. Ein Brief an Lott erwähnt, daß ich die Romane The Caxtons und Strathmore gelesen hatte. An einer anderen Stelle heißt es, daß ich Pendennis höher stelle als Vanity Fair. Besonders lebhaft äußerte ich mich über eine Geschichte von Mrs. Gaskell, ferner über Mary Barton, ein Buch, dessen Verfasser ebenfalls eine Frau sein soll. Auch in Bezug auf ernstere Lektüre läßt mich mein Gedächtnis ganz im Stich. Ein einziges Werk, das ich damals las, hat einen Eindruck hinterlassen. Es ist dies Coleridges Idea of Life, dessen wesentlicher Inhalt von Schelling entlehnt sein soll. Die Individuationslehre fesselte mich und wurde ein Faktor meines Denkens.

Wie es kam, daß ich so wenig las, kann ich mir nicht erklären. Vielleicht verwendete ich meine Mußestunden bloß aufs Nachdenken, das ich dem Lesen, sowie jeder anderen Beschäftigung vorzog. Vielleicht auch hatte ich keine Gelegenheit gehabt, zu anderen Büchern als zu literarischen Eintagsfliegen zu gelangen, denn ich war damals weder auf Mudies Bibliothek noch auf eine andere abonniert.

Allerdings wurden an den Economist Bücher zur Besprechung geschickt, in die ich mir gelegentlich einen Einblick gestattete, bevor sie in Mr. Hodgskins Hände kamen. An ein einziges dieser Bücher habe ich eine Erinnerung, weil es einen widrigen Eindruck auf mich machte. Als einige Jahre zuvor Ruskins „Moderne Maler" erschien, war ich hocherfreut darüber, daß jemand es wagte, ein ungünstiges Urteil über ein Raffaelsches Werk laut werden zu lassen.

Damals stand ich — wie auch jetzt noch — allein mit meiner Behauptung, daß ihm, wie überhaupt den meisten alten Meistern, verschiedene Mängel anhaften. Als uns daher Ruskins „Steine von Venedig" zugesandt wurde, öffnete ich das Buch voller Erwartung. Da fiel mein Blick auf die Illustrationen und den erklärenden Text, und ich erkannte alsbald, daß ich mich in ihm bitter getäuscht hatte. Denn hier wurde mir zugemutet, ein Werk zu bewundern, das in meinen Augen reine Barbarei war. Mit meinem Glauben an Ruskins Urteil war's vorbei. Ich schenkte seinen weiteren Schriften keine Aufmerksamkeit mehr und las nur von ihm was die Zeitungen gerade brachten. Dies zusammen mit laufenden Berichten über seine Aussprüche und Handlungen rechtfertigten genügend meine über ihn geformte Ansicht. Zweifellos hat er einen schönen Stil, und hie und da drückt er auch Wahrheiten aus. Daß aber einer, der so viele Abgeschmacktheiten geäußert und geschrieben hat, einen derartigen Einfluß gewinnen sollte, wundert und entmutigt mich zugleich.

Wenn, wie diese Bezugnahme auf Mr. Ruskin zu verstehen gibt, das Aesthetische mit dem Intellektuellen Hand in Hand gehen soll, ist hier eine Stelle aus einem meiner Briefe sehr angebracht:

Indem ich von Loch spreche, werde ich an die botanischen Exkursionen erinnert, die wir kürzlich gemacht haben. Loch hat das Studium der Botanik im Frühling aufgenommen; wenn ich ihn auf seinen botanischen Spaziergängen begleitete, bemerkte ich, daß mein früheres Interesse ganz geschwunden war. Nach und nach erst lebte es auf und jetzt bereitet mir das Pflanzensammeln denselben Genuß wie ihm. Wir haben unsere Ausflüge meistens auf den Sonntag verlegt und sind in jeder Beziehung als bessere Menschen zurückgekehrt. Eine Tatsache hat mir ganz besondere Freude gemacht. Du wirst bemerkt haben, daß mir die Bewunderung für Blumen, die den meisten Menschen eigen ist, abging. In der Tat glaube ich mich zu erinnern, Dir einmal gestanden zu haben, daß mir Blumen im Verhältnis zu meiner sonstigen

Freude an Farbe und Form nicht das entsprechende Vergnügen gewähren. Ob nun diese botanischen Exkursionen daran schuld sind oder nicht — ich weiß jetzt die Schönheit der Blumen ganz anders zu würdigen als zuvor, sodaß ich, als ich heute den Blumenweg in den Kensingtongärten ging, mich fortwährend versucht fühlte, stehen zu bleiben, um die Schönheit und Anmut der Flora zu bewundern, die mir früher niemals in diesem Maße aufgefallen war.

Diese hier angedeutete Erklärung scheint mir sehr zweifelhaft; denn sicherlich steht intellektuelle Analyse mit ästhetischer Wertschätzung in Widerspruch. Deutlich genug hat sich mir das bewiesen, als ich die Blumen auf die Gesetze ihrer organischen Beschaffenheit hin untersuchte.

Die verschiedenen Abschnitte dieses Kapitels müssen, obgleich einige von ihnen auf besondere Zeiten Bezug haben, als zu meiner Journalistenperiode gehörig betrachtet werden. Mein Bestreben war, darin ein Bild meiner Tagesbeschäftigung zu geben und die Durchschnittsereignisse dieser Zeit darzustellen. Sie sollen den Hintergrund bilden zu den spezielleren Handlungen und Vorfällen, denen die folgenden vier Kapitel gewidmet sind.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Mein erstes Buch.

1848—1850.

Die Frucht des Geistes kann ebenso wie die des Leibes Gegenstand eines so vertieften Interesses werden, daß alle andern Gegenstände dahinter zurücktreten. Ein bezeichnendes Beispiel hiefür gab ich im Jahr 1849, als ich meinen Morgenspaziergang im St. Jamespark machte. Es war Frostwetter, und infolge einer starken Erkältung hustete ich heftig; die Abschürfung eines kleinen äußerlichen Blut-

gefäßes verursachte Erscheinungen, die ich bei meinen geringen medizinischen Kenntnissen dummerweise als Blutspeien auslegte. Ich glaubte mein Schicksal besiegelt, und in trüber Stimmung meinen Weg fortsetzend, war mein erster Gedanke: Schade, wenn ich nicht zuerst mein Buch fertig bringen kann.

Nachdem ich den obigen Absatz geschrieben und mich erinnert hatte, daß das Buch, das ich im Herbst 1848 begann, erst im Hochsommer 1850 fertig wurde, war ich gerade im Begriff zu bemerken, es sei sonderbar, daß ich in Anbetracht meines großen Interesses an dem Unternehmen so saumselig in seiner Ausführung gewesen sein soll, als ich einen Brief fand, der beweist, daß es um meine Energielosigkeit nicht schlimm bestellt war. Der Brief lautet:

> Ich kann nicht sagen, daß ich nach Wunsch mit meinem Buch vorwärts komme. Immer liegt ein Grund für Unterbrechungen vor, die mich nicht die Hälfte der beabsichtigten Zeit zum Arbeiten kommen lassen. Ein Abhaltungsgrund ist auch der, daß ich es für nötig erachte, mich so viel wie möglich im Freien auszuspannen, damit meine Gesundheit nicht zusammenbreche.

Aus einem Brief an meinen Vater entnehme ich, daß ich mein Buch schon im nächsten Jahr veröffentlichen wollte und daher anhaltend arbeitete.

> Man sagt mir, ich sähe besser aus als die vergangenen Monate. In Anbetracht dessen, daß ich jede Nacht bis zwölf Uhr auf bin, am Freitag sogar bis um zwei, kann ich ganz stolz darauf sein.

Seit mehr als 30 Jahren konnte ich nie nachts arbeiten, ohne auf den ganzen Schlaf verzichten zu müssen. Ich habe mich deshalb so sehr daran gewöhnt, Nachtarbeit mit Schlaflosigkeit als Ursache und Wirkung zu verbinden, daß es mir ganz sonderbar scheint, es könne jemand des Nachts arbeiten und hernach schlafen. Am allerwenigsten aber hätte ich daran gedacht, daß ich selbst jemals dazu imstande war. Die nachteiligen Folgen blieben indes nicht aus.

Ich habe schon angefangen, das Manuskript durchzulesen. Die Nachtarbeit hindert mich am Schlaf, und ich arbeite jetzt nachmittags oder abends. Manchmal stehe ich um fünf Uhr früh auf, um an die Arbeit zu gehen — aber ich weiß nicht, wie lange das dauern wird.

Es zeigt sich also, daß, zumal, wenn ein Ziel mir winkte, meine Bequemlichkeit doch mehr in den Hintergrund trat, als ich glaubte.

Die Sorgfalt, die ich auf die Ausarbeitung verwandte, war wohl der Hauptgrund des langsamen Vorwärtsschreitens meines Werkes. Ich war irgendwo dem Ausspruch begegnet, daß ein Buch durch den Stil gerettet werden könne. Diesen Ausspruch hatte ich mir gemerkt. Wäre ich nicht sehr wählerisch veranlagt gewesen, so würde er mich zwar schwerlich beeinflußt haben. Aber, da ich mir in jeder Beziehung ein hohes Ideal gestellt hatte und ich von Natur aus geneigt war, überall nach Fehlern zu suchen — sowohl in meinen eigenen Ausführungen als auch in denen anderer — so war ich meist unbefriedigt von meiner ersten Niederschrift. Ich ruhte nie, bis ich einen Satz so klar und einleuchtend wie möglich gestaltet hatte. Ueberdies war ich einige Jahre vorher veranlaßt worden, den Stil zu einem besonderen Studium zu machen und hatte die daraus erlangten Schlüsse in einem Essay über die Kraft des Ausdrucks niedergelegt, sodaß außer meiner innerlichen Neigung auch dies noch hinzukam, um mich in Bezug auf Stil äußerst kritisch zu machen. Von allen meinen späteren Büchern gab ich das erste Manuskript in Druck, das natürlich besät war mit durchstrichenen und eingefügten Wörtern. Das Manuskript dieses ersten Buches jedoch schrieb ich ab, nachdem ich es sorgsam durchgelesen hatte, und überlas nochmals die Abschrift, als die Zeit der Veröffentlichung herannahte, wobei ich, wie ein Brief sagt, einige Dutzend Stellen pro Seite, sogar in den ersten Teilen, die doch so sorgfältig geschrieben waren, korrigierte. Als ich am letzten Teil des Bandes arbeitete, schrieb ich in einem Briefe folgendes:

Ich bin in letzter Zeit weniger genau vorgegangen als bis dahin und zwar, weil ich zu der Einsicht gelangt bin, daß es zu viel Gedankenanstrengung und Mühe kostet, die Unvollkommenheiten während des Schreibens auszubessern, zumal nach Verlauf von einiger Zeit die Fehler sichtbar genug werden und leicht beseitigt werden können.

Diese allbekannte Erfahrung weist eine ähnliche Erscheinung auf bei reinen Geisteserzeugnissen und den aus Gemütsstimmungen hervorgegangenen Werken. Daß es uns während einer Gemütsbewegung schwer fällt, das Rechte zu finden, daß wir aber nach Verlauf von einiger Zeit verhältnismäßig leicht und nach Jahren ganz von selbst auf unsere einstmaligen Fehler aufmerksam werden, ist eine Tatsache, die wohl jeder einmal erfahren hat. Gleicherweise sind die in Worten verkörperten Mängel unseres geistigen Prozesses im Schaffenseifer schwer zu erkennen, werden aber leicht bemerkt, nachdem der Gedankengang eine Zeitlang eine andere Richtung eingeschlagen hat. — Ich möchte noch eine weitere Bemerkung, die irrige Beurteilung unserer Geisteserzeugnisse betreffend, anfügen. Unserer Ungleichheit des Urteils, die auf der ungleichartigen physischen Verfassung beruht, und von unserm jeweiligen körperlichen Befinden abhängig ist, wird nicht die genügende Beachtung geschenkt, wenigstens nicht sachdienlich genug. Ein Freund erzählte mir, daß er während einer langen Krankheit, die eine so große Niedergeschlagenheit hinterließ, daß er sich mit Selbstmordgedanken trug, im Vollbewußtsein dessen war, daß seine düsteren Gedanken und Vorahnungen eines Unglücks die Folge seiner physischen Zerrüttung waren. Trotzdem war er nicht fähig, sich davon loszumachen. So wunderliche Fälle kommen überall vor; bei manchen sind sie häufig, bei andern seltener. In Dingen der Empfindung kann jeder mit seinem persönlichen Gleichgewicht, wenn dieses einmal feststeht, seine irrigen Beobachtungen berichtigen. Aber unglücklicherweise besitzen wir keine derartige Wage zur Berichtigung von Urteilen. Ich werde zu dieser Betrachtung durch die Ver-

schiedenartigkeit meines jeweiligen Urteils über mein Buch während seines Entstehens veranlaßt. Es geschah, daß ich ein Kapitel vornahm, das ich vor einiger Zeit geschrieben hatte, und wenn ich es überlas, sagte ich mir: Gut, das kann gehen! Las ich später dieses selbe Kapitel aber in einer anderen Stimmung, so legte ich es unbefriedigt weg im Gedanken, daß der Inhalt nicht in die richtige Form gekleidet sei, oder daß es dem Ausdruck an Kraft fehle.

Zu Anfang des Jahres 1850, als das Werk abgeschlossen war, war die Frage die, wie es veröffentlichen? Es boten sich hier mannigfache Schwierigkeiten. Für literarische Anfänger könnte es von Nutzen sein, etwas darüber zu erfahren. Ich will daher, besonders für diejenigen, deren Ehrgeiz auf ernste Literatur gerichtet ist, einige Auszüge aus Briefen an meinen Vater geben. Sie sind sämtlich von Ende März datiert.

Ich habe mich mit Chapman auf Samstag früh verabredet, um ihm einen Teil meines Manuskripts vorzulesen. Allem Anschein nach werde ich große Schwierigkeiten mit der Veröffentlichung haben. Chapman macht mir Andeutungen, daß er nicht in der Lage ist, ein Risiko zu übernehmen. Die Sache sei nun davon abhängig, ob, falls das Buch sich nicht bezahlt machen sollte, ich imstande wäre, den Fehlbetrag zu decken. Ueberdies sagte er mir, nach seinen letzten Erfahrungen mit philosophischen Schriften hätten diese umso geringeren buchhändlerischen Erfolg, je tiefer ihr Gehalt sei.

Folgender Auszug ist aus einem einige Tage späteren Brief:

Ich hatte heute früh eine lange und befriedigende Unterredung mit Chapman. Wir haben uns dahin verständigt, daß die Veröffentlichung auf meine Gefahr hin erfolgt. Er ist so schlecht bei Kasse, daß er, wäre er einziger Partner, ablehnen müßte. Er könne sein Kapital nicht so lange festlegen, bis es mir möglich wäre, das

Defizit zu decken. Er meint aber, sein Freund Woodfall, der sich manchmal auf derartige Dinge einläßt, würde wohl geneigt sein, wenn Chapman für mich einsteht, mir zwei Jahre Kredit zu gewähren. Chapman, der die Wahrscheinlichkeit einsieht, daß meine Eisenbahnforderungen vor Ablauf dieses Zeitpunktes erledigt sein werden und daß ich bis dahin eine beträchtliche Summe von meinem Honorar beiseite legen kann, scheint mich ihm empfehlen zu wollen.

Der eben genannte Mr. Woodfall hatte an Chapmans Angelegenheiten das Interesse, freisinnigen Ideen den Weg zu bahnen. Er übernahm viel für Chapman zum Druck, ging manchmal gemeinschaftliche Verantwortlichkeiten ein und lieh auch Chapmans Vorschlag ein williges Ohr. Die erwähnte Schuldforderung bot ihm eine gewisse Garantie. Seit 1845 stand eine Eisenbahngesellschaft mit 80 Pfund bei mir in Schuld. Ich nahm Mr. Woodfall in das Liquidationsbureau mit, um ihm die Richtigkeit meiner Angaben zu beweisen. Das Uebereinkommen wurde darauf abgeschlossen, und der Druck konnte vor sich gehen.

Die Moral dieser Geschichte ist, daß, wenn ich keinen so mitfühlenden Verleger und Drucker gefunden hätte (denn Chapman war um den Verlag des Buches besorgt), und wenn ich diese teilweise Sicherheit nicht hätte geben können, das Buch wohl gar nicht herausgekommen oder jedenfalls Jahre lang liegen geblieben wäre, bis ich selbst die nötige Summe hätte auftreiben können.

Ich bin meinem Vater zu großem Danke verpflichtet, daß er alle Briefe aufbewahrt hat. Vieles, was damals vernünftigerweise als wertlos gelten mußte, hat sich in der Folge dennoch als nützlich erwiesen. Einige meiner damaligen Briefe dienen jetzt einem Zweck, den weder er noch ich voraussehen konnte. Sie betreffen den Titel des Buches, den wir besprachen, während die Verhandlungen wegen des Druckes schon im Gange waren. Folgende Auszüge gebe ich aus einem Grunde, der sich sogleich offenbaren wird.

Ich schicke voraus, daß jeder, der einen Blick in das Werk tut, sehen wird, daß seine Ziele in erster Linie ethische sind. Die Einleitung befaßt sich mit den verschiedenen Moraltheorien. Im ersten Teil werden die Menschenrechte aus einem Grundgesetz der Gerechtigkeit abzuleiten gesucht; die übrigen Teile enthalten Folgerungen im Hinblick auf gerechte politische Einrichtungen, welche die ethischen Deduktionen durch Erwägungen über die anzuwendenden Mittel bekräftigen sollten. Meine eigene Auffassung des Buches drückte ich damals in folgenden Worten aus, die ich einem Brief vom März entnehme.

Der Titel wird lauten: A System of Social and Political Morality.

In einem Brief an meinen Vater, der vom Mai datiert ist — mein Vater pflegte meinen Briefen das Datum beizufügen, wenn ich es versäumte — kommen folgende Stellen vor:

Ich bin noch unentschlossen, welchen Titel ich meinem Buch geben soll. Peppé sagte mir, daß ein Freund, mit dem er über den beabsichtigten Titel sprach, auch der Ansicht war, daß er nicht dazu angetan sei, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, daß man ihn vielmehr unbeachtet ließe, weil man es für ein abgedroschenes Thema halten könnte. Dem Titel Demostatics stimmte er völlig bei. Ich hatte ihn in der Vorrede gebraucht, habe ihn aber nicht als Titel verwenden wollen, aus Furcht, er möchte für pedantisch gelten. Onkel Thomas, mit dem ich gestern abend darüber sprach, erklärte sich auch mit diesem Ausdruck einverstanden. Er gab mir den Rat, die Ansichten aller derer anzuhören, auf deren Urteil ich etwas gebe. Der Ausdruck ist dem Wesen des Buches durchaus angemessen; überdies gibt er Aufschluß über seinen streng wissenschaftlichen Charakter. Das einzige Bedenken wäre, daß er Anlaß zu bösartiger Kritik geben könnte.

Ich habe auch an die Ueberschrift Social Statics gedacht. Aber Onkel Thomas meinte, man würde sie vielfach

für Social Statistics ansehen. Natürlich würde ich jeder dieser Aufschriften den Titel, den ich bereits gewählt habe, zur Erklärung beifügen.

Am 7. August endlich, nachdem der Druck schon ziemlich vorgeschritten war, schrieb ich an meinen Vater:

Weder Chapman noch Mr. Hodsgkin will Demostatics als Titel gefallen. Sie glauben beide, daß derselbe eher ein übles Vorurteil gegen das Buch erwecken würde, als daß er zu seinen Gunsten spräche.

Mr. Hodsgkin billigt Social Statics vollkommen. Ich will noch mit Chapman darüber sprechen. Was würdest Du dagegen einzuwenden haben? Den Titel denke ich mir nun so:

Social Statics: a System of Equity Synthetically Developed.

Damit habe ich dreierlei dargelegt. Erstens, daß meine Auffassung des Werkes bis zu seiner Vollendung das eines Systems sozialer und politischer Moral war. Zweitens, daß ich zu Demostatics als dem Haupttitel neigte, falls der ursprünglich gewählte abgelehnt würde; ich hatte ihn in der Einleitung gebraucht, aber wieder gestrichen, bevor das Manuskript in Druck kam. Meine Absicht war, in diesem Titel den Hauptgegenstand des Buches zu kennzeichnen, nämlich wie eine Gesellschaft von Bürgern ohne Konflikte und Zwiespalt bestehen könne — wie menschliche Beziehungen im Gleichgewichtszustand erhalten werden können: meine Ansicht ging dahin, daß der soziale Zuschnitt dem Gesetz der gleichen Freiheit Aller angepaßt sein müsse. Daraus ergebe sich die Gleichheit, die den Gleichgewichtszustand der Gesellschaft gewährleiste. Drittens, daß der Titel Social Statics erst darum angenommen wurde, weil mir von der Bezeichnung Demostatics ebenso wie von meinem ursprünglichen Titel abgeraten wurde. Es war ein unglücklicher Umstand, daß ich damals von Auguste Comte nichts wußte, als daß er ein französischer Philosoph sei, daß mir nicht einmal bekannt war, daß er unter einem bestimmten Titel ein System verbreitet hatte, geschweige denn, daß der eine

Teil desselben Statiques sociales als Ueberschrift trug. Hätte ich dies gewußt und wäre ich infolgedessen auf meinen ursprünglichen Titel zurückgekommen, so wäre es niemandem eingefallen, auf irgend eine Beziehung zwischen Comte und mir zu schließen, so durchaus anderer Art ist das System, das ich soziale und politische Moral nannte, und so verschieden von denen Comtes sind die darin vertretenen Ideale in Bezug auf Leben und menschlichen Fortschritt.

Ich kann mich nicht mehr darauf besinnen, was ich empfand, als ich die Zeitungen auf Kritiken hin durchblätterte. Ich war überzeugt, daß die Anzeige eines ernsten Buches von einem unbekannten Verfasser lange hinausgeschoben werden würde, und nehme daher an, daß das vorherrschende Gefühl dabei Ungeduld war. Ebensowenig kann ich mich erinnern, ob ich, als die Besprechungen endlich erschienen, über deren Oberflächlichkeit sehr enttäuscht war. Es erschien kein eingehender Bericht über das Buch. Man überließ es, wie das gewöhnlich bei Büchern dieser Art geschieht, dem Leser, das Wesen des Buches zu erkennen. In Ermangelung einer Besprechung mag hier der Entwurf einer solchen folgen, wie sie von einem zuverlässigen Kritiker hätte geschrieben werden können, der die Social Statics gründlich gelesen und sich über ihren Inhalt Rechenschaft gegeben hätte.

In dem vorliegenden Bande läßt nichts darauf schließen, daß der Verfasser die geläufige Meinung annimmt. Obschon ein Kapitel, die Gottesidee betitelt, auf einen Gottesgläubigen schließen läßt, so ist er das doch nur dem Namen nach. Unmittelbares göttliches Eingreifen kommt in seiner Auffassung der Dinge nirgends vor; dagegen aber sind menschliche wie andere Dinge immer und überall mit einem unveränderlichen Gesetz übereinstimmend gedacht. Demnach scheint es uns, daß die Gottesidee als bloßer Hintergrund eines unveränderlichen Gesetzes praktisch nicht verwertbar ist: das unveränderliche Gesetz könnte ebensogut für sich allein bestehen.

Die Social Statics oder, um ihren Untertitel zu

nennen: „Ueber die Hauptbedingungen menschlicher Glückseligkeit", könnte man ebensogut als eine Naturgeschichte der Moral bezeichnen. Der Untertitel zeigt, daß die Glückseligkeit als das zu erstrebende Endziel angenommen und diese ganz von der Erfüllung von Bedingungen abhängig ist; auf der Uebereinstimmung mit diesen Bedingungen beruht die Sittlichkeit. Der Mensch wird als ein den allgemeinen Gesetzen des Lebens unterworfenes Wesen betrachtet, welches wegen seiner großen Vermehrung einen Gesellschaftszustand schaffen muß, der seinen Handlungen gewisse Grenzen setzt. Eine Haupttheorie, welche Mr. Spencer mit Nachdruck betont, lautet, daß der Mensch stets Veränderungen seiner Natur durchzumachen hat, die ihn für den Gesellschaftszustand tauglich machen, indem sie die Anpassung an diese Bedingungen zu einer freiwilligen Handlung gestalten. In einem „das Verschwinden des Uebels" betitelten Kapitel erläutert er die Wahrheit, daß, sobald eine körperliche oder geistige Kraft ungewöhnlich viel geübt wird, eine Steigerung derselben eintritt, und umgekehrt. Er schließt daraus, daß die Anpassung unseres Organismus an die gestellten Anforderungen eine unbegrenzte sei, und daß infolgedessen im Laufe der Zeit die Anpassung der menschlichen Natur an den Gesellschaftszustand vollständig wird — der Mensch wird dereinst ganz vollkommen sein. Das ist so ein Beispiel von den vielen geringwertigen Schlußfolgerungen Spencers. Wir wollen uns nicht des näheren über die Tatsache auslassen, die er erkannt haben sollte, nämlich, daß die Anpassungsfähigkeit, in der Annäherung an ihre Vollständigkeit mehr und mehr abnimmt, daß die auf Veränderung hin wirkenden Kräfte nachlassen, wenn das Bedürfnis nach Veränderung ein geringeres wird, sodaß die Anpassung stets unvollkommen bleiben muß. Wir weisen weiter darauf hin, daß die Bedingungen stets ein und dieselben bleiben müssen, sofern die Anpassung eine vollständige werden soll. Dies ist aber nicht der Fall. Astronomische und geologische Veränderungen werden vielmehr in Zukunft wie bisher immerwährende Wandlungen in Bezug auf

Klima u. a. bewirken. Dies wird eine langsame Wanderung von Völkern aus für sie ungeeignet gewordenen Länderstrichen im Gefolge haben, die für ihre Lebensbedingungen günstigere Gegenden aufsuchen werden. Diese Wanderungen aber werden Veränderungen der Lebensgewohnheiten und der wirtschaftlichen Einrichtungen hervorrufen, sodaß, ehe sich eine Anpassung an irgendwelche Bedingungen nur annähernd vollzogen hat, eine Anpassung an eine Reihe ganz anderer Bedingungen nun vor sich gehen muß.

Um nun zum ethischen Teil von Mr. Spencers Theorie überzugehen, begegnen wir zuerst der Behauptung, daß jedermann in seinen Handlungen frei ist, insoweit er nicht damit in den Freiheitsbereich seines Mitmenschen eingreift; frei ist er in dem Sinne, daß innerhalb dieser Grenze kein anderer das Recht hat, seine Handlungen einzuschränken. Dies soll die erste Bedingung sein, der sich menschliche Handlungen unterordnen müssen, ehe das gesellschaftliche Leben harmonisch werden könne. Mr. Spencer erklärt sich nicht deutlich darüber, was er unter Menschen versteht: wie ist es mit den Kindern? Wenn sich das Gesetz auf diese nicht anwenden läßt, sollen sie dann nach Art des römischen Rechts als Eigentum angesehen werden, sodaß Leben und Tod in der elterlichen Gewalt steht? Wenn dagegen das Gesetz auf sie angewendet werden soll, dürfen dann die Kinder dieselben Freiheitsforderungen — auch in politischer Hinsicht — stellen, wie ihre Väter? Es ist klar, daß Mr. Spencer seine Theorie auf die Erwachsenen hätte beschränken sollen.

Nachdem wir diese notwendige Einschränkung gemacht haben, können wir den Schluß anerkennen, daß die Forderungen, die der Mensch an das Leben stellt, wie persönliche Freiheit, Eigentumsrecht, Redefreiheit u. s. f. Folgerungen dieses ersten Grundsatzes sind, der auch alle Formen der Gleichheit in sich schließt. Wir gehen über die Kapitel hinweg, in denen diese Folgerungen ausgeführt werden, und kommen nun zu einem anderen, das wieder so recht die Art unseres Verfassers kenn-

zeichnet, seine Theorien bis ins Extrem durchzuführen, ohne Rücksicht auf die durch gesellschaftliche Bedingungen geforderten Grenzen. Wir denken hier an das Kapitel „Ueber Frauenrechte." Von der Behauptung ausgehend, daß die Gleichheit keinen Unterschied des Geschlechts kennt, zeigt er, daß die vorhin gezogenen Schlußfolgerungen für Frauen wie für Männer gelten. Als eine Frage der Gleichheit betrachtet, möchte diese Forderung Gültigkeit haben, wenn die soziale Stellung von Mann und Frau in jeder Beziehung dieselbe wäre. Sie ist es jedoch nicht. Indem ich nur bemerke, daß gewisse Vorrechte, die die Männer den Frauen gewähren, eine Art gesellschaftlichen Uebergewichts ihrerseits bedingen, wird es genügen, die Tatsache hervorzuheben, daß das bürgerliche Recht den Männern zugleich die Wehrpflicht auferlegt, während die Frauen sich dieser Verpflichtung enthoben sehen. Den Frauen dieselbe politische Gewalt wie den Männern einräumen zu wollen, ohne ihnen zugleich die politischen Lasten aufzuerlegen, würde für sie keine Gleichstellung sondern Obergewalt bedeuten. Erst wenn sie mit ihrem Stimmrecht auch der Armee und der Marine dieselben Dienste leisten würden wie die Männer, könnten sie als politisch gleichberechtigt angesehen werden.

Im III. Teile seines Werkes endlich behandelt Mr. Spencer die im vorigen Absatz angedeutete Anwendung dieses Prinzips, und hier kommen wir auf die merkwürdigste und zugleich unhaltbarste Theorie seines Buches. Mr. Spencer hat unstreitig den Mut seiner Ueberzeugung. Denn in einem Kapitel, das betitelt ist, „das Recht, den Staat zu ignorieren", behauptet er wirklich, der Bürger könne sich weigern, Steuern zu zahlen, wenn er gleichzeitig auf die Vorteile verzichten will, die ihm staatliche Hilfe und staatlicher Schutz gewähren. Wie kann er aber darauf verzichten? Wie er sich auch seinen Lebensunterhalt verschaffen mag, er muß Gebrauch von verschiedenen Einrichtungen machen, die indirekt staatlicher Organisation zu verdanken sind. Er kann nicht verhindern, die gesellschaftliche Ordnung zu genießen, die von der Regie-

rung aufrecht erhalten wird. Selbst wenn er in einem Moore lebt und Schuhe anfertigt, kann er seine Arbeit nicht verkaufen und sich nicht die nötigen Dinge anschaffen, ohne die Straße nach der nächsten Stadt zu benützen und sich dabei das Pflaster und vielleicht die Beleuchtung zunutze zu machen. Und wenn er auch sagt, er brauche den Schutz der Polizei nicht, so sichert sie ihn doch vor Straßenräubern und nächtlichen Dieben, ob ihm daran gelegen ist oder nicht. Es steht fest, daß, wie Mr. Spencer selber irgendwo bemerkt, der Bürger dermaßen in die Organisation seiner Gesellschaft verwickelt ist, daß er weder ihren Nachteilen ausweichen noch ihren Vorteilen entsagen kann.

In betreff des folgenden Kapitels über „Die Staatsverfassung" braucht nicht viel erwähnt zu werden. In diesen Tagen ausgedehnter Freiheit und den Bewegungen nach weiterer Ausdehnung derselben wird Mr. Spencer mit seinen Ausführungen, die Ableitung der Staatsverfassung von dem Gesetz der gleichen Freiheit Aller, auf allgemeines Einverständnis stoßen. Auch das Kapitel über die „Aufgabe des Staates" soll uns nicht aufhalten. Es genüge die Bemerkung, daß wir wünschten, ein Anzeichen sehen zu können, daß der Staat jedem Bürger jenen vollständigen Schutz gegen zivilrechtliche und verbrecherische Eingriffe gewähren wolle, auf den Anspruch zu erheben der Bürger durch Zahlung von Steuern berechtigt ist. Das nächste Kapitel, „Die Grenze der staatlichen Aufgabe", gibt wieder eine absonderliche Ansicht Spencers zum besten, die wohl die meisten Leser sofort verwerfen werden. Er behauptet nämlich, daß der Staat außer seiner Aufgabe des Beschützers gegen innere und äußere Feinde keine andere habe. Wenn er sich dennoch eine andere Aufgabe anmaßt, so wird er ein Angreifer statt ein Beschützer sein — zum Teil durch ungebührliche Beschränkung des Bereichs der menschlichen Handlungen und zum Teil durch Wegnahme von Geld für seinen überzähligen Beamtenstab. Die übrigen Kapitel des III. Teils sind der Erörterung der verschiedenen Formen legislativer Eingriffe gewidmet wie die Regelung des Handels, religiöse In-

stitutionen, Armengesetze, Nationalerziehung, Kolonisation durch die Regierung, Sanitätsaufsicht u. s. f. Jedes dieser Kapitel beginnt mit der Ableitung aus dem Gesetz der gleichen Freiheit, setzt die Unbilligkeit der einzelnen Staatshandlungen auseinander und zeigt die politische Unklugheit derselben. Die in den zwei ersten Kapiteln gezogenen Schlüsse sind nicht ganz neu. Die übrigen werden sehr verschieden beurteilt werden, die meisten absprechend. Wir unsererseits müssen bekennen, daß wir Mr. Spencers Protest gegen die verschiedenartigen Uebelstände, welche die Gesetzgebung verursacht, einige Sympathie entgegenbringen. Wir sind ebenfalls der Ansicht, daß die Politiker gut daran täten, etwas genauere und skeptischere Untersuchungen anzustellen, als sie es tun, bevor sie neue Verordnungen vorschlagen. In der Verteidigung einiger dieser Thesen entwickelt Mr. Spencer jedoch Theorien, die so manchen Weichherzigen abschrecken werden. Er schildert (auf Seite 322) die Art und Weise, in welcher unter Tieren immer zerstörend wirkende Kräfte tätig sind, die „die Kränklichen, die Mißgestalteten, die Untüchtigsten und Schwächlichen ausrotten", verficht dann den Standpunkt, daß durch solche und ähnliche Vorgänge „jede durch Vermehrung der minderwertigen Exemplare entstehende Entartung verhindert wird", und zeigt alsdann weiter, daß die Menschheit derselben „wohltätigen wenn auch strengen Zucht" unterworfen sein sollte; er hält dafür, daß die Regierung durch ihre Versuche, das Elend, welches durch den wilden Wettbewerb und dem daraus erfolgten „Kampf um Leben oder Tod" notwendig entstehen muß, zu heben, am Ende noch mehr Elend schafft, indem sie die Unfähigen unterstützt. Er spricht von den falschen Philanthropen, daß diese „rührseligen jammernärrischen Leute der Nachwelt eine immer größer werdende Qual hinterlassen". In diesem Sinne behauptet er auch (S. 378—81), daß „Beschwerden, Leid und Tod Bußen sind, welche die Natur der Unwissenheit und Unfähigkeit auferlegt", und daß der Staat unrecht daran tut, solche Strafen abzuwehren. Fürwahr, diese Lehre ist keine Nahrung für

Säuglinge, sondern für Männer, noch dazu für Männer mit guter Verdauung. Man muß jedoch hinzufügen, daß Mr. Spencer nur gegen das Eingreifen des Staates bei normalem Verhältnis zwischen Leiden und Minderwertigkeit Einspruch erhebt; er gesteht zu, daß „falls die fortgesetzte natürliche Säuberung der Gesellschaft aus Mitgefühl der Menschen zueinander gemäßigt werden kann, diese grausame Maßregel auch gemildert werden soll."

Ueber den IV. Teil müssen wir hinweggehen, obschon das Kapitel „Allgemeine Erwägungen" Anlaß zu Anmerkungen geben würde. Es sind schon zu viele abweichende Punkte hervorgehoben worden, die vielleicht einige wichtigere der Uebereinstimmung in den Schatten stellen. Wir geben zu, daß zu einem harmonischen gesellschaftlichen Zusammenwirken die Freiheit eines jeden anerkannt werden muß, die nur durch den gleichen Freiheitsanspruch des Mitmenschen begrenzt ist: weitere Einschränkungen, die uns die Sittlichkeit vorschreibt, werden uns nicht eigentlich durch öffentliche Befehle auferlegt. Daß die verschiedenen Forderungen, die wir als Rechte unterscheiden, Folgesätze aus diesem Haupterfordernis sind, scheint ebenfalls eine wohlbegründete Behauptung zu sein. Ueberdies sind die zu politischer Gerechtigkeit erforderlichen Einrichtungen, die Mr. Spencer aus seinem Grundprinzip ableitet, auf Beweisen aufgebaut, die uns zum größten Teil gültig erscheinen. Wir wollen auch keineswegs den Schluß in Zweifel ziehen, daß, sobald es der Staat unternimmt, den Menschen in ihrer Lebensführung beizustehen und ordnend einzugreifen, er dadurch unvermeidlich ihre Freiheiten beschränkt, indem er entweder ihre Handlungen oder ihren Geldbeutel einer Aufsicht unterwirft. Es steht außer Frage, daß seine dienstbeflissene Einmischung manchmal mehr Uebles als Gutes stiftet. Wenn auch, wie bereits betont, der absolut optimistische Glaube an die vollkommene Anpassung der Menschen an den Gesellschaftszustand unhaltbar ist, so können wir doch annehmen, daß eine annähernde Anpassung nach und nach stattfinden wird. Auch die in einem besonderen Abschnitt der „Allgemeinen Er-

wägungen" niedergelegte Theorie mag ihre Berechtigung haben, in der Mr. Spencer dartut, daß, indem wir oft „von einem politischen Körper sprechen" und „eine Nation mit einem lebenden Organismus vergleichen" (ein Zusammentreffen der Ideen, das zu der sonderbaren Bezeichnung sozialer Organismus führte), zwischen dem Bau der Gesellschaft und dem der einzelnen Individuen eine Uebereinstimmung sich vollziehe — ein Wirken und Gegenwirken, ein Gestalten und Umgestalten in kongruierender Richtung. So wird die menschliche Natur am Ende so beschaffen sein, daß sie bestrebt ist, von selbst so zu handeln, wie es die Wohlfahrt der Gesellschaft erfordert.

Schade, daß Mr. Spencer seinem Werk nicht noch einige Jahre tiefer Gedankenarbeit gewidmet hat. Vielleicht hätte er in diesem Fall die Wahrheiten, die es enthält, ohne unreife Ideen und ungültige Folgerungen niedergelegt.

Es war kaum zu erwarten, daß eine derartige Kritik, die den Lesern wirkliche Aufklärung über die Art des Werkes verschafft hätte, irgendwo erschiene. Zweck des Rezensenten ist — erstens, sein Honorar ohne allzugroßen Aufwand an Arbeit einzustreichen; zweitens zu zeigen, was für ein tüchtiger Kerl er ist und wie viel mehr er weiß als der Verfasser; drittens, einen unterhaltenden Artikel zu schreiben; viertens, einen Bericht über das Buch zu geben, welcher Zweck oft gar nicht angestrebt, sehr selten aber erfüllt wird. Allerdings muß man zur Rechtfertigung des Kritikers sagen, daß, wenn er auf jedes Buch soviel Zeit und Gedankenarbeit verwenden würde, wie zu einer befriedigenden Wiedergabe und Wertung notwendig ist, er dabei Brot und Käse nicht bestreiten könnte.

Trotz alledem hatte ich durchaus keinen Grund, mit der Aufnahme der Social Statics unzufrieden zu sein, wenn ich mir die übliche Beurteilung zum Maßstab nehme. Dem Buch wurde im Gegenteil mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht, als zu erwarten war. Bemerkt sei noch, daß man diesem Buche eingehendere und günstigere Beachtung schenkte als irgend einem meiner spätern Werke: eine für den Wert der üblichen Kritik sehr bezeichnende Tatsache.

Hand in Hand mit diesem Bucherfolg ging auch ein gesellschaftlicher; bei meinem gewohnten Mangel an Takt aber machte ich wenig Gebrauch davon. An Lott schrieb ich damals:

Ich glaube, Du hättest Dich köstlich amüsiert, wenn Du bei einem Scherz hättest mittun können, den Chapman und Miß Evans (die Uebersetzerin von Strauß) sich seit zwei Monaten auf meine Kosten leisten. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, eine Frau für mich zu suchen. Die verschiedentlichen Bemühungen und Verzögerungen im Bewerkstelligen einer Zusammenkunft haben, wie Du Dir denken kannst, viel Anlaß zu Heiterkeit gegeben. Sie kamen auf diesen Gedanken durch die Frage einer jungen Dame, ob der Verfasser der Social Statics wirklich Herbert Spencer heiße, oder ob dies nur ein angenommener Name sei u. s. f. Auf die Bewunderung hin, die sie meinem Buch entgegenbrachte — die übrigen Verhältnisse schienen ihnen auch angemessen — wurde ich mit der Nachricht überrascht, es sei eine Frau für mich gefunden. Vor einigen Wochen machten wir unsere gegenseitige Bekanntschaft. Ich kann nicht sagen, daß meine Neigung mit der Theorie der Anstifter übereinstimmte. Mein Haupteinwand ist ein etwas ungewöhnlicher. Die junge Dame ist meiner Meinung nach zu sehr intellektuell, ich möchte beinahe sagen, krankhaft intellektuell. Ein kleines Gehirn in einem Zustand höchst angespannter Tätigkeit — das wird wohl die beste Beschreibung sein. Ueberdies scheint sie ebenso streitlustig wie ich zu sein und fast gleich viel Selbstgefühl wie ich zu besitzen. Sie sieht zudem aus, als ob sie nicht lachen könnte, sodaß, obschon sie ziemlich hübsch, jung, außerordentlich aufrichtig, eine Dichterin und Erbin ist, ich nicht glaube, daß mich das Gefühl packen wird.

Wie ich später erfuhr, hatte die Dame auch von mir keinen günstigen Eindruck empfangen. Wahrscheinlich kam sie mit großen Erwartungen und war dann enttäuscht. Sie wartete wohl auf Geistesblitze und bekam nur alltägliche Bemerkungen zu hören. Die meisten Leute machen sich einen ganz unzutreffenden, oft sogar albernen Begriff von

Schriftstellern. Sie glauben, sie müßten sich äußerlich vom Durchschnittsmenschen unterscheiden. Man kann sagen, daß in der Regel der Verfasser gar nicht seinem Werke entspricht, wenn es auch vielleicht Ausnahmen gibt. Der Mensch legt die besten Früchte seines geistigen Schaffens in sein Buch. Hier sind sie gesondert von der Menge minderwertiger Geistesprodukte, die er im täglichen Gespräche äußert. Und doch nimmt man gewöhnlich an, daß seine Alltagsgedanken auf einer Stufe mit diesen erlesenen Geisteserzeugnissen stehen sollten. Es wäre ungefähr ebenso vernünftig, anzunehmen, daß das gegorene Produkt des Destillateurs gleichwertig wäre mit dem daraus gewonnenen Spiritus!

Aber nicht nur in geistiger Beziehung sind die Erwartungen einem Schriftsteller, besonders einem Philosophen gegenüber, andere — nein, auch seine Charaktereigenschaften müssen sich von denen anderer unterscheiden. Es wird von ihnen allgemein gefordert, daß sie verächtlich über Dinge hinwegsehen, an denen andere Menschen Gefallen finden. Ich muß hierbei an einen Vorfall denken, der sich wohl dreißig Jahre später abspielte. Ein Franzose, der mich gerne kennen lernen wollte, suchte mich im Athenaeumklub auf und wurde von einem der Mitglieder nach dem Billardsaal geführt, wo ich gewöhnlich am Nachmittag zu finden war. Hier sah er mich beim Spiel und soll, wie ich später hörte, die Hände mit einem Ausruf erhoben haben, der dahin ging, daß, wenn er das nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, er es nie hätte glauben können.

Ein ähnlicher Fall passierte mir mit dem amerikanischen Millionär Andrew Carnegie, der im August 1882 auf seiner Rückreise nach Amerika mit demselben Schiff fuhr wie ich, und eine Empfehlung an mich hatte. Er erzählte mir später, wie merkwürdig es ihn berührt habe, als ich bei unserer ersten Mahlzeit an Bord rief: Kellner, ich habe keinen Cheshire verlangt; ich wünschte Cheddar. Man denke! Ein Philosoph, der so wählerisch in seinem Käse ist!

Die Identifikation von Philosophie und Stoicismus ist noch immer eine sehr verbreitete und kommt beständig auf unerwartete Weise und an unvermuteter Stelle zum Vorschein.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ein müßiges Jahr.

1850—1851.

Es war im Frühling 1851, als ich gelegentlich eines Diners bei Wilsons von Mr. W. R. Greg zum Erfolg meiner Social Statics beglückwünscht wurde. Mr. Greg war sehr erstaunt über meine Bemerkung, daß alles in allem das Ergebnis doch die aufgewendete Mühe kaum lohne. Wenn meinerseits ein Grund zur Unzufriedenheit mit der Aufnahme des Buches vorgelegen hätte, so wäre ein solches Empfinden begreiflich gewesen, so aber scheint es recht sonderbar.

War eine pessimistische Lebensanschauung die Ursache? Hatte ich Betrachtungen angestellt über die menschlichen Bestrebungen und die Enttäuschungen, die selbst bei Erfolgen nicht ausbleiben? Ich glaube nicht. Wenn man auch zu trüben Anschauungen neigt und sich sagt, daß nur so wenige Dinge, die wir erstreben, der Mühe wert sind, die sie gekostet, so kann man doch wohl vernunftgemäß den Erfolg eines Buches zu diesen wenigen Dingen rechnen. Ich glaube nicht, daß meine Erfahrungen mir solche Ansichten nahelegten. Ich kann mir diesen Gemütszustand nicht anders als durch meine verhältnismäßige Untätigkeit während des Jahres erklären.

Die einzige wirkliche Arbeit, neben meinen Amtspflichten, war damals die nochmalige Durchsicht meiner Social Statics. Der Absatz, den das Buch fand, ließ auf eine zweite Auflage hoffen. Wenn ich auch schon das Manuskript und die Korrekturen sehr sorgfältig durchgesehen hatte, so war doch eine Möglichkeit vorhanden, die Ausdrucksweise noch zu verbessern, und ich wollte diese Gelegenheit nicht unbenützt lassen. Oft, während des Frühjahrs und des Sommers wanderte ich mit meinen Bogen in der Tasche hinaus aufs Land, setzte mich an irgend ein schattiges geschütztes Fleckchen und verbesserte dort einige Seiten. Ich

besitze unter meinen Papieren noch solche Korrekturbogen, aus denen ersichtlich ist, daß mein erstes Bestreben Knappheit war; jedes überflüssige Wort wurde gestrichen.

Ein Brief an Lott ruft mir eine ernstere Beschäftigung, wenn ich sie so nennen kann, ins Gedächtnis zurück. Die darauf bezügliche Stelle lautet:

> Ich habe mich dem Studium der Knochen zugewandt. Ich höre zu diesem Zwecke Professor Owens Vorlesungen über vergleichende Knochenlehre. Ich habe großes Interesse daran. Ich will mich speziell mit Physiologie (oder richtiger Morphologie) befassen. Sie hat die größte Tragweite für verschiedene Gegenstände, mit denen ich mich zu befassen gedenke.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Veranlassung zu solchen Studien meine Entwicklungshypothese war, mit der ich mich schon damals trug.

Ein kleiner Arbeitszuschuß erwuchs mir von seiten der öffentlichen Erziehungsanstalt. Man fragte mich, ob ich eine Sonderausgabe des Kapitels über Staatserziehung aus den Social Statics erlauben wolle. Mr. Morley war gewillt, die Kosten zu tragen. Ich gab gerne meine Zustimmung und fügte dem Kapitel eine Nachschrift von wenigen Seiten an, welche die Beweisführung noch schärfer darlegen sollte. Die Sonderausgabe trug den paradoxen Titel: „Staatserziehung — Selbstvernichtung". Die Auslegung des Paradoxon war die, daß jeder gewonnene geistige Fortschritt mehr als wett gemacht wird durch den sittlichen Nachteil, welche die Entlastung der Eltern von einem Teil ihrer Verantwortlichkeiten im Gefolge hat.

Ich ersehe aus Briefen, daß ich zuweilen im Britischen Museum arbeitete. Am 15. Februar 1851 schrieb ich an meinen Vater:

> Inliegend sende ich Dir einige Notizen, die ich aufs Geratewohl zu meiner Bevölkerungstheorie niedergeschrieben habe. Sie stimmen mit der Folgerung überein, zu der ich schon früher auf anderen Grundlagen gelangt bin.

Nachfolgende Hinweise zeigen, daß ich damals diesem Gegenstande vorwiegend meine Aufmerksamkeit schenkte.

Als ich die zwei ersten Absätze dieses Kapitels schrieb, waren mir die aus jener Zeit stammenden Briefe unzugänglich. Ich sehe indessen — nun ich sie erhalten habe — daß meine Vermutung über meinen damaligen Gemütszustand zutrifft. Eine bezeichnende Stelle über meine Lebensanschauung enthält ein am 15. April an meinen Freund gerichteten Brief:

> Indem ich vom Heiraten spreche, werde ich wieder daran erinnert, daß ich noch immer Junggeselle bin. In einigen Tagen bin ich 31 Jahre alt und noch ebenso weit davon entfernt, mich häuslich niederzulassen, wie vor zehn Jahren. Kannst Du mir nicht ein bißchen raten? Du als Mann von Erfahrung in diesen Dingen müßtest sicher Rat wissen. Ich kann Dir aber nicht mein Wort geben, daß ich ihn befolgen werde. Unter den obwaltenden Umständen zu heiraten — davon kann keine Rede sein. Das Bestehende aber umzugestalten wird wohl zu mühsam sein. Ich glaube nicht, daß ich vorwärts komme; es ist die Plackerei nicht wert. Alles in allem, ich bin fest entschlossen, kein Packesel zu sein, und da ich keine Möglichkeit sehe, heiraten zu können, ohne ein Packesel zu sein, habe ich den Gedanken so ziemlich aufgegeben.
>
> Schließlich was tut's? Wenn richtig ist, was mal einer (ich glaube, es war Sokrates?) vom Heiraten sagte: entweder man tut's, oder man tut's nicht, aber bereuen wird man's mal, so ist es klar, daß man ebensogut die Würfel entscheiden lassen kann. Man hat die Wahl zwischen zwei Uebeln — ist es nicht so? — Gestehe selbst, daß der Glücksunterschied zwischen verheiratet und unverheiratet sein, kein so großer ist! Soweit ich beobachtet habe, sehen Ehemänner keinen Deut besser aus als Junggesellen.

Daß ich keineswegs den Ehestand unterschätzte, sondern ihn im Gegenteil als erstrebenswertes Ziel betrachtete, zeigte sich auf sehr sonderbare Weise: der Beweis war höchst ungewöhnlich, vielleicht sogar einzig in seiner Art.

Kurze Zeit vor oder nach meiner Anstellung als Unterredakteur hatten wir — Jackson, Loch, ein Derbyer Freund und ich — den Gedanken erwogen, nach Neu-Seeland auszuwandern. Keiner von uns hatte im Lande glänzende Aussichten und wir erörterten den Plan ganz ernstlich. Wir lasen zu dem Zwecke Bücher und erwogen von Zeit zu Zeit das Für und Wider. Abgeneigt wie ich jeder unmethodischen Beurteilung war, fiel es mir ein, ich könnte eine ziffernmäßige Schätzung des Pro und Kontra aufstellen, indem ich auf dem Vergleichswege die Vorteile der Heimat und die des Auswanderns einander gegenüberstellte. Ich finde in meinen Papieren folgende Gegenüberstellung:

England. Vorteile.		Neu-Seeland. Vorteile.	
10	Größere häusliche Bequemlichkeit	20	Angenehmeres Klima
10	Größere Auswahl in der Gesellschaft	40	Bessere Gesundheit
20	Anregung in Literatur	30	Geringere Besorgnis
6	„ „ Wissenschaft	35	Natürlichere und daher glücklichere Beschäftigung
10	„ „ Kunst	30	Mehr Mußestunden
30	Verkehr mit Verwandten	25	Bessere Aussichten für die alten Tage und für die Familie
5	Theater	100	Heirat
8	Musik	8	Literatur
8	Politik	3	Wissenschaft
3	Erreichbarkeit des Kontinents	6	Musik
		4	Politik
110		301	

Die Folgerung bedarf keiner Erläuterung. Aus dem Schätzungsverhältnis geht hervor, daß Ehelosigkeit keineswegs mein Ideal war. Jackson war übrigens der einzige

unter uns, der das Vorhaben ausführte. Es schlug ihm zum Unheil aus. Kurz nach seiner Ankunft und noch bevor er sich für eine Laufbahn entschieden hatte, unternahm er eine Bootfahrt auf der See. Das Boot schlug um, und er ertrank. Sein Tod war die erste Lücke in meinem Freundeskreise. Er nahm mir den Freund, dessen Erinnerung sich für mich mit viel glücklichen Tagen verknüpft. Wenn auch der Welt an ihm kein großer Geist verloren ging, so verlor sie doch eine edle Menschenseele.

Warum ich selbst den Auswanderungsplan aufgab, ist mir nicht mehr recht erinnerlich. Ursprünglich wollte ich meine Eltern auch dazu veranlassen, aber sie waren schon in zu vorgerücktem Alter. Wahrscheinlich war der hauptsächlichste Abhaltungsgrund für mich der, daß es für ein einziges Kind grausam wäre, zu den Antipoden zu gehen und seine Eltern auf ihre alten Tage allein zu lassen.

Die Westminster Review war nach einem recht wechselvollen Bestand den Teilhabern, denen sie nur Verluste brachte, lästig geworden. Früher war sie durch Beisteuern von Sir W. Molesworth und Mr. J. St. Mill über Wasser gehalten worden. Der letztere, der sowohl dem Inhalt der Zeitschrift als auch ihrem Fonds stets in reichem Maße beisteuerte, spielte, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch tatsächlich eine Zeitlang die Rolle des Herausgebers. Später wurde die Zeitschrift von Mr. Hickson gekauft. Dieser suchte durch geringere Bezahlung der Mitarbeiter und gelegentliche Gratisartikel auf seine Kosten zu kommen. Obschon die Zeitschrift noch ihm gehörte, wurde sie Anfang 1851 von Mr. Slack herausgegeben.

Im Frühjahr dieses Jahres wurde Mr. Chapman der Kauf der Zeitschrift angeboten. Am 21. Mai schrieb ich meinem Vater hierüber:

> Chapman (ich sage Dir dies im Vertrauen), ist drauf und dran, die Westminster Review zu kaufen. Ende Januar soll sie in seine Hände übergehen. Chapman hat mir schon zweimal angeboten, einen Artikel für das

Januarheft zu schreiben. Das erstemal wünschte er einen Aufsatz über die Bevölkerungsfrage — er kennt meine Ansichten hierüber. Ich lehnte jedoch mit der Begründung ab, daß ich diesen Stoff für ein Buch verwerten wolle.

Seinen zweiten mir heute gemachten Vorschlag schlug ich ebenso rundweg ab; ich sagte ihm, daß die Ausarbeitung eines Artikels für den 1. Januar meinem Bevölkerungsbuche in die Quere komme, an das ich mich sogleich machen will, sobald ich mit der Durchsicht der Social Statics fertig bin. In einem Briefe von Mr. Greg, den Mr. Chapman mir zeigte, spricht dieser von mir als einem ständigen Mitarbeiter, auf den er zählt. Ich bin jedoch nicht geneigt, mein Vorhaben deswegen zu opfern. — Ich will erst das Gerippe beenden, ehe ich es Dir einschicke; das Buch wird etwa zwanzig Kapitel umfassen.

Im nächsten Jahre fand die große Ausstellung statt. In meiner Eigenschaft als Journalist hatte ich freien Zutritt zu der Eröffnung durch die Königin. Ich machte aber keinen Gebrauch davon, da mich Staatszeremonien von jeher wenig interessierten. Die folgenden Tage jedoch war ich ein eifriger Besucher der Ausstellung und spielte auch zuweilen den Cicerone für Verwandte und Freunde.

Diese Weltausstellung erinnert mich an die entgegengesetzten Beurteilungen, die sie von verschiedenen Seiten erfuhr; auf der einen glaubten Sanguiniker, sie bedeute den Anfang des Weltfriedens, auf der andern Seite schleuderte Carlyle grimmige Anklagen mit der ihm eigenen Wucht in die Welt.

Wenn ich im vorangegangenen Kapitel bemerkte, daß ich von der Gelegenheit, die sich mir bot, Bekanntschaften zu machen, keinen Gebrauch machte, so habe ich eine sehr wichtige Ausnahme vergessen, die in mancher Beziehung auf mein Leben eingewirkt hat.

Vor einem Menschenalter hatte Mr. William Smith eine große Rolle im öffentlichen Leben gespielt. Stets hatte er sich in seinen Handlungen von dem Allgemeinwohl bestimmen lassen. Selber Unitarier, war er der führende

Vertreter der unterdrückten Dissidenten. Einige seiner Nachkommen haben sein menschenfreundliches Gemüt, seine edle Gesinnung und seinen patriotischen Geist von ihm geerbt, so einer seiner jüngeren Söhne, Mr. Oktavius Smith. Unabhängigkeit der Gedanken, große Energie, Forschertrieb und ein erfinderischer Geist zeichneten ihn aus. Seine politischen Ansichten stimmten großenteils mit den in den Social Statics niedergelegten überein, und eine Dame, der dieser Umstand bekannt war, vermittelte unsere Bekanntschaft, aus der sich nach und nach eine enge Freundschaft entwickelte. In späteren Jahren verdankte ich ihm den größeren Teil meiner Hauptvergnügungen im Leben.

Ich erwähnte schon meiner Bekanntschaft mit Mr. G. H. Lewes, dem ich mich damals nach einer Gesellschaft angeschlossen hatte. Als die Social Statics herauskamen, äußerte er sich unter vier Augen sowohl wie öffentlich (als Herausgeber des Leader) sehr günstig darüber. Mit ihm kam ich nun öfters zusammen, und da wir in Geschmack und Ansichten größtenteils übereinstimmten, wurde unser Verhältnis bald ein sehr vertrautes.

Im Sommer unternahmen wir gemeinsame Ausflüge, zunächst in die nähere Umgebung, aber später dehnten wir sie weiter aus. Eine viertägige Tour ins Themsetal, die wir in vorgerückterer Jahreszeit antraten, war für uns beide gleich anregend. Unsere Unterhaltungen gaben ihm, wie aus seinem Tagebuchauszug in George Eliots Leben hervorgeht, den ersten Anstoß zu wissenschaftlichen Untersuchungen. Bei mir wiederum führte die Beobachtung der Blattformen, zu welcher sich mir damals Gelegenheit bot, zu einem Essay über die Gesetze der organischen Formen, deren Hauptgedanken in den Grundsätzen der Biologie wiederkehren. Ein Ausflug nach Kent, welcher in den Herbst 1851 fiel, war für Lewes, wie er behauptete, weniger anregend. Ich war damals in einem Buche von Milne-Edwards, das Lewes mitgenommen hatte, zum erstenmal auf die Bezeichnung „physiologische Arbeitsteilung" gestoßen. Obwohl der Begriff

mir nicht neu war, wie ein Schlußkapitel der Social Statics beweist, so war es doch die Art seiner Formulierung; und später spielte dieser Ausdruck in meiner Gedankenrichtung eine gewisse Rolle.

Lewes war ein ungewöhnlich anziehender Kamerad. Seine Interessen waren vielseitig und seine Kenntnisse umfassend. Er wußte mit bewunderungswürdiger Mimik Anekdoten zu erzählen. Nie langweilte man sich in seiner Gesellschaft. Heute ist er hauptsächlich durch seine philosophischen Beiträge, „Probleme des Lebens und des Geistes" bekannt. Damals war sein Ruf nur der eines ungewöhnlich vielseitigen Mannes — eines Kritikers, Rezensenten, Romanschriftstellers, Dramatikers, eines Schauspielers und eines Darstellers der Philosophie.

Infolge meiner Freundschaft mit Lewes las ich verschiedene seiner Schriften. Seine Romane haben mir keinen bedeutenden Eindruck hinterlassen. Dagegen zog ich größeren Gewinn aus seiner „Biographischen Geschichte der Philosophie".

Bis dahin hatten mich philosophische Fragen noch nicht sehr beschäftigt. Tatsächlich hatte ich, soweit ich mich erinnern kann, außer einigen wenigen Seiten von Kants Kritik der reinen Vernunft nie irgend ein Werk über Philosophie oder Psychologie gelesen. Die Grundbegriffe, die ich mir darüber erworben hatte, waren ausschließlich die Folge von Gesprächen oder Referaten. Ich hatte in Verbindung mit der Phrenologie psychologische Probleme gewälzt und war, wie schon erwähnt, um 1844 zu dem gleichen Schluß gekommen, den Adam Smith lange zuvor dargelegt hatte: daß durch die Erregung des Mitempfindens von Lust- und Unlustgefühlen Handlungen entspringen, die gemeiniglich als wohlwollend bezeichnet werden. Dies beweist, daß ich mich einigermaßen dem Studium unserer Bewußtseinszustände hingegeben hatte. Und meine Social Statics, in denen das Rechtsgefühl nach derselben allgemeinen Art wie das Wohlwollen ausgelegt wird, und worin die sittliche Natur des Menschen eingehendere Behandlung erfährt, deuten darauf hin, daß meine Neigung

zu geistiger Zergliederung mehr und mehr hervortrat. Aber bis 1851 hatte ich die Verstandeserscheinungen noch nicht zum Gegenstand ernsten Studiums gemacht.

Zweifellos vertiefte Lewes Werk, das mich mit dem allgemeinen Gang philosophischen Denkens und den Theorien, die von altersher strittige Punkte waren, bekannt machte, mein Interesse an der Psychologie und rief das Interesse für Philosophie im allgemeinen wach, das sich bis dahin nicht geoffenbart hatte. Zugleich aber gab es meinen eigenen Gedanken, die bisher unzusammenhängend waren, festere Gestalt. Jedoch zeitigte die Lektüre dieses Werkes kein endgültiges Ergebnis, denn es war mir noch kein Gedanke aufgestoßen, der mir als Gliederungsprinzip hätte dienen können. Es war bei mir meist, wenn nicht ausnahmslos der Fall, daß ein Gegenstand erst dann Interesse für mich gewann, wenn mir eine selbständige Anschauung in Verbindung damit erwachsen war. Solange sich mir etwas als bloße Sammlung von Schlüssen anderer darbot, die ich einfach annehmen sollte, ließ es mich ziemlich kalt. Sobald bei mir jedoch in Verbindung mit dem betreffenden Gegenstand ein neuer Gedanke aufgestiegen war — oder wenigstens einer, den ich für neu hielt —, erwachte in mir der Wissensdurst, und ich suchte mir den Stoff zu einer zusammenhängenden Theorie zu verschaffen. Die Gedanken, welche diese Rolle in der Psychologie und schließlich in der Philosophie zu spielen hatten, waren noch nicht in mir aufgetaucht.

Eine weitere Folge meiner Freundschaft mit Lewes war die Bekanntschaft mit Carlyle, bei dem er mich im Oktober einführte. Eine Stelle in einem Briefe an Lott berichtet über den Eindruck, den ich von ihm empfing.

> Vor vierzehn Tagen brachte ich einen Abend bei Carlyles zu. Er ist eine sonderbare Natur, und ich würde ein ganz unausstehlicher Mensch werden, wenn ich längere Zeit mit ihm leben müßte. Sein Gespräch ist ein endloser Wortschwall gegen den gräßlichen, abscheulichen Zustand der Dinge. Er äußerte sich in sehr bitterem

Tone über die Ausstellung und war förmlich erzürnt über die Schaustellung der Affen, dieser ekelhaften Tiere, im Zoologischen Garten. Er spricht sehr ähnlich wie er schreibt, braucht eine Unzahl Beiwörter und stets die kräftigsten, die er finden kann. Du würdest ihn nach dem Bilde, das Du besitzest, kaum erkannt haben. Er hat sehr viel Farbe, während man dort auf Blässe schließen würde. Er lacht augenscheinlich gerne; sein Lachen ist sehr herzlich. Aber sein beständiges Mäkeln an allem und jedem ist so herausfordernd, und es ist so zwecklos, sich mit ihm auseinanderzusetzen, daß ich ihn nicht oft sehen möchte — ein- oder zweimal im Jahr: das genügt. Seine Frau ist klug, aber durch ihn irre gemacht. Zur Kenntnis Deiner Frau stelle ich fest, daß keine Carlylechen vorhanden sind.

Meine Annahme, daß ich wenig mit Carlyle verkehren würde, bewahrheitete sich. Ich machte im ganzen drei Besuche bei ihm und das stets gemeinsam mit Lewes. Dann fand ich, daß mir nur die Wahl bliebe, entweder ruhig seine widersinnigen Glaubenssätze anzuhören, was meiner Natur widerstrebte, oder mich zu ereifern, worauf wir heftig aneinander geraten würden. Da der eine Ausweg mir unmöglich, der andere aber äußerst unangenehm war, ließ ich die Bekanntschaft lieber fallen. Meine Handlungsweise mag etwas ungewöhnlich gewesen sein. Für die meisten Menschen war Carlyles Unterhaltung durch seine Urwüchsigkeit und die Wucht des Ausdrucks so anziehend, daß sie über der Art den Stoff ganz vergaßen.

Lewes pflegte von ihm zu sagen, er sei ein Dichter ohne Wohlklang. Andere verglichen ihn seiner ewigen Anklagen wegen mit den alten Propheten. Jede dieser beiden Charakteristiken hat eine gewisse Berechtigung. Andere wieder haben Carlyle, so seltsam es klingt, zu den Philosophen gerechnet. Wenn man bedenkt, daß er weder zusammenhängend denken konnte noch wollte, daß er nie von Voraussetzungen zu Schlüssen überging, sondern sich in der Regel nur mit Intuitionen und dogmatischen Behauptungen befaßte, fehlte ihm das entscheidende Kennzeichen des Philosophen. Ihm

ging auch ein weiterer Zug ab. Anstatt kühl zu denken, dachte er in leidenschaftlicher Erregung. Man kann schwerlich einen zweiten Menschen finden, dessen Verstand im selben Grade durch Gemütserregung sich verwirrte. Ebensowenig kommt ihm der Rang eines Philosophen zu, wenn man ihn nach seinen bezeichnenden Aussprüchen und seinen eigenartigen Ansichten beurteilt. Einer, der sich dem Glauben hingibt, daß die unumschränkte Gewaltherrschaft, die sich in früheren Zeiten unter bestimmten Umständen als vorteilhaft erwies, deshalb für alle Zeiten Gültigkeit behalten soll, hat nur zu deutlich bewiesen, wie wenig er über das Dogma hinauskam, das Kinder zusammen mit ihrem Glaubensbekenntnis aufnehmen: die menschliche Natur sei überall dieselbe und müsse es in alle Ewigkeit bleiben. Wer wie Carlyle über die Nationalökonomie als eine trübe Wissenschaft hohnlächelt und meint, daß die Bedürfnisse der Menschen, die unter sozialen Bedingungen zusammen arbeiten, keine allgemeinen Gesetze der gewerblichen Tätigkeit und kaufmännischen Bewegung erzeugen, daß es gar nicht von Belang sei, ob wir diese Gesetze, weil ihr Studium uninteressant, erkennen, der besitzt weder die Gemütsart noch die Einsicht eines Philosophen. Wer über John Mills Werk „Ueber die Freiheit" blindlings wüten* und über den Utilitarismus als eine Schweinephilosophie spotten konnte, indem er das Nützlichkeitsstreben als gleichbedeutend mit dem selbstsüchtigen Verfolgen materieller Genüsse erklärte, ungeachtet der Beweise, daß der Utilitarismus die Wohlfahrt der anderen und die Ausübung vornehmster Gesinnung bedeutet, der bewies eine Unfähigkeit im Denken, die schon einen Durchschnittsgebildeten in üblen Ruf bringen mußte, um wieviel mehr einen Mann, der unter die Denker gezählt wurde. Niemand, auf den der Name Philosoph anwendbar ist, könnte eine so unsinnige Abneigung gegen alle Wissenschaft erlangen, wie er sie an den Tag legte. So z. B. sprach er — seiner Schulgewohnheit des Spitznamengebens zu-

* „Carlyle und Mrs. Carlyle: eine 10jährige Erinnerung" von H. Larkin. British Quarterly Review, Juli 1881, p. 73.

folge — stets von dem Erdverflacher Maupertius, wie wenn es etwas Entehrendes sei, die abgeplattete Form der Erde entdeckt zu haben. Wenn er auch stets die Gesetze unseres Weltalls und die Notwendigkeit ihrer Anerkennung betonte, so überschüttete er doch diejenigen mit seinem Hohn, die ihr Leben der Erkenntnis dieser Gesetze widmen. Viele seiner Lehrsätze würden, wenn von unmaßgeblicher Seite geäußert, zweifellos für unglaublich albern gehalten werden. Als Beispiel hierfür möge seine Behauptung dienen: Genie bedeutet vor allem die außergewöhnliche Fähigkeit, sich Mühe zu geben. In Wirklichkeit kann Genie gerade entgegengesetzt erklärt werden, nämlich als die Fähigkeit mit geringer Mühe das zu vollbringen, was der gewöhnliche Mensch selbst unter Aufwand größter Mühe nicht vollbringen kann.

In moralischer Hinsicht war für ihn eine gute Portion der „alten nordischen Wildheit", von der er irgendwo spricht, kennzeichnend; seine Streitsüchtigkeit war so groß, daß wenn er, wie ich selber bezeugen kann, seine eigenen Lehren aus dem Munde eines anderen vernahm, er imstande war, sie zu bekämpfen. Lewes erzählte mir, daß, als er ihn eines Tages besuchte, er ihn mit Arthur Helps im Garten auf und abgehend fand; als er sich ihnen von hinten näherte, hörte er Carlyle sich lobend über George Sand äußern; da rief er, indem er auf sie zukam: Ich freue mich, Sie das sagen zu hören, Carlyle, worauf Carlyle sofort begann, sie ebenso herunterzumachen, wie er sie kurz zuvor gelobt hatte. Es war seine Vorliebe für eine gewaltige Sprache, die ihn zu solchen Widersprüchen und Ausschreitungen verleitete. Seine Leidenschaft, etwas stark und scharf hervorzuheben, war so groß, daß er es nicht über sich vermochte, einen starken Ausdruck in der nötigen Weise abzuschwächen, aus Furcht, die Wirkung könnte teilweise verloren gehen; und daher sind, trotz all seines Geredes über Wahrhaftigkeit, seine Schriften äußerst unwahr. Uebertreibung ist Unwahrheit, und wer beständig die kräftigsten Beiwörter gebraucht, die nur gelegentlich anwendbar sind, verdreht notgedrungen seine Darstellung der Dinge.

Es lag in seiner Veranlagung zur Streitsucht, seinem

Gefallen an kraſſen Ausdrücken und ſeinem unbegrenzten Ueberlegenheitsdünkel begründet, daß er immer Anlaß fand zu Spott, Verurteilung und Anklage. Nach und nach war es ihm zur krankhaften Begierde geworden, überall Schlechtes zu finden. Er hatte eine tägliche Ausſcheidung von Flüchen, die er auf jemand oder etwas ausſtoßen mußte.

Natürlich liegt es ganz und gar nicht in meiner Abſicht, die ausgezeichneten Eigenſchaften, die er nebenbei hatte, zu leugnen. Viele ſeiner vertrauteſten Bekannten ſtellen ihn als einen großmütigen Mann hin und erkennen ihm Tiefe der Empfindung zu. Seine beſtändige Selbſtaufopferung zugunſten ſeiner Verwandten gibt beredtes Zeugnis davon ab. Er beweiſt ſo recht die Tatſache, deren wir uns nicht genügend bewußt werden, daß nämlich anſcheinend entgegengeſetzte Neigungen im Menſchen ſowohl als in niedrigeren Geſchöpfen zuſammen exiſtieren können. Carlyles Natur fehlte es an Koordination, ſowohl an geiſtiger als auch an ſittlicher. In beiden Richtungen ſah es in ihm verworren aus. Seine Begriffe von Welt und Menſchen waren niemals vernunftgemäß geordnet. Seine Erregung, durch ſeine heftige Sprache gleich bis zum äußerſten geſteigert, wuchs zu einem Sturm von Leidenſchaft an, der ihn bald dahin, bald dorthin trug. Er ſuchte ſich kaum oder gar nicht zu beherrſchen, ſondern ließ ſtets dem Gefühl die Zügel, das gerade die Oberhand hatte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß an ſeiner Erregbarkeit und ſeiner Bitterkeit gegen alle Menſchen zum Teil chroniſche Verdauungsſtörungen ſchuld waren. Aber aus ſeiner eigenen und ſeiner Mutter Charakteriſtik geht hervor, daß er ſich ſchon als Kind außerordentlich herriſch und anmaßend zeigte. Man ſollte dieſen Zug bei ſeinen Anſichten über Menſchen und Dinge ſtets im Auge behalten, zumal ein Mann von ſo ungeordneten Gedanken und Gefühlen ungeeignet iſt, ſeine Mitmenſchen zu leiten.

Als die erſte Nummer der Westminster Review unter Chapmans Leitung in Vorbereitung war, bat er mich, einen Bericht über eine unlängſt erſchienene Ausgabe von Carpenters „Allgemeine und vergleichende Grundſätze der Phy-

siologie" zu schreiben. Ich willigte ein. Beim Durchlesen des Werkes stieß ich auf von Baers Formel vom Entwicklungsgang der Pflanzen und Tiere — d. i. den Wechsel von Gleichartigkeit zu Ungleichartigkeit. Ich hatte zwar schon am Schluß der Social Statics die Erkenntnis niedergelegt, daß niedere Typen der Gesellschaft ebenso wie niedere Typen der Organismen aus vielen gleichartigen Teilen bestehen, die die gleichen Verrichtungen ausüben, während höhere Typen der Gesellschaft ebenso wie höhere Typen von Organismen aus vielen ungleichartigen Teilen zusammengesetzt sind, die ungleichartige Verrichtungen auszuführen haben; jener Satz Baers jedoch, der das Gesetz der Einzelentwicklung ausdrückte, lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß das Gesetz, welches für die aufsteigenden Stadien eines jeden einzelnen Organismus gilt, ebenso für die aufsteigenden Grade der Organismen aller Arten Geltung hat. Und ich zog aus ihm den weiteren Vorteil, daß er mir in kurzer Form ein deutlicheres Bild der Umwandlung darbot, und mir so weitere Gedankengänge eröffnete.

Indem ich auf die Tätigkeit, oder besser Untätigkeit, jenes Jahres zurückblicke, muß ich sagen, daß, obgleich ich nur wenig sichtbare Arbeit verrichtete, ich doch ein gut Teil unsichtbarer Arbeit tat. Ein Brief vom 3. September legt Zeugnis davon ab:

> Die Folge von Essays — unter dem Titel „Wandern und Plaudern" — will ich bloß mit der Aussicht auf Geldgewinn schreiben, falls meine Hilfe am literarischen Teil so wenig erforderlich werden sollte, daß ich meine Stellung aufgeben kann. Der Begriff, den man sich vom Journalisten macht, daß er nicht anständig leben könne, ist ein ganz irriger. Fünf- bis sechshundert Pfund im Jahr sind immerhin ein Einkommen, das man sich ohne große Begabung mit der Feder erwerben kann. Ich finde meine Erwartung daher begründet, daß ich ohne größeren Zeitaufwand ebensoviel durch schriftstellerische Betätigung erwerben könnte, als ich jetzt am Economist verdiene. Ueberdies würde ich die Befriedigung haben, einen Teil

meiner Gedanken, die sich zum Erdrücken aufgehäuft haben, endlich loszuwerden.

Am 22. September erwähne ich in einem Brief an meinen Vater:

> Man hat mich aufgefordert, für den Leader zu schreiben — eine Guinee die Spalte. Was sagst Du dazu?

Später teilte ich meinem Vater mit, ich habe meinen Namen nicht unter meine für den Leader geschriebenen Artikel gesetzt, weil ich nicht mit den in der Zeitschrift verkündeten sozialistischen Ansichten identifiziert werden wollte.

Zu Ende des Jahres 1851 vereinbarte ich mit Mr. Hodgskin, daß, wenn ich einen Teil seiner Arbeit übernehme, er einen Teil der meinen besorgen werde, und so war mir eine längere als nur viertägige Abwesenheit möglich. Ich benutzte dies, um acht Tage zu Hause zuzubringen und ging alsdann zur Weihnachtszeit zu Potters, die damals nach Hampstead bei Gloucester übergesiedelt waren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Jahr größerer Tätigkeit.

1852.

Die erste nennenswerte Arbeit dieses Jahres war ein Essay über die Entwicklungshypothese, bedeutsam nicht in Bezug auf die Länge, sondern den Gegenstand. Ich veröffentlichte ihn im März im Leader. Meine Anschauungen hierüber standen nun fest.

Der Behauptung, es seien keine Fälle bewiesen, wo eine neue Art durch stufenweise Veränderung entstanden sei, stellte ich die Tatsache entgegen, daß das Entstehen einer Art durch Urzeugung noch niemals beobachtet wurde. Die Hypothese einer Sonderschöpfung bedeutet einfach Un-

wissenheit im Scheine der Wissenschaft. Ueberdies ist dieser angenommene Vorgang der Sonderschöpfung nicht nur unbegründet; er kann auch gar nicht auf dem Vernunftswege begriffen werden. Der Entwicklungsprozeß durch stufenweise Umwandlung dagegen ist überall in der sichtbaren Veränderung von Organismen infolge veränderter Bedingungen erkennbar. Ich wies darauf hin, daß andere Erscheinungen, wie sie sich uns z. B. in der Geometrie darbieten, uns zeigen, daß durch eine Folge von unendlich kleinen Veränderungen eine so große Umgestaltung der Form bewirkt werden kann, daß die äußersten Enden dieser Entwicklungsreihe gar keine Beziehung mehr zu einander zu haben scheinen. Der Schluß wurde gezogen, es sei auf diese Weise sehr leicht möglich, daß anscheinend ganz ungleichartige Organismen durch unmerklich kleine Abstufungen verbunden sein können. Endlich folgerte ich, daß während des Wachstums eines Samens zu einer Pflanze oder eines Eies zu einem ausgewachsenen Tier eine nicht weniger verwickelte und nicht weniger wunderbare Verwandlung stattfindet als diejenigen, wie sie der Entwicklungshypothese zufolge Generationen hindurch während Millionen von Jahren in den Organismen stattgefunden haben; dieser Glaube ist demnach ganz vernunftgemäß.

In jenem Essay nahm der Keim, aus dem das in späteren Jahren ausgearbeitete allgemeine Gedankensystem entsprang, seine endgültige Form an.

Im vorigen Kapitel erwähnte ich, daß ich das Anerbieten, meine Schlußfolgerungen betreffs der Bevölkerungstheorie in der Westminster Review niederzulegen, ausgeschlagen hatte, da ich beabsichtigte, den Gegenstand in Buchform zu behandeln. Spät im Jahre 1852 jedoch änderte ich meinen Entschluß. Ich schrieb hierüber an meinen Vater:

> Ich habe Chapman für die Westminster Review einen Auszug über meine Bevölkerungstheorie bewilligt. Ich muß mich demnächst daran machen, damit er für die Aprilnummer fertig wird. Es ist doch sicherer, so vorzu-

gehen, da ich dann alle Zeit zur Ausarbeitung habe und nicht zu befürchten brauche, daß man mir zuvorkommen könnte.

Soweit ich mich erinnere, hegte ich die in diesem Essay, „Eine Bevölkerungstheorie, abgeleitet aus dem allgemeinen Gesetz der animalischen Fruchtbarkeit", entwickelte Hauptidee schon ums Jahr 1847, denn ich entsinne mich, sie damals einem Freund dargelegt zu haben. Ihre Beweisführung legt lebhaftes Zeugnis für einige charakteristische Merkmale meiner Denkweise ab. Der stillschweigende Glaube trat darin hervor, daß die Abstufungen in der Fruchtbarkeit der Organismen keine übernatürlich vorgezeichneten, sondern von der Natur bedingte sind, d. h. daß sie einer natürlichen Ursache entspringen. Ich folgerte, daß sich ein bestimmtes Vermehrungsgesetz durchweg geltend machen müsse: daß der Grad der Fruchtbarkeit in umgekehrtem Verhältnis zum Grade der Entwickelung stehe: hier der Größe, dort dem Bau, dort der Tätigkeit, und gewöhnlich diesem allem gemäß. Ich schloß hieraus ohne weiteres, daß vermöge dieses Gesetzes, das ebenso beim Menschen wie bei allen andern organischen Wesen gilt, ein höherer Entwicklungsgrad geringere Vermehrung bedingt. Und ein weiterer für mich bezeichnender Zug war der stillschweigende Glaube an ein Streben nach Selbstersatz — der Zug der Dinge zum Gleichgewichtszustand: in diesem Falle zum Gleichgewicht zwischen Sterben und Geburt. Es sind dies offenbar alles Gesichtspunkte meiner Ansicht über Entwicklung, die später erst voll zum Durchbruch kam.

Aus nachstehendem geht hervor, daß ich gegen den Schluß des Artikels hin einer Doktrin nahe kam, die acht Jahre später eine Umformung meiner naturwissenschaftlichen Begriffe einleitete:

> Von Anfang an ist die Dichtigkeit der Bevölkerung die unmittelbare Ursache des Fortschritts gewesen. (S. 501.)
>
> Hier muß hervorgehoben werden, daß die Wirkung der Bevölkerungsdichtigkeit, indem sie die Fähigkeit des Lebensunterhalts verstärkt, auf der anderen Seite aber

das Vermehrungsvermögen verringert, keine gleichförmige aber eine Durchschnittswirkung ist . . . Alle Menschengeschlechter unterwerfen sich der Reihe nach mehr oder weniger dieser beschriebenen Zucht; sie mögen unter ihr vorwärtskommen oder nicht. In der Natur der Dinge aber liegt es, daß nur diejenigen, die es weiter bringen, sich erhalten . . . Denn da jene frühzeitig hinweggerafften Menschen im Durchschnitt aller Fälle diejenigen sind, in denen das Selbsterhaltungsvermögen das geringste war, so folgt hieraus unumgänglich, daß die zur Fortpflanzung der Gattung Ueberlebenden diejenigen sind, in denen das Selbsterhaltungsvermögen am mächtigsten ist, — daß sie die Auserlesenen ihres Geschlechtes sind. (S. 499—500).

Es erscheint sonderbar, daß ich meiner Ueberzeugung einer Entwicklung der Arten durch Einwirkung natürlicher Ursachen gemäß nicht gefolgert haben sollte, daß der oben entwickelte Schluß nicht nur von der Menschheit, sondern von allen Tieren gilt, und daß auch unter ihnen überall Veränderungen bewirkt werden müssen. Wenn infolge Bevölkerungsdichtigkeit das Streben der Menschen im allgemeinen dahingeht, die erlesenen ihres Geschlechts zu erhalten und so nach und nach einen besser befähigten Menschenschlag zu erzeugen, dann muß das gleiche bei jedem andern Lebewesen geschehen, das ebenso auf den Kampf ums Dasein angewiesen ist. Wenn dem so ist, so muß dies in allen Fällen einen Grund zur Abänderung bedeuten. Ich hatte diese selbstverständliche Folgerung indessen gänzlich übersehen — stand der Tatsache, daß es sich hier um eine universell wirkende Kraft in der Entwicklung der Arten handelt, blind gegenüber. Ich glaube, dieses Versehen durch zwei Ursachen erklären zu können.

Einerseits vertrat ich den Standpunkt, daß die Vererbung von funktionell hervorgebrachten Veränderungen zur Erklärung dieser Tatsachen genüge. Indem ich dies als zureichenden Grund für viele Arten von Veränderungen der Organismen erkannte, schloß ich, daß es ein zureichender Grund für alle Arten von Veränderungen sei. Allerdings

sah ich, daß es verschiedene Erscheinungen gebe, die mit diesem Schluß unvereinbar sind. Aber ich lebte der Ueberzeugung, daß auch hierfür auf irgend einem Wege eine Erklärung gefunden werden dürfte. Hätte ich sorgfältigere Untersuchungen angestellt, hätte ich beobachtet, wie zahlreich diese unerklärlichen Tatsachen sind, wäre ich nicht so schnell über die Schwierigkeiten hinweggegangen, so hätte ich vielleicht gesehen, daß hier der fernere erforderliche Faktor steckt.

Ein weiterer Grund ist der, daß ich nur geringe oder überhaupt keine Kenntnisse in Bezug auf die Erscheinungen der Veränderlichkeit besaß. Obschon ich beobachtet hatte, daß Abweichungen im Bau, die oft kaum bemerkbar sind, aber gelegentlich auch zu Mißgestaltungen führen, bei allen Organismen vorkommen, so hatte ich doch nie ernstlich darüber nachgedacht. Die Folge davon war der Mangel einer kaum entbehrlichen Gedankenreihe. Selbst wenn ich mir bewußt geworden wäre, daß der Grundsatz des Ueberlebens der Auserlesenen für alle Arten Gültigkeit habe, und diese beständig umformen müsse, würde ich doch einen Hauptgrund des überall vor sich gehenden Abweichens und Wiederabweichens nicht erkannt haben, da ich nicht die allgemeine Neigung im Bau zu variieren berücksichtigt hätte; dieser allein aber vermag die mannigfaltigen Unterschiede der Arten zu erklären.

Wenn ich mir die Begebenheiten vergangener Jahre ins Gedächtnis zurückrufe, so habe ich mich manchmal vergebens gefragt, wann und wie zum erstenmal der Gedanke in mir aufstieg, über Psychologie zu schreiben. Wäre ich zu einer Aussage gezwungen worden, hätte ich gesagt, daß das Jahr 1854 die Zeit und daß das Verfassen eines Essays über die Entstehung der Wissenschaft der Anlaß war. Zu meinem Erstaunen aber ersehe ich aus Briefen, daß diese Absicht auf das Jahr 1852 zurückgeht. Schon damals hatte ich einige meiner Hauptideen darüber niedergelegt. Ein Brief vom 12. März an meinen Vater lautet:

> Ich werde demnächst anfangen, behufs Vorbereitung zu meiner „Einführung in die Psychologie" etwas zu lesen.

Wahrscheinlich wird es bis ans Ende des nächsten Jahres dauern, bis ich sie in Druck geben kann. Es soll eine Art Einleitung sein zu einem größeren Werke über Psychologie, das wohl mehr als einen Band umfassen wird. Diese Einleitung wird die allgemeinen Prinzipien enthalten und soll den Charakter des Buches selbst andeuten.

Vierzehn Tage später schrieb ich nach Hause:

Ich fange eben mit Mills Logik an. Es ist dies der erste Schritt, den ich zur Vorbereitung zu meiner „Einführung in die Psychologie" mache. Ich gedenke bald energisch damit anzufangen.

Aus einem Brief vom 1. Oktober geht hervor, daß mein Interesse an psychologischen Problemen, welches durch die Lektüre von Lewes „Biographischer Geschichte der Philosophie" im Herbst 1851 angefacht worden war, rasch anfing, Ergebnisse zu zeitigen. Ich bemerkte im letzten Kapitel, daß es bei mir eines Ansporns durch einen selbständigen neuerfaßten Gedanken bedurfte, um mein Interesse für den sich darauf beziehenden Gegenstand zu erwecken. Und dieser Ansporn stellte sich viel früher ein als ich gedacht hätte.

Eine Angelegenheit ganz anderer Art beschäftigte mich kurz darauf. Die althergebrachte Art des Vertriebes von Büchern erwies sich in den Tagen des aufkommenden Eisenbahnverkehrs und der billigen Literatur als ganz unzulänglich. Allgemeine Unzufriedenheit über diesen Uebelstand machte sich geltend. Mr. Chapman veröffentlichte einen Artikel in der Westminster Review, worin er die Handelsorganisation und die Zwangsmaßregeln beschrieb, durch welche diese den Gewinnanteil des Sortimenters festsetzte. Ich nahm tätigen Anteil an der Bewegung, die in Schriftstellerkreisen rasch an Boden gewann. Versammlungen wurden abgehalten, wobei Dickens Vorsitzender war; viele Männer von Ruf nahmen daran teil, worunter auch Professor Owen, der die Tatsache erwähnte, er müsse, wenn er ein neues Buch veröffentlichen wolle, sich immer erst fragen, ob er den daraus entstehenden Verlust auch tragen könne.

Als zur Hauptversammlung eine Anzahl Abschriften der Beschlüsse benötigt wurden, unterzogen Miß Evans und ich uns dieser Aufgabe. Dabei fiel mir auf, wie bedeutend schneller sie schrieb als ich; ihre Handschrift war weit größer und männlicher als die Probe, die in ihrer Lebensbeschreibung von Mr. Croß wiedergegeben ist; ihre Buchstaben waren damals fast doppelt so groß und viel schwungvoller gehalten.

In der Folge wurde Lord Campbell als Schiedsrichter zwischen Autoren und Buchhändlern auserkoren. Seine Entscheidung fiel zu Ungunsten der Buchhändler aus: diejenigen Verordnungen wurden aufgehoben, die dem Sortimenter den Verkauf von Büchern unter dem festgesetzten Preise verboten.

Ich erwähnte schon öfters den Namen von Miß Evans, die, damals noch wenig bekannt, heute indes weltberühmt ist.

Im Hochsommer 1851 lernte ich sie bei Chapman kennen, mit dem sie damals in Unterhandlung stand, da sie für die Westminster Review Beiträge liefern sollte. Als im Herbst die Vorbereitung zur ersten Nummer des neuen Jahrgangs in Angriff genommen wurde, wohnte sie ständig bei Chapmans. Ich sah sie damals und später noch öfters in den wöchentlichen Soireen. Wie aus dem Schlusse des 25. Kapitels hervorgeht, waren unsere Beziehungen gegen Ende 1850 schon freundschaftliche geworden. Wie wir nun zur Zeit der obenerwähnten Versammlungen standen, beschreibt sie im Briefwechsel mit ihren Coventryer Freunden. Ein Brief vom 23. April an Lott spricht von —

> Miß Evans, von der ich Dir sagte, daß sie die Uebersetzerin von Strauß und die geistig bewunderungswürdigste Frau ist, die mir jemals begegnete. Wir standen in letzter Zeit auf sehr vertrautem Fuße miteinander. Ich sehe sie häufig bei Chapman, und die Größe ihres Geistes, verbunden mit ihren weiblichen Eigenschaften und ihrer ganzen Art fesseln mich fast den ganzen Abend an ihre Seite.

Schon ehe ich diesen Brief schrieb, hatten sich mir noch andere Gelegenheiten geboten, mit Miß Evans zusammen-

zutreffen; ich machte nämlich von meinen Freibilletten zur Italienischen Oper und zu den Theatern nun mehr denn je Gebrauch, da ich fast immer das Vergnügen von Miß Evans Begleitung hatte.

In Anbetracht dessen, was schon über ihren Charakter und ihre Fähigkeiten bekannt ist, scheint es kaum vonnöten, etwas über sie vorzubringen. Dennoch mag eine Beschreibung, wie sie in jungen Jahren, noch unberührt von den Erfahrungen ihres späteren Lebens war, von einigem Werte zur völligen Würdigung ihrer Persönlichkeit sein. In körperlicher Beziehung besaß sie vielleicht etwas von jener Männlichkeit, die ihren Verstand kennzeichnete. Wenn sie auch nur von mittlerem Wuchs war, so war sie doch kräftig gebaut. Auch der Kopf war größer als er bei Frauen zu sein pflegt. Ihm war überdies etwas eigen, das ihn von anderen, ob weiblichen oder männlichen Köpfen merklich unterschied, nämlich seine regelmäßigen Umrisse. Die meisten Köpfe weisen entweder flache Stellen oder leichte Vertiefungen auf; ihr Kopf dagegen war gleichmäßig gewölbt. Ihr Gesicht, das im Ruhezustand den Stempel gewaltiger Geisteskraft trug, war ganz umgewandelt, sobald sie lächelte. Das Lächeln vieler ist einfach ein Zeichen von Heiterkeit. Mit ihrem Lächeln aber verband sich gewöhnlich ein Ausdruck von Sympathie, entweder für die, auf deren Kosten das Lächeln ging, oder für die Mitlächelnden. Sie hatte eine Altstimme von ziemlich tiefem Grundton; diese war, wie ich glaube, ziemlich kräftig. Eigentlich müßte ich hierin besser Bescheid wissen, da wir in jenen Tagen gelegentlich zusammen sangen. Aber durch ihre Gewohnheit, die Stimme beständig zu dämpfen, kam ihre ganze Kraft selten, wenn überhaupt jemals zur Geltung. Der Ton der Stimme war immer sanft und — wie das Lächeln — sympathisch.

Diese Züge waren zum großen Teil die Folge von jenen beiden Faktoren, die selbstloses Empfinden bedingen — das allgemeine Mitgefühl und die persönliche Zuneigung. Die Betätigung dieser letzteren Regung führte zu den entscheidenden Ereignissen ihres späteren Lebens. Daß von ihrem allgemeinen Mitgefühl ein gut Teil ihrer Begeisterung

für die Menschheit herrührte, braucht wohl kaum gesagt zu werden; daraus entsprang auch ihr Wunsch, sich stets mit der sie umgebenden Gesellschaft eins zu fühlen. Das Abwerfen ihres Kinderglaubens ließ ihren Geist jahrelang eine kampfbereite Stellung einnehmen, aber doch nicht dauernd: ihrer wahren Natur entsprechend sehnte sie sich nach größtmöglicher Harmonie. Ihre Selbstbeherrschung, die zu großer Gleichmäßigkeit ihrer Gemütsstimmung führte, war sehr groß. Einmal nur gewahrte ich Heftigkeit bei ihr, nicht ohne Grund, aber doch etwas zu lebhaft geäußert. Gewissenhaft und gerecht in jeder Beziehung, und infolgedessen über jedes Unrecht aufgebracht, war sie doch so duldsam menschlichen Schwächen gegenüber, daß sie stets zum Verzeihen bereit und geneigt war, ein strenges Urteil zu mildern. Dieser letztere Zug war ohne Zweifel darauf zurückzuführen, daß sie beständig auf ihre eigenen Fehler achtete. Sie beklagte sich, unter einem Doppelbewußtsein zu leiden: alles, was sie sage und tue, sei beständig von einer Selbstkritik begleitet; natürlich bewirkte dies Selbstunterschätzung und Mangel an Selbstvertrauen.*

Diese Eigenschaften waren es wohl, die sie daran hinderten, ihre Fähigkeiten und ihre Kenntnisse voll zur Geltung zu bringen. Man vermochte diese nur nach und nach und zufällig zu entdecken; wie umfassend sie waren, darüber kann ich mich jetzt hier nicht auslassen. Miß Evans besaß

---

* Die meisten regen Geister scheinen mehr oder weniger die Erfahrung eines Doppelbewußtseins zu machen; das eine Bewußtsein scheint das andere zu beobachten; es gibt seinen Beifall oder Tadel. Verschiedene überzeugende Fälle haben mich in den letzten Jahren zum Glauben an die Dualität des Geistes bestimmt, insofern sie die Fähigkeit der beiden Gehirnhemisphären bedeutet, unabhängig von einander zu wirken. Im Traume haben sich mir oft Erscheinungen gezeigt, die sich durch keine andere Annahme erklären lassen. Vor nicht allzulanger Zeit erst habe ich eine Erfahrung gemacht, die vollends ausschlaggebend war. Als ich eines Morgens so weit wach wurde, um dessen bewußt zu sein, daß ich wach war, fuhr ich doch fort zu träumen, und während einiger Zeit beobachtete mein wachsendes Bewußtsein mein Traumbewußtsein.

ein ausgezeichnetes Gedächtnis und in besonderem Maß die Gabe, die Kenntnisse, die sie erwarb, einzuordnen. Ihre schöpferische Einbildungskraft, die sich in der Gestaltung von Charakteren und in der Darstellung seelischer Zustände so bemerkenswert zeigte, machte sich nicht durchgehend geltend. Sie verstand es nicht, in befriedigender Weise Verwicklungen zu ersinnen. Ihre spekulative Begabung neigte mehr zum kritisch-zergliedernden, denn zum synthetischen Denken. Immerhin war ihr philosophischer Geist bemerkenswert. Ich habe selbst nur wenig Männer gekannt, mit denen ich mich so gut über philosophische Fragen unterhalten konnte. Die Begabung für abstraktes Denken verbindet sich beim Manne nur selten mit der konkreten Darstellung. Unter Frauen vollends wird man schwerlich eine finden, die wie sie beides verband.

In früheren Tagen mochte sie manchmal lebhaft gewesen sein; solange ich sie jedoch kannte, war sie es keineswegs, und nur selten brachen Humor und Witz bei ihr hervor. Gewöhnlich war sie ruhig und zeigte nie irgendwelche Gemütserregung; noch weniger merkte man ihr eine geistige Anstrengung an. Beständig empfand man bei ihr das Walten einer verborgenen Kraft — die Gedanken, die sie äußerte, waren offenbar die Erzeugnisse eines scharfen leicht produzierenden Verstandes. Obschon sie sich dessen bewußt gewesen sein muß, so fehlte ihr doch jedes Selbstvertrauen. Meinungsverschiedenheiten äußerte sie häufig in einer halb entschuldigenden, rechtfertigenden Weise. Wahrscheinlich widersetzte sie sich infolge ihres Mangels an Selbstvertrauen damals meinem Anraten, Novellen zu schreiben. Ich sah bei ihr alle dazu erforderlichen Eigenschaften in

---

Verschiedene ähnliche Fälle halten die Annahme aufrecht, daß die beiden Gehirnhemisphären getrennt tätig sind. Daß eine begrenzte Spezialisierung besteht, ist bereits zur Genüge bewiesen, und es scheint mir wahrscheinlich, daß eine weitere Spezialisierung existiert: die eine Hemisphäre übernimmt vielleicht die einfacheren, die andere dagegen die zusammengesetzteren Ideenassoziationen, und beide arbeiten ineinander. Wäre es nicht möglich, daß es ein bicerebrales Denken gäbe wie es ein binoculares Sehen gibt?

hohem Maße vereinigt: scharfe Beobachtungsgabe, große Kraft der Analyse, ungewöhnliche Begabung, sich rasch in den Geisteszustand anderer zu versetzen, großes Mitempfinden, Witz, Humor und eine umfassende Bildung. Sie getraute sich indes nicht, meinem Rate zu folgen, da sie sich selbst diese Gaben nicht beimaß.

Im Laufe des Frühjahrs kamen wir auf Comte zu sprechen. Sie besaß ein Exemplar der Philosophie Positive, und auf ihre Anregung hin las ich die einleitenden Kapitel, die Exposition. Daß diese Aufgabe für mich keine leichte war, kann man aus dem in vorangegangenen Kapiteln Gesagten schließen; die Kenntnisse des Französischen, die ich mir durch die Lektüre einiger leichter Romane angeeignet hatte, wobei ich zufrieden war, wenn ich nur den Faden der Erzählung nicht verlor, und ich alles mir Unverständliche einfach überging, waren natürlich ganz unzureichend.

Ich erinnere mich nicht genau, was ich damals von der Lehre von den drei Stufen, der theologischen, der metaphysischen und der positiven hielt. Ich hatte noch nie über die Sache nachgedacht und vermochte mich daher weder zu einem Ja noch zu einem Nein zu entscheiden. In Bezug auf Comtes Einteilung der Wissenschaften aber gab ich, da ich hier mit dem Gegenstande hinlänglich vertraut war, sofort meiner eigenen Meinung Ausdruck: ich verhielt mich durchaus ablehnend gegen seine Annahme. Miß Evans war sehr erstaunt darüber. Sie hatte, wie sie sagte, seine Einteilung für vollkommen gehalten. Da sie sich nicht gern zu einer Auseinandersetzung herbeiließ und sah, daß meine Stellungnahme eine ganz entgegengesetzte war, kam sie nicht mehr auf Comtes Philosophie zurück, und auch ich las nicht mehr weiter.

Mit der fortschreitenden Jahreszeit fanden unsere Unterhaltungen nicht länger nur im Hause oder an Vergnügungsorten statt, sondern meistens während Spaziergängen auf einer ruhigen nahegelegenen Promenade.

Da man uns oft zusammen sah, stellten die Leute natürlich ihre Vermutungen an. Gewöhnlich genügt der Welt eine ganz geringe Wahrscheinlichkeit, um positive

Schlüsse zu ziehen; hier lag aber große Wahrscheinlichkeit vor, und es wurde daher behauptet, daß ich in sie verliebt sei und sie wohl bald heiraten werde. Aber keines von beiden war der Fall.

Ich möchte in Verbindung mit einer Bemerkung, die sie mir gegenüber machte, hier, da sich vielleicht sonst keine Gelegenheit mehr dazu bietet, eine mir eigene Gewohnheit erwähnen. Ich glaube, wir sprachen von meinen Social Statics, als sie äußerte, es wundere sie, daß sich bei mir, trotzdem ich doch so viel nachdenken mußte, keine Runzeln auf der Stirne zeigten. Wahrscheinlich, weil ich mir nie Kopfzerbrechen gemacht habe, sagte ich. — O, so etwas Vermessenes ist mir noch nicht vorgekommen! rief sie aus. — Nicht im geringsten, wenn Sie erst wissen, was ich damit meine. — Ich erklärte ihr hierauf, daß meine Denkweise nicht jener konzentrierten Anstrengung bedürfe, die gewöhnlich die Stirnrunzeln verursacht.

Ich habe es nie vermocht, mich vor ein Problem zu setzen, um es durch Kopfzerbrechen zu lösen. Wenn ich von Zeit zu Zeit zu Schlüssen gelangte, so waren diese nie eine Antwort auf aufgeworfene Fragen; ich gelangte ganz unversehens dazu — jeder Schluß war das Endergebnis eines Gedankenkörpers, der langsam aus einem Keime aufwuchs. Ich merkte mir beispielsweise eine direkte Beobachtung oder eine Tatsache, auf die ich im Lesen gestoßen war: offenbar war ich mir ihrer Bedeutung bewußt; nicht, daß mir ein deutliches Bewußtsein ihrer allgemeinen Bedeutung aufgestiegen wäre, sondern es war vielmehr eine Art instinktiven Interesses vorhanden für solche Tatsachen, die von allgemeiner großer Bedeutung sind. Z. B. hinterließ der ins einzelne beschriebene Bau dieser oder jener Gattung von Säugetieren, obgleich ich gern darüber las, nur einen unbestimmten Eindruck. Stieß ich aber auf die Tatsache, daß die Säugetiere — selbst so ungleichartige wie Walfische und Giraffen — fast ausnahmslos sieben Nackenwirbel haben, so fiel mir das auf und blieb mir im Gedächtnis haften. Dieser Begabung für das Festhalten der wichtigen Wahr-

heiten zufolge geschah es oft, zumal wenn eine solche durch Beispiele erläutert war, daß ich ihr eine Weile nachhing und sie auf ihre Tragweite hin untersuchte. Acht Tage später wurde ich vielleicht wieder daran erinnert, und durch eingehenderes Nachdenken mochte ich auf eine weitere Erkenntnis stoßen: es fanden sich neue Beispiele. Nach Verlauf von einiger Zeit, einem Monat oder auch halben Jahr mochte mich wieder etwas an meine früheren Beobachtungen erinnern, wobei der betreffende Gedanke irgendwelche Erweiterung erfuhr. Hatten sich die Beispiele solchergestalt angehäuft, daß eine Verallgemeinerung möglich wurde, so bildete sich aus den unbestimmten Umrissen eine bestimmte Vorstellung heraus, die vielleicht, nachdem ich die Schwierigkeiten und Ausnahmsfälle noch überdacht hatte, eine Einschränkung erfuhr und den Gedanken in eine richtigere Form brachte. Die bisherige induktive Verallgemeinerung mochte nun zur deduktiven werden: ich erkannte sie plötzlich als die notwendige Folge eines physikalischen Gesetzes. So entstand nach und nach ohne eine bewußte Absicht und ohne merkliche Anstrengung eine zusammenhängende geregelte Theorie. Gewöhnlich vollzog sich der Vorgang allmählich, ungezwungen und erstreckte sich manchmal auf Jahre hinaus. Ich glaube, der Grund, warum bei mir die von Miß Evans vermißten Furchen des Denkens fehlten, war der, weil meine Gedankenentwicklung so stufenweise, wie von selbst vor sich ging. Dreißig Jahre später noch — ungeachtet der dazwischenliegenden Gedankenarbeit — war bei mir fast ebensowenig von Runzeln zu entdecken.

Ich erwähne jene Bemerkung von Miß Evans und gebe diese Erklärung, um der Ansicht Raum zu geben, daß eine in der beschriebenen Weise gewonnene Lösung größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, als eine andere, die man nur infolge von Anstrengung erlangt hat und in der Absicht, die Lösung zu finden. Beabsichtigte Geistesanstrengung verursacht Irreführung der Gedanken. Das Bestreben, einen Namen oder ein Ding, das man vergessen hat, ins Gedächtnis zurückzurufen, ist oft vergeblich; sobald aber die Aufmerksamkeit abgelenkt wird, fällt einem der gesuchte Name oder

Gegenstand von selbst ein. Während die Gedanken gezwungenerweise in einer einmal eingeschlagenen falschen Richtung gehalten werden, sucht man vergebens; hört die Anspannung aber auf, so wird die richtige Ideenverbindung sich von selber einstellen. Ebenso kann es geschehen, daß, wenn man durch angestrengtes Denken zur schnellen Lösung eines Problems gelangen will, diese Anstrengung unser Bewußtsein irreführt, während eine wiederholte ruhige Betrachtung des Problems es der wohl unbewußt durch Erfahrung gewonnenen Gedankenwillfährigkeit erlaubt, sich geltend zu machen und den Geist zur richtigen Lösung zu führen.

Es geht mit den mannigfaltigen Vorfällen des täglichen Lebens wie mit den zahlreichen Samen einer Pflanze: fast alle enden ohne Fortpflanzung. Gelegentlich nur wird ein Vorfall, der sich äußerlich gar nicht von all den unfruchtbaren unterscheidet, der Erzeuger einer ganzen Reihe von Ereignissen. Schon die vergangenen zwei Jahre hatten verschiedene Beispiele dafür geliefert, und nun kam ein weiteres dazu.

Als ich mich zur Veröffentlichung meiner „Bevölkerungstheorie" in der Westminster Review einverstanden erklärte, kam ich mit Chapman überein, daß ich zwei Monate nach dem ersten Erscheinen des Artikels einen Auszug daraus mit meinem Namen als Flugschrift veröffentlichen dürfe. Wirklich erschien im Juni die Abhandlung, und ich schickte eine Anzahl Exemplare an führende Männer, worauf ich als einziges sichtbares Ergebnis Anerkennungsschreiben erhielt. Ein Exemplar, das ich erst später versandte, hatte jedoch weitere Folgen. Unter den Anwesenden der im Jahre 1852 abgehaltenen Versammlung der British Association befand sich ein damals noch wenig bekannter Biologe Mr. T. H. Huxley. Infolge seiner wissenschaftlichen Kenntnisse hatte er die Stelle eines Assistenzarztes an Bord der „Rattlesnake" erlangt, zur Zeit, da deren Offiziere die Messungen der „Innendurchfahrt" an der Ostküste von Australien auszuführen hatten. Die „Rattlesnake" war unlängst zurückgekehrt, und Mr. Huxley wartete nun auf die Bewilligung, um das Ergebnis seiner Forschungen zu veröffentlichen. Unter den Berichten, die

er in der Versammlung der British Association vorlas, handelte einer von den Seetieren des Ozeans, und er berührte dabei eine Tatsache, die ich in meiner Bevölkerungstheorie festgestellt hatte. Dies veranlaßte mich, ihm ein Exemplar meiner Broschüre zuzusenden, wie ich glaube mit einem Begleitschreiben. Daraufhin besuchte er mich im Bureau des Economist, und ich erwiderte seinen Besuch in seiner Wohnung in St. Johns Wood. So entstand eine Freundschaft, die bedeutsam in mein Leben eingriff.

Professor Huxley ist durch seine verschiedenen Staatsstellungen, die er schon bekleidete, durch seine Vorträge und Schriften, durch seine wissenschaftlichen Werke und seine verschiedenerlei Essays so bekannt, daß es töricht wäre, etwas über ihn in seiner öffentlichen Eigenschaft zu sagen. Meine Absicht ist bloß, hervorzuheben, daß er einen Gegenbeweis gegen die landläufige Meinung bildet, wonach der Mensch nur in einem besonderen Gedanken- oder Wirkungskreise Großes leisten kann. Er bestätigt vielmehr das — jedenfalls ganz unhaltbare — Wort, daß ein Genie eine Einheit sei, die sich gleicherweise in allen Richtungen offenbaren kann. Während er ein so alles in sich aufnehmender Leser ist, daß er vom Märchen an bis zur Bibelkritik oder einer methaphysischen Abhandlung nichts verschmäht, ist er auch als Denker nicht weniger vielseitig: er vereinigt Rezeptivität mit Originalität, Eigenschaften, die sonst getrennt auftreten. Denen, die ihn nur als Redner und Schriftsteller kennen, zeigt er bloß die ernstere Seite seiner Persönlichkeit. Seine Freunde dagegen kennen ihn als außerordentlich witzigen Kopf. Ich erinnere mich heute nach zwanzig Jahren noch an einen Witz, den er auf meine Kosten machte. Es wurde einmal in seinem Kreise über Tragödie gesprochen; dabei erwähnte jemand meinen Namen in Verbindung mit irgend einer Ansicht darüber, worauf er bemerkte: „Ach, wissen Sie, Spencers Begriff von der Tragödie ist eine Deduktion, die von einer Tatsache erdrosselt wird.“ Ein andermal bot ihm Lewes Gelegenheit zu einem Witz. Ich hatte einige bedeutende Männer anläßlich des Besuchs eines amerikanischen Freundes zu Tisch geladen. Im Laufe des Abends

kamen wir auf das Abfaſſen ſchriftſtelleriſcher Arbeiten zu ſprechen: einige beſchrieben die Mühe, die ſie hatten, bis ſie erſt in Schwung kamen, andere wiederum fanden den Ausgangspunkt leichter. Lewes, als einer der letzten, ſagte: „Ich zögere nie. Ich gebe gleich Volldampf; kurz und gut, ich koche ſchon bei ganz niederer Temperatur.“ — „Ach ſo! bemerkte Huxley, alſo ein Vakuum in den oberen Regionen.“

Huxley hat zwei Fehler, die ich nicht verſchweigen darf. Der eine iſt ſeine allzugroße Nachgiebigkeit. Obwohl er der letzte wäre, der einen Standpunkt oder eine Gedankenrichtung, die er einmal für richtig erkannt hat, aufgeben würde, ſo vermag er doch kaum nein zu ſagen, wenn er um etwas angegangen wird, ob es nun das allgemeine Wohl oder das eines Einzelnen betrifft. Die Verſuchung einzuwilligen iſt gewöhnlich zu groß für ihn.

Sein zweiter Fehler, eine natürliche Folge des erſten, iſt, daß er zuviel arbeitet; denn ſelbſtverſtändlich bürdet ihm eine jede dieſer Einwilligungen neue Laſten zu ſeinen vielen Verpflichtungen auf. Ich muß bei ihm oftmals an jemand denken, der zwei Eiſen aus dem Feuer holt und dafür drei wieder hineinlegt. Mit der äußerlichen Anhäufung von Pflichten tritt nun notwendigerweiſe auch eine innere Ueberbürdung ein. Es heißt hier für das Hauptbuch der Natur Ordnung halten; denn ſie führt ein genaues Konto, das man einſt irgendwie ausgleichen muß.

Aber wie kann ich mich denn vermeſſen, ſeine Nachgiebigkeit und unangebrachte Opferwilligkeit zu verurteilen, wo ich doch ſelbſt ihn veranlaßte, mir die Wohltat ſeiner Kritik zu gewähren, wenn er ſtatt deſſen der Erholung und Unterhaltung bedurft hätte?

Im vorletzten Kapitel habe ich einen Eſſay über die Kraft des Ausdrucks erwähnt, den ich um 1844 in dem nun längſt eingegangenen Tait's Magazine veröffentlichen wollte, der mir aber zurückgeſchickt wurde. Als die Frage des Stils mich zu beſchäftigen anfing, hatte ich Werke darüber geleſen, aber darin nichts als Lehrſätze und empiriſche Regeln gefunden, die mich, der ich nach Prinzipien ſuchte, natürlich

nicht befriedigen konnten. Ich gab mich nun selbständig dem Studium des Stils hin und suchte die Kraft des Ausdrucks in ihren Ursachen aufzudecken.

Ich schlug nun diesen Essay für die Westminster Review vor, und veröffentlichte ihn dort im Oktober in einer gründlichen Umarbeitung unter dem Titel „Die Philosophie des Stils". Diese Abänderung geschah auf Wunsch des Herausgebers, dem der Titel „Kraft des Ausdrucks" nicht paßte. Es mag eigentümlich berühren, daß die Frage des Stils etwas mit physikalischen Prinzipien zu tun haben soll. Meine erste mehrfach durch Beispiele unterstützte Behauptung lautete dahin, daß zur Erläuterung der zur Interpretation einer Idee erforderlichen Sinnbilder eine gewisse Nervenkraft verbraucht wird, und daß es je nach Anzahl und Art dieser Symbole eines größeren oder kleineren Energieaufwands bedarf. Die Schlußfolgerung war, daß je weniger Energie zur Interpretation der Sinnbilder erforderlich sei, uns desto mehr zur Vorstellung der Idee selbst bliebe, die dadurch wiederum an Lebendigkeit gewänne; oder anders ausgedrückt, daß die erfolgreichste Satzform diejenige sei, welche die Gedanken des Hörers oder Lesers der Linie des geringsten Widerstands entlang führt. Denn jeder Widerstand, der sich ihm im Uebergang von einem Gedanken zum anderen entgegenstellt, beeinträchtigt die Kraft, mit der der folgende Gedanke in unser Bewußtsein eindringt. Der zweite Grundsatz war folgender: da ein jedes Element in unserem Nervensystem, wie jeder andere aktive Teil in unserem Organismus durch Betätigung eine Einbuße erfährt, so folgt daraus, daß jeder neuerfaßte Gedanke, jeder neugebildete Begriff eine gewisse — bald kürzere bald längere Erschöpfung der betreffenden Nervenelemente verursacht und daß diese daher zum Teil zeitweilig unfähig sind, sich zu betätigen: die Fähigkeit, dem Bewußtsein ein Gefühl oder einen Gedanken zu übermitteln, hat sich den Verhältnissen entsprechend verringert. Ich zog daraus den Schluß, daß wir um eine möglichst große Wirkung zu erzielen, die Eindrücke dergestalt anordnen müssen, daß die zu Anfang stehenden Ausdrücke den nachfolgenden, denen die eigentliche Bedeutung zukommt, keinen Eintrag tun.

Wie man sofort ersieht, stimmen diese Grundsätze mit denen vieler Stilisten überein; aber mein Essay gab diesen Grundsätzen statt der empirischen eine rationelle Form und wies auf ihre weitgehende Anwendbarkeit hin.

Ich möchte nur noch hinzufügen, daß Baers Formel von der Umwandlung der Organismen die Verbindung mit einem verwandten Gedankengang herstellt. Der Essay schließt mit der Feststellung, daß eine vollkommene Darstellung kein Aneinanderreihen gleichartiger Teile, sondern ein Ineinandergreifen ungleichartiger Bestandteile sein wird, die voneinander wechselseitig abhängig sind. (S. S. 451—55 der Social Statics.) Auf der darauffolgenden Seite wird man die teilweise gleichbedeutende Darlegung finden, daß der Fortschritt im Stil zunehmende Ungleichartigkeit in unserer Ausdrucksweise hervorbringen muß.

Um den Bericht dieses Jahres zu vervollständigen, möchte ich hier noch einige Nebensachen hinzufügen, die mein Alltagsleben in angenehmer Weise würzten. Zweimal brachte ich meinen achttägigen Urlaub an der See zu. In vorgerückterer Jahreszeit verbrachte ich in Coventry einige schöne Tage bei Miß Evans Freunden, Brays, mit denen ich, ebenso wie mit Miß Hennell, später Freundschaft schloß. — Wegen ihres unpersönlichen Interesses mögen nachstehende Stellen aus Briefen noch angeführt werden:

> Ich besuchte Dienstag Leigh Hunt. Ich mag ihn sehr gern. Nächstens werde ich zum Tee bei ihm sein. Er hat die S. S. zweimal gelesen. (12. März.)

Ich will gleichzeitig bemerken, daß er mir seine „Religion des Herzens" zu lesen gab, mit deren Richtung ich sehr sympathisierte.

> Gestern war ich bei der Einweihung der ersten Säule des neuen Kristallpalastes. Es war eine großartige Feier. Ich sah und sprach eine Menge Bekannte und unterhielt mich sehr gut. Der neue Palast wird prachtvoll sein — kein Vergleich mit dem alten. (6. August.)

Seit 1851 war ich mit Mr. F. O. Ward bekannt, einem der tüchtigsten Sanitätsagitatoren seiner Zeit. Ich war schon mehrmals in seinen literarischen Gesellschaften gewesen, wo ich viele berühmte Männer kennen lernte. Mr. Ward hatte einen Plan zu einem Sammelbecken bei Farnham entworfen, aus welchem London mit Wasser versehen werden sollte. Zur Förderung seines Entwurfs versammelte er Fachmänner und andere, um deren Rat einzuholen. Ich gehörte auch hiezu. — Ein Brief berichtet über eine Bekanntschaft, die ich dort machte:

Neulich kam ich mit Kingsley, dem Verfasser von Alton Locke, Yeast, The Saint's Tragedy u. s. w., zusammen. Er ist ein Hauptkerl. Wir lernten uns auf einem Picknick kennen. Man sieht ihm nicht im geringsten den Pfarrer an. Wir unterhielten uns ziemlich lange. Er scheint ein Mann von außerordentlicher Willenskraft zu sein, und so lebhaft, daß es ihn Mühe kostet, still zu sitzen. Er sagt, es würde ihm großen Genuß bereiten, wenn er im Schlaf arbeiten könnte. Im Gespräch stottert er, was er aber in den Predigten nicht tun soll. Ich weiß nicht, wie ich über seine Ansichten denken soll — niemand wird überhaupt klug aus ihm. Er sagte unter anderem, er glaube, daß der Mensch, wie wir ihn kennen, keineswegs das höchste Wesen ist, das sich jemals entwickeln wird. Ich faßte diese Aeußerung als eine Annahme der Entwickelungshypothese auf, bin aber nicht sicher, daß er darauf anspielen wollte. (10. September.)

Wenn ich auch dies Jahr im allgemeinen angenehm verbrachte, so trug sich doch noch vor seinem Ablauf ein Ereignis zu, das mich auf lange hinaus traurig stimmte. Welcher Art dies war, wird aus dem nächsten Kapitel hervorgehen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ich gebe meine Stelle am Economist auf.

1853.

Warum habe ich es eigentlich so lange auf diesem untergeordneten Posten ausgehalten? Briefe aus der Zeit, da ich die Anstellung annahm, lassen erkennen, daß ich sie nur als eine vorübergehende ansah. Im April 1849 noch schrieb ich: Ich werde wahrscheinlich bis zum Erscheinen meines Buches meine Stelle behalten. Seither waren schon zwei volle Jahre verstrichen, und noch immer war ich am Economist.

Im Herbst jedoch, ermutigt von dem Erfolg der Social Statics und meiner Artikel in der Westminster Review tat ich endlich einen entscheidenden Schritt.

Ein Brief vom 20. Oktober 1852 enthält folgende Stelle:

> Ich denke daran, einen Artikel für die Edinburgh Review vorzubereiten, den Mr. Greg, einer ihrer Hauptmitarbeiter einreichen soll. Er wird wohl von der Erziehungsmethode handeln. Viele meiner Freunde finden, daß meine jetzige Stelle Zeitverlust für mich bedeutet, und daß ich bei geringerer Anstrengung literarisch mehr erwerben könnte. Zugleich würde ich mehr Zeit zu größeren Arbeiten gewinnen . . . Der erwähnte Artikel wird wohl entscheidend für meine fernere Beschäftigung sein.

Meine Erfahrungen konnten mich nicht dazu ermutigen, mich ohne weiteres von der Stelle, die ich besetzt hielt, loszumachen. Das Bewußtsein, daß ich mich wahrscheinlich noch mehr abplagen müßte, wenn ich eine unsichere Laufbahn einschlüge, mag mich ebenfalls davon abgehalten haben. Wer weiß, wie lange ich noch meinen alten Posten bekleidet hätte, wäre nicht ein Ereignis eingetreten, das entscheidend in mein Leben eingriff.

Wann wird der Begriff Erziehung einmal Lehren über Lebensführung in sich schließen? Es ist wahr, daß Re-

ligionsunterricht und moralische Einschärfungen einen Bestandteil der Pädagogik ausmachen; es ist wahr, daß vieles, was die Menschen gerne tun würden, untersagt wird — einiges mit Recht, anderes nicht. Es ist wahr, daß die Menschen ermahnt werden, vieles zu tun, wogegen sie eine Abneigung haben, aber all diese Verbote und Befehle lassen eine große Anzahl von Handlungen unbeachtet und es kommen im Leben viele Fälle vor, deren glücklicher oder unglücklicher Ausgang einfach eine Frage der Klugheit ist.

Die Menschen lassen sich oft auf allzuviele Pläne ein, ohne den Zeitaufwand, die Mühe und Sorge, die sie damit übernehmen, vorher in Erwägung zu ziehen. Sie fragen sich nicht, ob der Gewinn, dem sie entgegensehen, ein wirklicher Ersatz ist für all die Aufmerksamkeit und Gedankenanstrengung, die sie sich abgerungen haben, ob wirklich sie und andere das einmal Erreichte genießen werden. Sie ziehen nicht in Betracht, ob sie nicht durch anderweitige Verwertung ihrer Kraft ein größeres Maß von Glückseligkeit selbstsüchtiger oder selbstloser Art, erlangen würden. Würden Mittel und Endziel im Voraus gehörig erwogen, so würde es sich z. B. mancher überlegen, ehe er sich jahrelang um des gesellschaftlichen Erfolges willen abarbeiten und sorgen würde; lernte man vorher den Wert des einmal erreichten Erfolges schätzen, würde man das verhältnismäßig geringe Vergnügen, das er gewährt, sowie die zahllosen Aergernisse und Enttäuschungen, die damit zusammenhängen, vorher schon kennen, so würde gar mancher darauf verzichten, sich der sozialen Tretmühle zu opfern.

Aber weitaus die meisten und zugleich verhängnisvollsten Irrtümer, die dadurch entstehen, daß Zweck und Mittel nicht einander gegenübergestellt und abgeschätzt werden, entspringen dem landläufigen Begriff von Verhältnis zwischen Leben und Arbeit. Hier ist die durch eine Vereinigung von Ursachen entstandene Gedankenverwirrung so groß, daß Mittel mit Zweck und Zweck mit Mittel verwechselt wird. Diese Verwechselung der Begriffe ist so fest eingewurzelt, daß das, was ohne das vorwiegende Dazwischentreten der Gewohnheit betrachtet, sich als offenkundiger Irrtum er-

weiſt, von faſt allen Menſchen für eine ſelbſtverſtändliche Wahrheit angenommen wird.

Arbeite ſo lange es Tag iſt, denn die Nacht kommt, da niemand zu arbeiten vermag, iſt eine Ermahnung der Heiligen Schrift, die in nicht mißzuverſtehender Weiſe kundgibt, daß die Arbeit der Zweck und das Leben das Mittel iſt. Auch aus der täglichen Unterhaltung geht hervor, daß der Induſtrialismus des modernen Lebens ſo unzertrennlich die Begriffe von Pflicht und Arbeit verbunden hat, daß derjenige, der ſich am meiſten abarbeitet als der Verdienſtvollſte angeſehen wird. Und wer längere Zeit in ſeiner Tätigkeit ausſetzt, von dem wird ſtillſchweigend angenommen, daß er Rechenſchaft darüber abzulegen hat. Aber all das iſt Aberglaube. Das Leben iſt nicht da zum Arbeiten, ſondern die Arbeit iſt da zum Leben. Wenn die Arbeit in einer Art und Weiſe betrieben wird, die das Leben untergräbt oder unverhältnismäßig verbraucht, ſo iſt ſie nicht lobenswert ſondern geradezu ſträflich. Wenn wir das Leben im Großen in ſeinen aufſteigenden Formen betrachten, ſehen wir, daß die niederſten Lebeweſen alle ihre Kräfte auf Selbſterhaltung und Erhaltung der Art verwenden. Jede Verbeſſerung in der Organiſation erleichtert den Lebensunterhalt, ſodaß die Kräfte, die bei genügender Ernährung entfaltet werden, mehr als zureichend für das Individuum und ſeine Nachkommenſchaft ſein müſſen; es bleibt ſogar ein Teil der Energie unverbraucht übrig. Je höherer Art das Lebeweſen in Bezug auf ſeinen Bau iſt, deſto größer wird der Ueberſchuß an Energie ſein. Kommen wir vollends zum höchſt entwickelten Weſen, ſo finden wir hier ein längeres Ausſetzen im Aufſuchen von Nahrungsmitteln, und während dieſer Zwiſchenzeiten verausgabt ſich nicht ſelten der Energieüberſchuß von ſelber in jener angenehmen Betätigung unſerer Fähigkeiten, die wir als Spiel bezeichnen. Dieſe allgemeine Wahrheit muß als eine für das Leben in ſeiner höchſten Potenz gültige anerkannt werden — ſowohl für das Menſchengeſchlecht als auch für alle anderen Lebeweſen. Die Fortſchritte der Menſchheit ſind in gewiſſer Hinſicht ein Mittel, das Leben mehr und mehr von der bloßen Tat der Arbeit zu befreien, um

dafür mehr und mehr Erholungen für das Leben zu gewinnen — den Genuß einer feineren Kultur, von Aesthetik, Reisen, Spiel u. s. w. Diese Wahrheit ist aber so wenig anerkannt, daß ihre Behauptung wohl den meisten paradox erscheint. Der Pfad der Pflicht wird eben mit der Hingabe an die Arbeit identifiziert, die ganz außerhalb des Gebiets der Selbsterhaltung und der Erhaltung der von uns Abhängigen liegt. So sehr ist dies der Fall, daß man oft einen durch rastloses Arbeiten halb entkräfteten Menschen sehen kann, der trotz der Klagen seiner Familie und des Rats seiner Freunde weiterschafft und seinen Zustand durch Ueberanstrengung täglich verschlimmert. Kurz und gut, man kann die Auffassung jener Leute in den Worten ausdrücken: das Geschäft geht vor — das Leben kommt erst in zweiter Linie.

Wozu habe ich hier diese Bemerkungen, die doch gar nicht im Zusammenhang mit meinem Leben stehen, eingeschaltet? Ich tat es, weil sie meinen Onkel Thomas betreffen, der dieser unglückseligen Lebensanschauung zum Opfer fiel.

Schon während seiner Studienzeit in Cambridge war er einer Nervenschwäche anheimgefallen, von der er sich nie vollständig wieder erholte. Nun er zwischen seinem 50. und 60. Lebensjahre stand, gönnte er sich noch immer keine Ruhe. Er konnte seine Predigten und Vorträge nicht entbehren und setzte sie ungeachtet aller Warnungen seitens der Aerzte und seiner Frau fort, sogar nachdem sich schon die Anzeichen einer Gehirnerkrankung bei ihm gezeigt hatten. Als sein Zustand sich verschlimmerte, schrieb ich nach Hause:

> Mein Onkel ist mit seinem Schreiben ebenso unvernünftig, wie ein Trinker mit seinem Schnaps. Es ist seine einzige Freude, und er kann nicht davon lassen. Alles Reden ist vergebens.

Er erholte sich jedoch wieder etwas von seinem Anfall und nahm seine frühere Tätigkeit von neuem auf. Aber ein nochmaliger Rückfall im Herbst führte unter Hinzutreten

neuer Krankheitserscheinungen seinen Tod im Januar 1853 herbei.

Mein Onkel hatte bestimmt, daß ich Mitvollstrecker seines Testamentes sein sollte. So brachte ich den ersten Teil des Jahres damit zu, die getroffenen Verfügungen zusammen mit meiner Tante auszuführen. Durch eine Bestimmung fielen mir 500 Pfund Erbteil zu. Außerdem erhielt ich als einer der drei Haupterben — meine Tante und mein Vater waren die anderen — noch einen kleinen Zuschuß.

Nun sich meine pekuniäre Lage geändert hatte, zögerte ich nicht länger, den beabsichtigten Schritt zu tun. Infolgedessen teilte ich im April Mr. Wilson mit, daß ich nur noch bis Anfang Juli die Stelle am Economist behalten werde. Inzwischen suchte ich meine literarischen Beziehungen auszudehnen. Mr. Lewes und Mr. David Masson — jetzt Professor in Edinburgh, damals aber in London wohnhaft — vermittelten mir Verbindungen mit der British Quarterly Review und der North British Review, einem inzwischen eingegangenen Dissenterorgan.

Wie ich früher schon erwähnte, hatte ein Teil meines beabsichtigten Werkes über Psychologie „Das Universal-Postulat" zum Gegenstand; sein Hauptinhalt war die Feststellung solcher Kriterien, denen wir unumstößliche Gewißheit zubilligen. Ich entschloß mich, der Westminster Review einen Essay hierüber einzusenden.

Damals, als ich J. St. Mills „System der Logik" las, nahm ich mir vor, meine eigene Ansicht — teilweise im Widerspruch mit der seinigen — zu veröffentlichen. An Stellen, in denen er gegen die Theorie von Dr. Whewell auftritt, ließ er gänzlich jenes Kriterium der Wahrheit außer acht, auf das wir alle in letzter Instanz zurückgreifen. Ueberdies erkannte er die Notwendigkeit eines Kriteriums gar nicht an.

Dieser Essay mag meinen Hang zur Analyse beweisen, der sich mit der noch schärfer ausgeprägten Neigung zur Synthese verband. Schon die Social Statics hatten dies gezeigt, deren Bestreben es war, jene letzte Wahrheit be-

züglich ſozialer Beziehungen zu entwickeln, aus denen alle Spezialformen der Gerechtigkeit abgeleitet werden können. Die Analyſe ging voran, um einer befriedigenderen Syntheſe Platz zu machen. Ebenſo war mein Vorgehen in der Bevölkerungstheorie. Nicht durch vorbedachte Forſchung, ſondern ganz beiläufig war ich zur Erkenntnis der Tatſache gelangt, die im allgemeinen in betreff der Vermehrungsgrade aller Lebeweſen aufgeſtellt werden kann. Aus der Analyſe ging das allgemeine Geſetz hervor, daß Individuation und Wiedererzeugung einander entgegenſtehen. Wie ich zu dieſem Geſetz auf dem Wege der Zergliederung gelangte, ſo kam ich auf dem der Syntheſe zu einigen Schlüſſen bezüglich der Menſchenbevölkerung. Auch der Eſſay über „Die Philoſophie des Stils“ war ſo entſtanden. Verſchiedene empiriſche Ausſagen und Grundſätze über Darſtellungsweiſe waren im Gange: — Metaphern ſind beſſer als Gleichniſſe; die unſerer Sprache eigentümlichen Ausdrücke wirken viel lebendiger als ſolche lateiniſchen Urſprungs; die poetiſche Form iſt eindrucksvoller als die Proſa u. ſ. f. Liegt hier nicht eine gemeinſame Urſache zugrunde? fragte ich mich. Und ſo kam ich denn, wie ich ſchon auseinanderſetzte, zu dem analytiſchen Schluſſe, daß die wirkſamſten Ausdrucksformen diejenigen ſind, die die geringſte Aufmerkſamkeit ſeitens des Empfängers erfordern, indem er ſo ſein Hauptaugenmerk auf den Gedanken ſelbſt richten kann.

Erſt jetzt bin ich mir durch vergleichende Beobachtung der Tatſache bewußt geworden, daß ſich dies Verfahren bei allen meinen Schriften nachweiſen läßt.

Das Suchen nach einem Grundelement, um das Gemeinſame an ſcheinbar verſchiedenen Dingen herauszufinden, geſchah bei mir nicht mit Vorbedacht, ſondern indem ich einem unbewußten Triebe folgte. Wenn mir ein Gewicht auf den Fuß fällt, und ich dabei Schmerz empfinde, ſo iſt das für mich eine unbeſtreitbare Tatſache. Wenn ich drei Bücher auf dem Tiſch gelaſſen habe und nachher nur zwei vorfinde, ſo habe ich die Ueberzeugung, daß das eine auf irgendwelche Art verſchwunden iſt. Während meine Augen unter dem Schein des elektriſchen Lichtes ſchmerzen, kann mich

keine noch so große Anstrengung glauben machen, ich blicke ins Dunkle. Eine gerade Straße ist zwischen zwei Dörfern gebaut, die vorher nur durch einen gewundenen Pfad verbunden waren, und ich bin zur Annahme gezwungen, daß der neue Weg kürzer ist, als der alte. Hier besteht nun für mich eine Reihe sogenannter Tatsachen, die in fast jeder Hinsicht von äußerster Ungleichheit sind — ein Schmerz, eine numerische Folgerung, eine Gesichtsempfindung, eine geometrische Wahrheit —, welche aber doch in ihrer absoluten Richtigkeit gleich sind. Worin besteht diese absolute Richtigkeit? Was veranlaßt mich, diesen Tatsachen einen Grad von Gewißheit zuzuschreiben, der nicht mehr gesteigert werden kann? Ich kann keinen Beleg für die Richtigkeit dieser Tatsachen erbringen, außer daß es eben Tatsachen sind. Die Probe, durch die ich — in letzter Instanz — bestimme, ob ich einen Glauben notwendigerweise annehmen muß, ist, ob ich ihn verwerfen kann, ob mir seine Verneinung denkbar ist. Oder mit andern Worten, die Undenkbarkeit seiner Verwerfung ist mein letztes Kriterium der Gewißheit. Und daß es unmöglich ist, durch irgend welche Argumente darüber hinwegzukommen, wird durch die Tatsache erwiesen, daß für die Richtigkeit jeglichen Schrittes beim Argumentationsprozeß die Gewähr die ist, daß eine Negation undenkbar ist.

Als eine merkwürdige Tatsache mag erwähnt werden, daß seither verschiedene Einwendungen gegen meine Fassung des Kriteriums erhoben wurden, daß jedoch von keiner Seite ein anderes Kriterium der Gewißheit vorgebracht wurde. Keiner von denen, die meine Fassung beanstandet haben, hat eine eigene vorgeschlagen. Daraus folgt wohl, daß sie es für überflüssig hielten. Man hätte annehmen dürfen, daß die Betreffenden sich zu einer systematischen Erörterung — zumal es eine Auseinandersetzung über das Wesen der Dinge betraf — über die Unterscheidungsmethoden der logisch zulässigen oder zu verwerfenden Behauptungen einigen würden. Könnte man hier nicht mit Fug und Recht sagen, daß diejenigen, welche sich weigern, eine Meinung anzuerkennen, es aber vermeiden, einen eigenen Vorschlag zu

machen, dies im Bewußtsein tun, daß dieser doch keine Prüfung aushalten werde?

Um diese Zeit hatte in der wissenschaftlichen Welt ein nun weithin bekannter Gelehrter durch einen Vortrag an der Royal Institution großes Aufsehen erregt. In Gegenwart von Faraday, der die diamagnetische Polarität bestritten hatte, bewies er, daß eine solche existiert — ich meine Tyndall, der bald darauf Professor wurde. Im Laufe des Frühjahrs machte mich Huxley mit ihm bekannt.

Es wird von Keats behauptet, er soll einmal in Gesellschaft geäußert haben: Confusion to Newton.* Wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß Keats einem Toten dies gewünscht haben soll, so sind diese Worte doch bezeichnend für seine Denkweise. Er begründete seine Aeußerung damit, Newton habe gezeigt, daß der Regenbogen infolge der Strahlenbrechung des Lichts durch die Regentropfen verursacht werde, und daß er somit das Wunderbare daran zerstört habe. Damit hat Keats nur der allgemeinen Ansicht, daß Wissenschaft und Poesie Gegner sind, scharfen Ausdruck gegeben. Zweifellos ist es richtig, daß das Bewußtsein, während es mit der wissenschaftlichen Erklärung einer Sache beschäftigt ist, die dann und wann auch etwas Schönes sein kann, die ästhetische Würdigung derselben vernachlässigt. Aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß dasselbe Bewußtsein ein andermal so vollkommen von der ästhetischen Wertung ausgefüllt sein kann, daß jeder Gedanke einer wissenschaftlichen Auslegung ausgeschlossen wird. Die Unfähigkeit eines Mannes der Wissenschaft, Dinge von ihrer poetischen Seite zu betrachten, beweist einfach die Beschränktheit seines Empfindungsvermögens. Der umfassende Geist ist zu beiden fähig. Diejenigen, die behaupten, daß eins dem andern im Wege stehe, vergessen, daß Goethe, obwohl in erster Linie Dichter, zugleich wissenschaftlicher Forscher war. Auch an umgekehrten Fällen fehlt es nicht. Professor Tyndall selbst wird hauptsächlich als Forscher angesehen;

* Confusion hier etwa = Beschämung.

aber es gibt unter den als Poeten bezeichneten Menschen wohl nur wenige, deren Schönheitsdurst dem seinigen gleichkommt. Alljährlich, wenn er, solange es die Wetterverhältnisse erlauben, sein Chalet auf der Bel Alp mit dem wunderbaren Blick auf die Gipfel der Alpen bewohnt und sich alsdann nach Hind Head mit seiner malerischen Umgebung zurückzieht, schwärmt er mit einer Leidenschaft für die Natur, wie sie nur ein Wordsworth empfand.

Ich möchte noch einen weiteren Zug erwähnen, der vielleicht mit diesem in einigem Zusammenhang steht. Gewöhnlich geht der wissenschaftliche Spezialist so sehr in seinem Fache auf, daß er verhältnismäßig geringes Interesse für andere Wissenszweige an den Tag legt und nur sehr selten dem Zusammenhang nachforscht, der zwischen Wissenschaft im allgemeinen und den großen Fragen, die außerhalb der Wissenschaft liegen, besteht. Für Professor Tyndall dagegen — wie auch für Professor Huxley — sind gerade diese Fragen in ihrer Beziehung zur Wissenschaft von größtem Interesse: das Licht, das die Wissenschaft auf die Natur des Menschen wie auf die des Weltalls wirft, und die Bescheidenheit, die sie angesichts all des Unerforschlichen lehrt. Der flache Werkeltagsmensch stellt sich unter Wissenschaft bloß chemische Analyse, Berechnung von Zeit und Entfernung, Bestimmung von Gattungen, physiologische Experimente und ähnliches vor. Jene Eingeweihten aber, die nach wissenschaftlichen Kenntnissen ihres unmittelbaren Wertes halber trachten, leben in dem sich stets steigernden Bewußtsein des letzten Wertes der Wissenschaft, der in einer Verklärung von Dingen besteht, einer Verklärung, die — wunderbar genug innerhalb der Grenzen des Erkennbaren — uns ein tiefer verborgen liegendes Wunder ahnen läßt, das wir niemals erfassen werden. Viele Vorlesungen und Vorträge Professor Tyndalls zeigten, wie sehr diese Auffassung der Wissenschaft ihn beherrscht. Wenn ihm von manchen als Beweggrund zu seinen kühnen Bergbesteigungen Ruhmbegierde zugeschrieben wurde, so ersehen doch die eng mit ihm Vertrauten darin zwei andere Charakterzüge: einmal haben für ihn Bergbesteigungen an und für sich etwas Bezaubern-

des, und dann wurzelt in ihm der feste Wille, seine niederen Triebe, jede Begierde und jede Furcht zu beherrschen. Dies, verbunden mit seinem heißblütigen irischen Temperament, mag wohl ein Element seiner edlen ritterlichen Gesinnung sein, für jeden, den er verkannt glaubt, einzustehen. Mr. Rendu, jener schweizerische Bischof, der zuerst eine Erklärung für die Gletscherbewegungen fand, hatte in ihm einen glänzenden Darsteller. Er war es, der dem deutschen Physiker Robert Mayer für seine Lehre der Aequivalenz der physischen Kräfte eine frühzeitige Verbreitung verschaffte. Den großen Entdeckungen Youngs, die zu dessen Lebzeiten von Lord Brougham, einem von der Menge aus Unverstand als Autorität angesehenen Manne, diskreditiert wurden, hat er mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit zu Ansehen verholfen. Ebenso verfocht er in der energischsten Weise und mit großem Kostenaufwand die Sache des von amtlicher Seite ungerecht behandelten Erfinders — Mr. Wigham. Einmal nur hielt ich einen, für den er ebenso eifrig eintrat, dessen nicht für würdig.

Meine ich mich selber? Doch wohl nicht! Wenn auch mein Name unter diejenigen einzureihen ist, die aus seinem heißen Wunsche, überall Gerechtigkeit zu sehen, Nutzen zogen, so wäre es doch unnatürlich, wollte ich in solch einem Falle seine Bestrebungen nicht gutheißen.

In der ersten Zeit ihres Bestehens — unter der Mitarbeiterschaft von Mill und Molesworth — war die Westminster Review ein Organ des unverfälschten Liberalismus — jenes Liberalismus, der die Erweiterung der Freiheiten der Menschen erstrebt, und nicht des heutigen, der, während er ihnen nominelle Freiheiten in Gestalt des Stimmrechts einräumt, in Wahrheit durch den Zuwachs von Einschränkungen und Verordnungen ihre Freiheiten beschränkt, und der überdies sie eines großen Teils ihres Einkommens beraubt, indem ihnen der Staat die freie Verfügung darüber entzieht. Ihrem wahren Liberalismus gemäß war die Westminster Review gegen die übermäßige Einmischung der Regierung aufgetreten, und Chapman ging bereitwilligst darauf ein, diese traditionelle Politik fortzusetzen. Da er

meine Ansichten hierüber kannte, forderte er mich auf, sie in einem Artikel niederzulegen, und gerne kam ich seinem Wunsche nach.

Warum eigentlich von diesem Artikel etwas sagen, da doch meine Ansichten über den Gegenstand schon bekannt genug sind? Dennoch habe ich mehrere Gründe hiefür: erstens, daß es wohl angebracht ist, die früheren Stadien meiner Anschauungen anzuführen; zweitens, daß Unachtsamkeit durch fortwährende Wiederholung überwältigt werden muß, und drittens, daß eine kurzgefaßte Aufstellung von Grundsätzen ein klareres Bild gibt als eine ausführliche mit Erläuterungen gespickte Darstellung.

Vorfälle im täglichen Leben zeigen oft, wie leicht wir in unseren Urteilen fehlgehen. Um wieviel mehr sind unsere Urteile über öffentliche Wohlfahrt, die doch mit verwickelten Tatsachen zu rechnen haben, dem Irrtum unterworfen! Sollten wir, bevor wir ein derartiges Urteil laut werden lassen, uns nicht durch die Mißgriffe unserer Vorfahren abschrecken lassen? Weshalb erwarten wir überhaupt so viel von einem Staatseingriff auf neuen Gebieten, wenn er auf den alten nur so erbärmliches Pfuschwerk vollbracht hat? Warum bemühen wir uns, angesichts der Klagen, die täglich über die Organisationen nationaler Verteidigung und der Justizverwaltung laut werden, neue Organisationen derselben Art ins Leben zu rufen? Und umgekehrt, weshalb sollten wir kein Vertrauen in Privatunternehmen setzen, da doch durch solche ganze Ländereien urbar gemacht, Städte gebaut, unsere Verkehrsmittel und überhaupt unsere Kulturerrungenschaften zur Entwicklung gebracht werden? Warum sollten wir zögern, den Privatunternehmungen Vertrauen auf weiteren Fortschritt entgegenzubringen? Weshalb den guten treuen Diener geringschätzen, um den weniger brauchbaren zu befördern? Das Grundmotiv aller sozialen Tätigkeit ist menschliches Begehren; dies kann zu seiner Befriedigung direkte Agenzien benützen, wenn z. B. die Menschen einzeln zu Werke gehen, um ihre Zwecke zu erreichen, oder wenn sie sich dazu freiwillig zu Gruppen zusammentun; oder es kann zu seiner Befriedigung indirekte Agenzien be-

nutzen, wenn z. B. Bürger ihre Vertreter wählen, die ein Ministerium bevollmächtigen, ein Departement bilden, das die höchsten Beamten einsetzt, die ihrerseits die Unterbeamten ernennen, welche diejenigen, die die Arbeit verrichten, zu beaufsichtigen haben. Es ist unter Mechanikern eine bekannte Wahrnehmung, daß je mehr Hebel, Räder und Kurbeln sich an einem Apparat befinden, desto mehr Kräfte verloren gehen und desto größer die Wahrscheinlichkeit eines Mißlingens ist. Ist dies nicht auch so mit der Regierungsmaschine im Vergleich zu der viel einfacheren Maschinerie, deren sich die Menschen bedienen, wenn jene nicht vorhanden ist? Außerdem erfolgt die Befriedigung der Wünsche der Menschen, wenn sie ihnen selbst überlassen bleibt, nach Dringlichkeit und Bedeutung: die wesentlichen kommen natürlich zuerst an die Reihe. Wenn wir aber, statt unsere verschiedenen Wünsche in der natürlichen Reihenfolge je nach ihrer Dringlichkeit zu befriedigen, uns an das Gutdünken der Regierung zu halten haben, dann wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Dringlichkeit ganz außer acht gelassen, ja, wir haben deutliche Beweise dafür, daß dies geschieht. Die besondere Tauglichkeit zu einer Funktion setzt mehr oder weniger große Untauglichkeit zu anderen Funktionen voraus. Die Beschäftigung in vielen Aemtern ist meist der vollkommenen Ausübung der einzelnen Funktion hinderlich. Außer ihrer Aufgabe der nationalen Verteidigung soll die Hauptfunktion einer Regierung die sein, dafür zu sorgen, daß die Bürger in der Befriedigung ihrer eigenen Wünsche, ob einzeln oder in Gruppen, einander nicht schädigen; aber gerade in Ausübung dieser Funktion leistet die Regierung nur Mangelhaftes. Die täglichen Skandale in unserem Gerichtswesen, das oft Verderben statt Segen bringt und das Unzählige abschreckt, die des Schutzes bedürfen, entspringen vielfach der übergroßen Beschäftigung der Staatsmänner und Politiker mit unwesentlichen Dingen, während das Allerwesentlichste beinahe unbeachtet bleibt.

So lauteten einige der Hauptpunkte in meinem Artikel über Over-legislation.

Es kam mir sehr gelegen, daß meine Anstellung sich ihrem Ende zuneigte. Aus Briefen geht hervor, daß die außerberuflichen Arbeiten des letzten halben Jahres nicht spurlos an mir vorübergegangen waren; ich hatte es gesundheitlich zu büßen und sehnte mich nun nach Erholung.

Gerne denke ich an diese Jahre meines Journalistenlebens zurück.

Leichte Arbeit und Sorglosigkeit gestalteten mein Dasein zu einem sehr angenehmen; und Vergnügungen verschiedener Art erschlossen sich mir in Hülle und Fülle. Auch war dies eine Periode reger gedanklicher Entwickelung. Ideen, die sich in späteren Jahren völlig entfalteten, begannen damals zu keimen. Außerdem konnte ich eine andere große Bereicherung meines Lebens verzeichnen: fünf neue Freundschaften hatte ich geschlossen; einige darunter nehmen sich wie Silberfäden in meinem Lebensgewebe aus. Kurz und gut, ich kann wohl sagen, daß meine spätere schriftstellerische Laufbahn vorzugsweise von Auffassungen bestimmt und von Freundschaften beeinflußt wurde, die sich in der Zeit entwickelten, da ich am Economist arbeitete.

Siebenter Teil.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Monate Ferien.

1853.

Außer an Weihnachten 1851—52 hatte ich nun London seit dem Herbst 1848 — also seit nahezu fünf Jahren — nie auf länger als vier Tage verlassen. Ich war daher nicht wenig beglückt, als mir nun einige Zeit für Reisen und Besuche bevorstand.

Meine erste Reise galt Potters, die ihren Sommerwohnsitz in Standish House in der Nähe von Stonehouse aufgeschlagen hatten. Hier wurden so manche Ausflüge zu Fuß, zu Wagen und von Zeit zu Zeit auch zu Pferde unternommen und ich gab mich ganz den Reizen der Landschaft hin.

Abends pflegten wir Gespräche ernster Art und höchstwahrscheinlich gab ich dann und wann bei dieser Gelegenheit auch dem Gedanken Ausdruck, der immer mehr mein Bewußtsein ausfüllte: die Entwickelungshypothese. Aber nur selten geschah es, daß irgend jemand sich einverstanden damit erklärte; man begegnete meiner Ueberzeugung meist mit einem nachsichtigen Lächeln.

Sobald ich wieder in London war, bereitete ich mich auf eine Schweizer Reise vor; im Frühling hatte ich mit Lott vereinbart, daß wir sie zusammen ausführen wollten. „Ich will mit dir in den Himmel", hatte er mir geschrieben, um seiner Naturschwärmerei gebührenden Ausdruck zu verleihen. Er wurde jedoch geschäftlich abgehalten, und als der festgesetzte

Tag herankam, reiste ich allein ab, um ihn in Zürich zu erwarten. Es wäre zwecklos, hier einen Reisebericht zu geben. Diejenigen, die die Schweiz noch nicht kennen, haben sicherlich darüber gelesen, und ich beschränke mich deshalb darauf, meine Eindrücke wiederzugeben. Antwerpen war die erste Stadt, in der ich mich aufhielt, um dort das Münster und die Rubensschen Gemälde zu sehen. Von da ging's über Aachen nach Köln und rheinaufwärts nach Koblenz. In Frankfurt a. M. befielen mich seit 33 Jahren die ersten Zahnschmerzen, denen zufolge ich dort zwei elende Tage zubrachte. Dann fuhr ich über Basel nach Zürich, wo ich mich eine Woche lang aufhielt, um Lott zu erwarten; als aber seine Ankunft sich noch um einige Tage verzögerte, wurde ich ungeduldig und ließ ihm einen Brief zurück, daß er mich auf dem Rigi treffen würde. Er holte mich auch dort ein, und wir durchstreiften gemeinsam das ganze Oberland und kehrten über Brüssel nach London zurück.

Wenn ich an unsere Tour zurückdenke, muß ich gestehen, daß wir den üblichen Fehler begingen, in kurzer Zeit möglichst viel zu sehen und daher alles zu überstürzen. Um nun auf meine Eindrücke zurückzukommen, lasse ich hier zwei Stellen aus einem Briefe folgen:

> Ich war recht enttäuscht von dem Mangel an schönen Färbungen. Grau, Grün und Braun sind die vorherrschenden Farben. Infolge der Klarheit der Luft gibt es nur wenig atmosphärische Effekte, und daher fehlen auch die mannigfachen durch sie bedingten Töne. In dieser Beziehung steht die Schweiz *weit* hinter Schottland zurück. Ich erinnere mich, daß Jackson einmal sagte, Schottland sei viel malerischer, und ich bin ganz derselben Ansicht.

Eine andere Stelle lautet:

> Alles in allem entsprach die Schweiz ganz meinen Erwartungen in Bezug auf ihre Großartigkeit, nicht aber in Bezug auf ihre Schönheit.

Die Schweiz ist deshalb nicht von besonderer Schönheit, weil ihr jene warmen, heiteren Farben fehlen, weil die Formen sich nicht harmonisch zusammensetzen und die

Linien des malerischen Reizes entbehren. Dieser Mangel an Schönheit aber vermag die Erhabenheit nicht zu beeinträchtigen. Erst nach einer gewissen Zeit, während der wir die Fähigkeit erlangt haben, die ungewohnten sinnlichen Eindrücke wiederzugeben, kommt plötzlich eine Offenbarung; wie wenn wir von einem niedrigeren Berge nach den gewaltigen Bergen jenseits des Tales blicken, die während unseres Aufstiegs noch zu wachsen schienen, statt kleiner zu werden: da zieht eine Wolke quer über sie hinweg, und plötzlich ragen ihre Gipfel weit darüber hinaus, viel höher, als sie vorher emporzuragen schienen.

Nature is the circumstance which dwarfs every other circumstance, sagt Emerson, und nirgends fühlt man die Wahrheit dieses Ausspruches tiefer als angesichts dieser gewaltigen, schneegekrönten Massen, deren Lawinen ab und zu in den Tälern weithin widerhallen.

Das oft zitierte Wort von Kant, daß nur zwei Dinge ihm Ehrfurcht einzuflößen vermochten: der gestirnte Himmel über ihm und das moralische Bewußtsein in ihm — könnte ich meinerseits nicht bestätigen. In mir wird diese Empfindung durch drei Dinge ausgelöst: das weite Meer, einen gewaltigen Berg und schöne Musik in einer Kathedrale. Von diesen macht die See auf mich allerdings heute nicht mehr den tiefen Eindruck wie früher — wohl weil ich sie schon zu genau kenne.

Ich muß hier noch etwas über den Einfluß erwähnen, den diese Reise auf mein körperliches Befinden ausübte.

Vor Jahren hatte ich Andrew Combes Prinzipien der Physiologie, angewandt auf die Erhaltung der Gesundheit, gelesen und mir dessen Warnung vor Ueberanstrengung zu Herzen genommen. Er wies darin besonders auf die Gefahr hin, der sich solche, die an eine sitzende Lebensweise gewöhnt sind, bei übermäßigem Gehen und Steigen aussetzen. Nichtsdestoweniger verführte mich Lott zu mehreren Touren, von denen wir übermüdet zurückkehrten.

Ich hatte es schwer zu büßen. Kurz nach meiner Rückkehr nach London stellten sich bei mir Anzeichen einer Herz-

ſchwäche ein. Die Urſache war keine geiſtige Ueberanſtrengung, denn in der Schweiz war ich, wie ich an meinen Vater ſchrieb, unverdroſſen ſtumpfſinnig. Auch in London ließ ich einige Wochen verſtreichen, ehe ich mich wieder ernſtlich an die Arbeit machte. Zwei bedeutende Phyſiologen hatten mich verſichert, daß man ſeinem Herzen nicht zuviel zumuten darf; aber es fiel mir immer ſchwer, mich daran zu halten. Von jener Zeit an aber verſpürte ich gewiſſe Störungen, die immer wieder auftraten, und die ohne Zweifel die in ſpäteren Jahren auftretenden Leiden ernſterer Natur verurſachten.

Noch habe ich nichts vom letzten Teil meiner Ferien erzählt. Nachdem ich vier Wochen in London zugebracht hatte, entſchloß ich mich, einen Beſuch in Suffolk zu machen. Mrs. Trevanion, eine Verehrerin meines Onkels und Tochter des berühmten Politikers Francis Burdett, hatte einſt von meiner Tante etwas über meine religiöſen Anſchauungen vernommen, und es lag ihr daran, bei mir Bekehrungsverſuche zu machen. Ich wurde mal von ihr aufgefordert, ſie zu Dr. Cumming, dem damals bekannten Volksprediger, zu begleiten. Mir blieb keine Wahl; ich mußte ihn anhören. Daß die von Mrs. Trevanion ſo erſehnte Wirkung ausblieb, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Ihr galt nun mein Beſuch in Suffolk, Earl Soham Lodge bei Woodbridge. Von hier aus ſchrieb ich am 8. Oktober an meinen Vater:

Ich fürchte, es wird hier etwas langweilig werden. Ich habe indes ziemlich viel zu ſchreiben und werde wohl auf dieſe Weiſe meine Zeit hinbringen.

Der Westminster Review habe ich einen Aufſatz über „Sitten und Mode“ verſprochen. Da ich ihn, ſowie den über „Methode in der Erziehung“ Mitte Dezember abſchicken muß, bin ich in Bezug auf Arbeit nicht verlegen.

Ich habe vor, mich zur nächſten British Association zu melden, um eine Abhandlung über das „Geſetz der organiſchen Symmetrie“ vorzuleſen. Ich habe ſchon mit

Professor Forbes darüber gesprochen, und er will dafür sorgen, daß ich an geeigneter Stelle vorgemerkt werde.

Ich dehnte meinen Besuch in Earl Soham nicht allzulange aus. Meine liebenswürdige Gastgeberin, die wohl zwanzig Jahre älter als ich sein mochte, hatte gar zu wenig Interessen gemeinsam mit mir. Sie war keine ermunternde Gesellschafterin, und ich hatte auch keine Lebhaftigkeit für zwei. Was ihre menschenfreundliche Art anbetrifft, so hatte sie große Aehnlichkeit mit Lady Burdett-Coutts, ihrer Schwester, die sich sowohl das Wohl der Menschheit im allgemeinen, als auch das ihrer nächsten Umgebung angelegen sein ließ. Dies ist ein bewunderungswürdiger Zug, denn allgemeine Philanthropie tritt nicht oft mit Philanthropie im einzelnen auf.

Am 17. Oktober war ich wieder in London; schon den Tag darauf machte ich mich nach Coventry auf, um dort mit Brays acht Tage zuzubringen. Gegen Ende des Monats endlich fuhr ich nach Hause.

Dreißigstes Kapitel.

Ich schreibe für Zeitschriften.

1853—1854.

Derjenige Teil einer Lebensbeschreibung, der die leichte, wertlose Plauderei des Alltags in Druckerschwärze wiedergibt, steht in einem veränderlichen Verhältnis zu dem Teil, der von mehr oder weniger großer Bedeutung ist. Gewöhnlich nehmen die geringfügigen Vorfälle und Handlungen den größten Raum darin ein, ohne indes großen Anteil am Lebensinhalt zu haben; und doch hat dieser Teil für den Leser oftmals das größere Interesse, während jene verhältnismäßig untergeordneten Stellen, die das Wachsen und Werden des Charakters, der Anschauungen und der Lebensführung beleuchten, meist weniger interessieren.

Einzelheiten persönlicher Art sind unumgänglich notwendig, damit eine Lebensschilderung in Kontinuität und Zusammenhang der Wirklichkeit entspreche. Ich selbst habe es für unentbehrlich erachtet, viele solcher Einzelheiten aufzuzeichnen, suchte aber besonderes Gewicht auf die Darstellung der Ideen und die Kundgebung der Gefühle zu legen. Dabei war ich bestrebt, entweder direkt oder durch Folgerung ihre Beziehungen zu angeborenen Zügen klarzulegen, und Erziehung und sonstige Umstände zur Erklärung heranzuziehen.

Bei einem Manne des öffentlichen Lebens kommen selbstverständlich die äußeren Ereignisse in erster Linie in Betracht; bei einem Manne des Gedankens hingegen sollte, will mir scheinen, die Schilderung der inneren Vorgänge die erste Stelle einnehmen. Hier handelt es sich nicht um Ursprung und Beschreibung von Taten, sondern um die Entstehung und Darstellung von Doktrinen. Ich habe daher ohne Bedenken der Entstehungsgeschichte meiner Essays einen breiten Platz eingeräumt. Diese Bemerkung schalte ich hier ein, weil sich während der acht Monate, von denen dies Kapitel berichten soll, kaum nennenswerte äußere Vorgänge abspielten. Es werden vielmehr nur solche Ereignisse Erwähnung darin finden, die zur Entwickelung meiner Theorien beigetragen haben.

Schon in Earl Soham hatte ich mit meiner „Methode in der Erziehung" begonnen, kam darin aber nicht weit, da ich noch an den Folgen der Ueberanstrengungen während meiner Schweizerreise litt. Bis auf die ersten paar Seiten schrieb ich den Essay im November in Derby.

Ich verfolgte damit, wenn auch unbewußt, dreierlei Zwecke. Einmal hatte ich verschiedene Beobachtungen und Erfahrungen gemacht, deren Ergebnisse festzuhalten wertvoll schien. Dann stand das Thema in engem Zusammenhang mit der Psychologie, die damals der beherrschende Gegenstand meines Denkens war, und schließlich nahm die Entwickelung des Geistes eine bedeutsame Stelle in der allgemeinen Entwickelungstheorie ein: diese empfängt von

jener Licht und wird ihrerseits wiederum von der allgemeinen Entwicklungstheorie beleuchtet.

Vom Standpunkt der Biologie aus betrachtet kann die Erziehung als Vervollkommnungsprozeß des organischen Baues aufgefaßt werden, um den Organismus zum Kampf ums Dasein vorzubereiten. Schon bei niederen Geschöpfen finden wir — wenn auch in geringem Maße — Beispiele hiefür. Das Gebaren der alten Vögel ihrer flügge gewordenen Brut gegenüber, das Spiel der Katze mit ihren Jungen zeigen uns, wie auch sie ihren Nachwuchs dazu anleiten, Glieder, Wahrnehmungsvermögen und Instinkte zu üben, bis sie Sicherheit in ihrer Betätigung erlangt haben. Bei Kindern werden die Muskeln einerseits auf natürlichem Wege durch das Spiel, andererseits durch die viel weniger zuträglichen Turnübungen entwickelt. Gleichzeitig erfahren, wie jeder Physiologe erklären wird, die damit verbundenen Nerven und Ganglienknoten eine entsprechende Entwicklung. Ebenso geht die Entwicklung der Verstandesfähigkeiten vor sich: die Fasern des Zentralnervensystems vervollständigen sich im Wachstum. Aber nicht nur das: jede Aufgabe, die gelernt, jede Tatsache, die erfaßt und jede Beobachtung, die gemacht wird, muß in den Nervenzentren irgendwelche molekulare Umlagerungen herbeiführen. So bedeutet, vom biologischen Standpunkt aus, nicht nur jene Wirkung der Uebung, durch welche die Fähigkeiten für ihre Funktionen im Leben ausgerüstet werden, sondern auch die als Leitfaden dienende Aneignung von Wissen ein Anpassen der Struktur an die Funktion.

Was folgt daraus? Offenbar, daß die Methode in der Erziehung mit der Methode in der organischen Entwickelung Hand in Hand gehen muß — sie soll sozusagen ihr objektives Duplikat sein. Die organische Entwicklung geht nicht aufs Geratewohl vor sich, ist vielmehr bestimmten erkennbaren Prinzipien unterworfen; wenn aber diese Prinzipien nicht erkannt und der Erziehung angepaßt sind, muß dies auf den Entwicklungsprozeß des Organismus hemmend einwirken. Man vergegenwärtige sich nur, daß jeder Organismus in seinem rudimentären Zustand einfach ist und erst

nach und nach kompliziert wird, — man vergegenwärtige sich ferner, wie unbestimmt im ersten Stadium die Formen und Teile eines sich entfaltenden Keimes sind, während sie ausgewachsen sich ganz deutlich unterscheiden lassen — vergegenwärtige sich schließlich, daß diese von der Gesamtheit der organischen Veränderung geltenden Wahrheiten auch für alle Einzelerscheinungen gelten: so wird man sehen, daß sie den Lehrer zur richtigen Methode leiten, und daß, wenn er diese Wahrheiten unbeachtet läßt, er schwere Fehler begeht, wie wenn er z. B. darauf besteht, in den unentwickelten Geist fertige Ideen zu legen. Solche Genauigkeit wird von dem unentwickelten Gehirn nicht einmal geschätzt — ja sie widerstrebt ihm geradezu.

Es bedarf keiner Aufzählung der verschiedenen aus dieser allgemeinen Auffassung gezogenen Folgerungen. Bemerkt sei nur, daß ich daraus den Schluß ableitete, man solle „die Erziehung zu einem Vorgang der Selbstbelehrung und infolgedessen eines angenehmen Unterrichts machen". Ich nenne diese beiden, in meinem Essay niedergelegten Grundsätze nur, um darauf hinzuweisen, daß ich in ihrer Aufstellung und Begründung den unmittelbaren Einfluß meines Vaters erkenne. Er übte seinen Haupteinfluß auf mich darin aus, daß er gewisse Gedankenrichtungen — allgemein — in mir festigte; hier handelte es sich aber um einen ganz besonderen Einfluß. Wenn auch nicht mit Vorbedacht, so vermochte er doch durch sein Beispiel, mir schon frühzeitig diese Grundsätze beizubringen, und es blieb mir nur noch ihre Rechtfertigung durch die Eingliederung in die Methode der natürlichen Entwicklung übrig. Was hier jedoch hauptsächlich Beachtung verdient, ist die Beziehung der in jenem Essay entwickelten Ideen zu vorangegangenen und nachfolgenden Grundsätzen. Daß der Evolutionsgedanke im Vordergrund stand, bedarf keiner Erwähnung; aber der Essay beweist, daß gewisse spezifisch evolutionistische Doktrinen in mir heranreiften. Es wird darin behauptet, daß sich der Verstand, wie alle anderen Dinge „von der Homogeneität zur Heterogeneität fortentwickelte" und ferner, daß „die Entwicklung des Geistes wie jede andere Entwicklung vom Unbe-

stimmten zum Bestimmten vorrückt". Es zeigte sich also schon damals jene Auffassung, die so viel später erst in umfassender Form ausgebaut wurde.

Ich änderte den Titel dieses Essays, der im Mai 1854 in The North British Review erschien, in „Die Kunst der Erziehung" um. Er bildet jetzt das zweite Kapitel von „Intellektuelle, Moralische und Physische Erziehung".

Zur Einführung des nächsten Essays möchte ich hier einige Betrachtungen anstellen. Ein Amerikaner, der die Meinung vertrat, die Mehrheit habe das unbeschränkte Herrschaftsrecht, versicherte mich einmal, daß, wenn die Majorität die Art seiner Nahrung vorschriebe, er sich an diese gesetzliche Vorschrift hielte. Dieser amerikanisierte Schotte war ein begeisterter Anhänger der freien Institutionen, bezw. derjenigen, die ihm als frei erschienen. Er wäre nicht wenig erstaunt gewesen, hätte ich ihm klargemacht, wie rudimentär seine Begriffe von Freiheit eigentlich waren.

Es hat sich unter den Gebildeten eine Identifikation von Freiheit überhaupt mit der durch politische Institutionen bedingten Freiheit herausgebildet. Man wirft diese beiden Begriffe durcheinander, oder, um mich richtiger auszudrücken, sie sind gedanklich noch gar nicht getrennt worden. In den meisten Ländern der vergangenen Zeiten und noch in vielen der gegenwärtigen Zeit hat Erfahrung in den Köpfen der Menschen die unbeschränkte Macht des Herrschers und die äußerste Einschränkung der Beherrschten unzertrennlich miteinander verbunden. In Ländern dagegen, wo das Volk zu einiger Macht gelangt ist, hat die Beschränkung der Freiheit des Einzelnen etwas nachgelassen; und mit der fortschreitenden Majoritätsherrschaft finden wir eine zunehmende Aufhebung von Gesetzen und Lasten, welche die Freiheit des Einzelnen unnötig beeinträchtigen. Daher sind die durch Volksherrschaft regierten Nationen als die freien bezeichnet worden; und alle glauben, daß Besitz politischer Macht dasselbe ist wie Freiheit. Doch dies ist nur eine Täuschung, die, wie so viele andere, aus der Verwechselung von Zweck und Mittel hervorgeht. Freiheit in ihrer absoluten Form bedingt die Abwesenheit aller äußeren Schranken,

eine vollkommene Uneingeschränktheit aller Willenshandlungen. Freiheit in der sozialbeschränkten Form nun bedeutet das Fehlen aller äußeren Schranken mit Ausnahme derjenigen, die durch die gleichen Ansprüche der Mitmenschen bedingt sind. Die daraus entspringenden gegenseitigen Einschränkungen sind die einzigen, welche Freiheit im eigentlichen Sinne des Wortes erlaubt. Jeder Eingriff, privater oder öffentlicher Art, in die, durch die gleichberechtigten Ansprüche des Nebenmenschen beschränkte Sphäre muß also eine entsprechende Einbuße an Freiheit mit sich bringen, gleichviel, ob der Eingriff ein autokratischer oder demokratischer sei. Mein Freund, der Amerikaner, hätte mir wahrscheinlich beigepflichtet, wenn er ein Neger und das Eigentum eines Pflanzers gewesen wäre, dessen Besitzung plötzlich die Regierung konfisziert hätte, und wenn die Regierung den Neger wie zuvor unter der Peitsche hätte arbeiten lassen: sein Sklaventum würde ihm doch nicht minder hart vorgekommen sein, im Gedanken, daß er anstatt unter dem Zwange eines Einzelnen nun unter dem Zwange der Nation stehe. Geradeso ist's, wenn einem Menschen verboten wird, dies oder jenes Getränk zu sich zu nehmen: die Wirkung auf ihn ist dieselbe, ob nun der Befehl von einem Despoten oder von einer Volksversammlung ausgeht. Wäre sein Begriff von Freiheit stärker entwickelt, so würde er in allen solchen persönlichen Angelegenheiten das Geheiß der Million ebenso ahnden, wie er in vergangenen Zeiten den Befehl des Despoten gerächt hätte, und wie er noch heute Vorschriften der Million in Bezug auf religiöse Anschauungen und Gebräuche ahndet.

Am größten ist die Macht der Gesellschaft über das Individuum bei den tiefer stehenden Völkerschaften. Die privaten Handlungen des Wilden sind weit tyrannischer überwacht, als die des zivilisierten Menschen. Es ist somit ein Zeichen von zunehmender Zivilisation, wenn das Individuum sich vom Despotismus der Gesamtheit lossagt. Wenn auch bei unzivilisierten Volksstämmen die Aufsicht, welche von der Gesamtheit über den einzelnen ausgeübt wird, nicht durch festgelegte Gesetze bestimmt ist, sondern durch her-

kömmlichen Brauch, so geht dieser doch oft noch viel schärfer zu Gericht. Der junge Mann kann sich nicht der Tätowierung, nicht dem Einschlagen der Zähne, nicht der Beschneidung entziehen, wenn die Sitte es vorschreibt und die öffentliche Meinung es fordert. Heiratet er, so ist er durch strenge Vorschrift auf Frauen aus bestimmten Stämmen beschränkt, oder er muß, wie in vielen Fällen, sich die Braut erst rauben. Zeitlebens ist er durch die Verpflichtungen, die er mit dem Eintritt in die Ehe auf sich nimmt, in seinem Verkehr eingeschränkt. Dieses Festhalten an althergebrachten Sitten und Gebräuchen macht sich durchweg geltend. Alle Handlungen werden von solchen vererbten Verordnungen beherrscht, ohne daß es jemand einfiele, ihre Rechtmäßigkeit in Frage zu ziehen. Ebenso verhält es sich mit der zivilisierten Gesellschaft in ihren ersten Stadien. Wenn die politischen und kirchlichen Institutionen erst streng geregelt sind, dann üben sie in Gemeinschaft mit dem vom Stamme ausgehenden Despotismus durch ihre unabänderlichen Gebräuche ihre Herrschaft über die einzelnen Stammesglieder aus. Wenn wir uns aber vom Osten, wo dieser Zustand zu allen Zeiten vorherrschte, dem Westen unserer Zeit zuwenden, so sehen wir, wie Hand in Hand mit der Abnahme der politischen und kirchlichen Einschränkungen, eine Abnahme des zeremoniellen Zwanges geht, sodaß heute viele der von der Majorität auferlegten Vorschriften ungestraft oder doch ohne erhebliche Strafe überschritten werden können.

Zweifellos stimmt der allgemeine Freiheitsbegriff mit dem jeweils bestehenden sozialen Zustand überein; eine höhere Auffassung würde das soziale Leben gefährden. Primitive Menschen, die ihrer Veranlagung nach fast in jeder Hinsicht zu einem gesellschaftlichen Zusammenwirken untauglich sind, konnten nur durch irgendwelchen Zwang zu sozialem Leben erzogen werden; die sich dem nicht unterwarfen, wurden einfach ausgeschlossen. Fortschritt fand nur da statt, wo die Unterwerfung unter die politische und kirchliche Macht eine so unbedingte war, daß auf die Aufrührerischen und Widerstrebenden Gewalt ausgeübt werden konnte. In diesem

Stadium war das Behaupten der persönlichen Freiheiten, wo immer dies auch geschah, ein verhängnisvolles Hindernis für das nationale Wachstum und die Organisation.

Nur zusammen mit der allmählichen Umbildung der Menschen zu einem sozialen Ganzen vermochten ohne sozialen Bruch jene Ideen und Gefühle, welche die Widersetzlichkeit gegen eine unbegrenzte Macht verursachen, sich zu behaupten und die Autorität einzuschränken. Zur Zeit ist das Bedürfnis nach einer obrigkeitlichen Autorität und der Unterwerfung noch groß. Während sich die fortgeschrittensten Nationen im politischen Diebstahl überbieten, zeigt es sich, daß all' ihre Vertreter viel zu sehr auf Angriffe bedacht sind, als daß eine Schwächung der einschränkenden Gewalten zulässig wäre, welche die Ordnung unter ihnen aufrecht erhalten. Das unbeschränkte Herrschaftsrecht der Mehrheit ist wahrscheinlich heutzutage noch das größtmögliche Maß realisierbarer Freiheit, wenn dies überhaupt noch ohne Gefahr eingehalten werden kann.

Solche Gedanken, oder vielmehr die Empfindungen, die diese Gedanken bestimmen, veranlaßten meinen Artikel über „Sitten und Mode" der, wie schon erwähnt, im Aprilheft der Westminster Review erschien. Ich beendete ihn, wenn ich mich recht erinnere, Mitte Januar in Derby.

Wie ich eben darlegte, ging die ursprüngliche Absicht des Artikels dahin, Front gegen gewisse gesellschaftliche Konventionen zu machen, die von den meisten unbeanstandet hingenommen werden. Mein angeborener Unabhängigkeitssinn und das Beispiel meines Vaters riefen in mir Widerwillen gegen jene Verhältnisse hervor, besonders aber gegen solche, wie sie in der Klassenunterordnung hervortreten. Wenn mir auch zu Beginn des Artikels nicht gerade evolutionistische Ideen vorschwebten, so traten sie doch während der Arbeit in den Vordergrund. Wie haben sich die Dinge zu ihrer gegenwärtigen Gestalt herangebildet — das scheint die Frage gewesen zu sein, die ich mir in jedem Falle vorlegte; und das Ergebnis war ein noch unbestimmter fragmentarischer Entwurf der allgemeinen Evolutionstheorie. Die aus meinem Essay erhellende Tat-

sache, daß Gesetz, Religion und Sitte insoweit in Beziehung zu einander stehen, als sie Einschränkungssysteme darstellen, war mir durch die Beobachtung klar geworden, daß ursprünglich der Begriff der Gottheit, des Oberhauptes und des Inbegriffs aller Sitte identisch waren. Wenn sich in einem primitiven Volksstamm ein Mann hervortat, der vermöge seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten, vornehmlich seiner Kriegstüchtigkeit, die Oberhand erlangte, so erwuchs ihm gleichzeitig nach allen Richtungen hin die Gewalt über die anderen. Erst später vollzog sich aus dieser Einheit der Gewalten eine Trennung in politische, kirchliche und zeremonielle Institutionen. Da ich mich in meinem Essay auf die Entwicklung einer dieser Gewalten beschränkte, bemühte ich mich, zu zeigen, daß sich in der Entstehung der Sitten ebenfalls eine derartige Differenzierung und Wieder-Differenzierung verfolgen läßt. Ebenso wie unsere Verbeugung ursprünglich die Anbetungsbezeugung war, so verhält es sich auch mit unseren Titeln, unserer Form des Grußes und anderen Zeremonien, bei welchen das Einförmige zu einem Vielgestaltigen geworden ist.

Obgleich diese Konzeptionen mit meinen Entwicklungskonzeptionen vorangegangener Essays augenscheinlich übereinstimmen, so kommen doch die früher angewandten Ausdrücke und Sätze hier nicht wieder vor. Wohl betonte ich, daß die Differenzierung politischer, kirchlicher und zeremonieller Institutionen mit dem Evolutionsgesetz aller organischen Körper übereinstimmt, daß ferner die allgemeinen Funktionen nach und nach in die sie konstituierenden Spezialfunktionen zerfallen; aber es fehlt jeglicher Hinweis auf die daraus erwachsende Umwandlung von der Homogeneität zur Heterogeneität. Ebenso finde ich trotz verschiedener angeführter Beispiele für das Fortschreiten vom Unbestimmten zum Bestimmten keine Erwähnung dieses Entwicklungsmerkmals. Somit war der wesentliche Inhalt jener Konzeption vor ihrer Formulierung da — er hatte noch keine feste Gestalt angenommen. Es sollte noch hinzugefügt werden, daß zu jener Zeit zum erstenmal eine Theorie auftauchte, die ich viele Jahre später erst ausarbeitete, die Theorie

nämlich, daß das Sühnopfer eines Häuptlings, das nach dessen Tode die Sühne für seinen alsbald zurückerwarteten Geist bedeutete, der Ursprung von Ideen und Gebräuchen war, die wir schließlich unter das religiöse Zeremoniell einreihten.

Was bestimmte mich wohl, Mitte Januar nach London zu fahren? Wahrscheinlich war es die mir eigentümliche Abneigung gegen Eintönigkeit. Das langweilige Leben in Derby aber war als Abwechselung für meine Gesundheit ebenso förderlich, wie das rege Leben in London nach einem öden Aufenthalt in Derby mich wieder aufleben ließ. Hauptgrund meiner Reise aber war sicherlich der Wunsch, für meine Abhandlungen Material zu suchen und für die Unterbringung künftiger Artikel Vorsorge zu treffen. Briefe, die von meiner alten Klause an der Clifton Road 20 herstammen, geben Aufschluß über meine Pläne. In einem vom 20. Januar finde ich folgende Stelle:

> Ich stehe in Unterhandlung wegen eines Artikels über „Eisenbahnmoral" für die Edinburgh Review. — Comte studiere ich eifrig und werde demnächst einen wohlvorbereiteten Angriff gegen seine Lehre wagen.

Am 14. März schrieb ich an meinen Vater:

> Es liegt mir sehr daran, mit der Psychologie zu beginnen, denn das Material häuft sich beständig an. Sobald ich mit den bewußten Artikeln zu Ende bin, werde ich ausschließlich daran arbeiten.

Statt der obigen Bemerkung, daß ich eifrig Comte studiere, hätte ich sagen sollen, ich sei eifrig dabei, Miß Martineaus abgekürzte Uebersetzung von Comte zu lesen. Diese war vor kurzem herausgekommen, und da Mr. Lewes und Miß Evans warme Anhänger von Comte waren, war ich einigermaßen neugierig, dessen Ansichten genauer kennen zu lernen. Wie aus einem vorangegangenen Kapitel hervorgeht, hatte ich seine Exposition bereits im Original durchgesehen. Während ich mich seiner Doktrin der drei Stadien gegenüber neutral verhielt, hatte ich seine Klassifikation der

Wissenschaften sogleich verworfen. Auch Lewes' Skizze des Comteschen Systems, die im Leader erschienen war, hatte ich gelesen. Ob ich schon bei Beginn der Lektüre von Miß Martineaus Uebersetzung daran dachte, sie zu rezensieren, kann ich mich nicht entsinnen. Jedenfalls aber währte es nicht lange, bis diese Absicht in mir reifte.

Die Anhänger von Comte glauben, daß ich ihm sehr viel Dank schuldig sei. Das ist allerdings der Fall, aber in ganz anderem Sinne als sie vermuten. Außer der Aneignung seines Wortes Altruismus, was ich verteidigt habe, und der Aneignung seines Wortes Soziologie, da dafür kein passenderes Wort vorhanden war, (wegen dieser beiden Aneignungen wurde ich angegriffen) verdanke ich ihm nur das Eine: meinen Widerspruch geweckt zu haben. Denn mein ausgesprochener Widerspruch mit seinen Ansichten führte zur Entwicklung von einigen meiner eigenen Anschauungen.

Da eine gewisse Gruppe von Schlüssen für mich außer Betracht kam, war das Gebiet der möglichen Schlüsse schon etwas beschränkt und erleichterte mir somit meine eigenen Schlußfolgerungen. Nur in dieser Richtung war die „Positive Philosophie" von Nutzen für mich (d. h. der erste Teil, denn ich habe weder den biologischen, noch den soziologischen, noch, soweit ich mich erinnere, den chemischen Teil gelesen). Wahrscheinlich hätte ich, wäre ich nicht bei Comte auf eine Klassifikation der Wissenschaften gestoßen, mit der ich mich keineswegs einverstanden erklären konnte, niemals mein Augenmerk auf den Gegenstand gerichtet. Hätte ich mich niemals damit befaßt, so wäre ich jenen Forschungen ferngeblieben, die zu meiner „Genesis der Wissenschaft" führten. Durch diese aber gelangte ich zu Ideen, ohne welche ich das ordnende Prinzip eines großen Teils der „Prinzipien der Psychologie" wohl nicht gefunden hätte, ja, ohne die ich vielleicht jenes Buch überhaupt nicht geschrieben haben würde. In dieser Richtung also schreibe ich den Gedanken Comtes einen großen Einfluß auf meine Gedanken zu — aber einen Einfluß ganz entgegengesetzter Art als ihn die Comtisten hinstellen.

Ich brauche hier meine Beurteilung der Systeme von

Oken und Hegel nicht zu erwähnen, die es schon vor Comte versuchten, ein philosophisches System auf der Grundlage einer Einteilung der Wissenschaften aufzubauen. Noch brauche ich näher darauf einzugehen, warum sich Comtes Klassifikation der Wissenschaften weder logisch noch historisch behaupten kann, oder die Gründe darzulegen, weshalb die Beziehungen zwischen den Wissenschaften überhaupt nicht durch eine numerische oder reihenweise Anordnung, einerlei welcher Art, ausgedrückt werden können. Dieser kritische Teil meiner Abhandlung, der ursprünglich als Hauptteil gedacht war, wurde schließlich nur die Einleitung zum ganzen Aufbau. Dieser Teil allein verdient an dieser Stelle Erwähnung, weil er im Zusammenhang mit meiner späteren Gedankenentwicklung steht.

Vor allem zeigte ich, wie irrig die allgemeine Anschauung ist, daß sich das als Wissenschaft bezeichnete Wissen vom Wissen überhaupt scharf unterscheide, und zog daraus stillschweigend den selbstverständlichen Schluß, daß die Wissenschaft sich allmählich aus dem Wissen überhaupt entwickelt hat. Hier folgt eine Erläuterung dieses Entstehungsprozesses. Sogar die unreife Kenntnis von Dingen um uns herum stellt ein Voraussehen irgendwelcher Art dar. Wissenschaftliche Voraussicht nun, die Bestimmtheit erlangt, sobald die Erkenntnis *einer* Beziehung zwischen Phänomenen zur Erkenntnis *der* Beziehung wird, erlangt noch größere Bestimmtheit, wenn die *qualitative* Voraussicht zur *quantitativen* wird — wenn die Fähigkeit, die Qualität des vorausgesehenen Resultats vorauszusagen, zur Fähigkeit wird, beides, die Qualität und die Quantität vorauszusagen. Dieser Fortschritt schließt die Vorstellung von *Maß* in sich. Die Begriffe von *gleich* und *ungleich*, die schon dem Unterscheidungsvermögen der Tiere zugrunde liegen, werden dem primitiven Menschen durch Wahrnehmung verschiedenartiger Gegenstände klar, besonders aber durch die Verschiedenartigkeit organischer Körper, durch Form, Farbe und Gewicht, durch die Unterscheidung eines Vogels aus dem Schwarm, eines Tieres aus der Herde. Gelegentlich sind die Gegenstände einander so ähnlich, daß man sie kaum zu unter-

ſcheiden vermag; daraus entſteht der Begriff der abſoluten Aehnlichkeit oder Gleichheit. Die am leichteſten zu beſtimmende Gleichheit iſt die der Länge. Zwei gleich lange nebeneinander liegende Fiſche laſſen in uns die Vorſtellung der Zweiheit und der Meßbarkeit aufkommen. Dieſe Erfahrungen ergeben, indem ſie ſo die Begriffe von gleicher Länge und gleicher Einheit der Länge — die Grundbegriffe der Geometrie — erzeugen, den abſtrakten Begriff gleicher Einheiten, welche ihrerſeits den Urſprung des Zahlenbegriffs und der Arithmetik überhaupt bilden. Gleichzeitig, während dieſe organiſchen Körper gewöhnlich dieſelben Beziehungen zwiſchen ihren Eigenſchaften aufweiſen — in Größe, Farbe, Form, Geruch, Geſchmack, Bewegungen — in der Weiſe, daß, wenn zwei oder mehrere gegeben ſind, die anderen daraus gefolgert werden können, entſteht das Bewußtſein einer Aehnlichkeit von Beziehungen, aus welcher alsdann das entwickelte Urteilsvermögen erwächſt. Dies führt nun endlich zum Begriff der Gleichheit der Beziehungen, auf Grund deren wiſſenſchaftliche Schlüſſe gezogen werden können. Ich kann hier nicht des näheren auf den ſpäteren Werdegang der ſo entſtandenen Wiſſenſchaft eingehen, geſchweige denn auf die Differenzierung der Wiſſenſchaften. Es ſei nur bemerkt, daß mit wachſender Differenzierung auch die Abhängigkeit der Wiſſenſchaften untereinander zunimmt. Auch hier, wie gelegentlich einer früheren Arbeit, war die Konzeption ſchneller gediehen als die äußere Prägung: es fehlt jeder Hinweis, daß auch hier ein Uebergang von der Homogeneität zur Heterogeneität, vom Unbeſtimmten zum Beſtimmten beſteht.

Im Frühjahr und Sommer litt ich wieder oft unter meiner Herzſchwäche, die ſich nach meiner Schweizerreiſe eingeſtellt hatte. Ich entſchloß mich daher, eine Waſſerheilanſtalt aufzuſuchen; nicht etwa, weil ich an das vermeintliche Heilmittel glaubte; ich war vielmehr der Anſicht, daß der Wechſel vom ungeſunden Stubenhockerleben, von ſchwerer Arbeit und Sorge zu einem Leben voller Behagen und Heiterkeit, in guter Luft und bei zuträglicher Nahrung das wirkliche Heilmittel dabei ſei. Immerhin konnte

ein Versuch nichts schaden, und der Juni 1854 fand mich daher in Umberslade Hall, Hockley Heath bei Birmingham, wo ich etwa drei Wochen — ziemlich erfolglos — verblieb.

Nach London zurückgekehrt, ging ich wieder meinen literarischen Verpflichtungen nach. Meine Abhandlung über Eisenbahnmoral und Eisenbahnpolitik legte ich vor ihrer Veröffentlichung — in Anbetracht der ernsten darin aufgestellten Behauptungen — einigen in Eisenbahnsachen vertrauten Leuten zur Prüfung vor. Nie hat irgend etwas, was ich schrieb, so allgemeines Interesse gefunden als dieser Artikel, zumal er überraschende Tatsachen enthüllte.

Der größte Genuß, den mir London damals bot, war der Besuch des kürzlich eröffneten Kristallpalastes. Ein Brief an meine Mutter enthält folgende Stelle darüber:

> Ich war einmal in Sydenham. Der Palast übertraf alle meine Erwartungen. Ein Feenreich, ein Wunder, gegen das alle anderen verschwinden.

Aber zu jener Zeit war der Kristallpalast nicht, was er heute ist: ein Gemisch von Bazar, Theater, Erfrischungsräumen und Teegärten, und diejenigen, die ihn erst später gesehen haben, können sich schwerlich einen Begriff davon machen, welch überwältigenden Anblick er einst bot.

Da ich nun meine Obliegenheiten in London erledigt hatte, war endlich die Zeit gekommen, wo ich ungestört an meine „Psychologie" gehen konnte. Ich hatte mir wiederholt die Frage vorgelegt: Warum soll ich eigentlich das Buch in England schreiben? Warum nicht im Ausland? Die leichte Beschaffung anderer Werke war ja nicht vonnöten; denn abgesehen davon, daß bis dahin wohl noch niemand diese meine Gedankenrichtung eingeschlagen hatte, barg ich im Gedächtnis einen hinlänglichen Vorrat von Beweismaterial. Was hinderte mich also, nach Frankreich zu gehen, den Sommer an der See und den Winter in Paris zu verleben?

In Verfolgung dieses Planes hatte ich schon Vorbe-

reitungen getroffen. Kurz vor meiner Abreise nach Paris begegnete mir eine höchst merkwürdige Namens-Koinzidenz. Im Frühjahr hatte ich wegen eines Unwohlseins Doktor R. Dunn konsultiert. Ich wollte die kleine Rechnung noch vor meiner Abreise begleichen. Was sich nun zutrug, erzählt der folgende Auszug aus einem Brief an meinen Vater:

> Es ereignete sich, nachdem Du fort warst, ein ganz sonderbares Zusammentreffen. Als ich Mr. Dunn, meinen Arzt aufsuchte, sagte man mir, er sei ausgegangen. Ich gab daher dem Assistenten meine Karte; als er sie entgegennahm, bemerkte ich, wie er die Brauen zusammenzog und stutzte. Du kannst meine Verwunderung begreifen, als ich erfuhr, daß auch er Herbert Spencer hieß. Ich hätte darauf geschworen, daß es keinen Menschen desselben Namens gebe. Nicht nur, daß ein solcher existiert, sondern daß ich ihn treffen und ihm meine Karte übergeben sollte, ist einer dieser sonderbaren Zufälle, die wir, wären sie uns in Romanen aufgetischt, albern und gesucht finden würden.

Damals schien mir der Zufall weit merkwürdiger als er mir heute vorkommt. Denn als mein Doppelgänger und ich getauft wurden, war der Name Herbert ein viel seltenerer als heutzutage. Das merkwürdigste an der Geschichte aber ist, daß ich unter meinen Papieren eine an Herbert Spencer ausgestellte und von Herbert Spencer quittierte Rechnung besitze.

Später hörte ich noch von einem Dr. Herbert Spencer, der in London praktizierte, und schließlich stieß ich auf eine dritte Vertretung meines Namens — in der Person eines Taschendiebes! (Siehe die Tageszeitungen vom 6. Juli 1893.) Noch von zwei anderen Herbert Spencer kam mir zu Ohren — der eine war Fabrikant, der andere Sekretär von Mr. und Mrs. Sidney Webb.

Einunddreißigstes Kapitel.

Mein zweites Buch.

1854—1855.

Etwa acht Meilen nordöstlich von Dieppe liegt, von Kalkfelsen eingeschlossen, der kleine Seehafen Tréport. Mein Vater hatte diesen Ort, der damals noch in keiner Beziehung einem Modebade glich, einst als Aufenthalt für seine Sommerferien auserkoren. Sein Entzücken über die Lage bewog mich, es auch damit zu versuchen, und ich nahm, in der Grande Rue, etwas abseits vom Strande, Wohnung. Ein Garten zog sich um das Haus, und bei schönem Wetter war mir's vergönnt, im Freien zu arbeiten. Hier begann ich mit meinen „Prinzipien der Psychologie". Ich entnehme einem Brief an meinen Vater vom 7. August folgende Stellen:

Der Ort gefällt mir sehr gut. Zuerst hatten wir sehr schlechtes Wetter, sodaß ich gute Lust hatte, gleich wieder abzureisen, nun aber das Wetter schön ist und ich mitten in der Arbeit bin, ist auch meine Stimmung gehoben. Im Anfang war mir alles verleidet und ich war unzufrieden mit dem, was ich tat — unzufrieden mit der ganzen Welt. Mein Beharrungsvermögen hält mich jetzt aber fest, und die Arbeit geht gut von statten. Ueberhaupt kommt mir alles viel freudiger vor . . . Am Sonntag stürzte ein großes Felsstück von der Klippe herab. Ich stand gerade auf der Sandbank und konnte den ganzen Vorgang beobachten. Es hat niemand Schaden genommen . . . Von der Umgebung habe ich noch nicht viel erforscht; gestern war ich in Château d'Eu . . . Es ist jetzt drei vorbei und Zeit zu meinem Spaziergang.

Ein großer stattlicher Herr, anscheinend ein Engländer, hatte auf meinen Spaziergängen meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Einmal hatte ich Gelegenheit, ihm im Salon eine Zeitung zu reichen. Wir wechselten einige Worte und es währte keine acht Tage, so machten wir unsere Nachmittags-

spaziergänge gemeinsam. Es war Mr. George Rolleston, der nachmalige Professor in Oxford. Unser Verkehr gab meinem Aufenthalt die erwünschte Anregung. Denn abgesehen von seiner umfassenden Bildung wußte er allem, was er sagte, durch seine muntere, scherzhafte Art eine gewisse Würze zu verleihen.

Das Verlangen nach Abwechselung veranlaßte mich, viel früher Treport zu verlassen, als meiner Gesundheit zuträglich war. Mein Wunsch, Paris zu sehen, trieb mich sicher auch zu meiner übereilten Abreise an. Ich war nun 34 Jahre alt und noch nie dort gewesen. Ein Brief aus Paris vom 31. August 1854 lautet:

Gewiß bin ich überrascht von der Schönheit der Stadt. Das Nachtleben auf den Boulevards ist besonders erstaunlich. Beim Anblick des ganzen Lebens und Treibens könnte man meinen, Paris sei ständig in Gala. Dennoch kann ich mich nicht darüber hinwegtäuschen, daß der ungeheure Kontrast zwischen der Hauptstadt und den Provinzen vom Standpunkt des Fortschrittes aus etwas Ungesundes an sich hat. Die Lage der Bauern scheint mir eine sehr elende zu sein, soweit ich von meinen Spaziergängen in die Umgegend beurteilen kann. Die Hütten sind größtenteils aus Lehm gebaut, mit Strohdächern, und die Leute scheinen so wenig Leben in sich zu haben, daß sie sich nicht einmal um die Vorübergehenden kümmern. Was Paris geworden ist, ist es auf Kosten Frankreichs geworden. Ich glaube kaum, daß ich so lange hier bleiben werde, als ich die Absicht hatte. Meine Empfehlungsbriefe sind augenblicklich wertlos, da fast alles verreist ist. Vermutlich werde ich mich ziemlich einsam fühlen.

Hier finde ich das erste Anzeichen dafür, wie schwer es mir wurde, anderwärts Wurzel zu fassen. Nicht nur, daß ich mich nicht in die Rolle des flâneur hineinfinden konnte — es lag noch ein anderer Grund vor, der mir den Verkehr erschwerte. Ich fürchtete stets im Französischen Böcke zu schießen und war deshalb bestrebt, jede Unterredung, mochte sie interessant gewesen sein oder nicht, (die meisten waren

wohl nicht allzu interessant) möglichst einzuschränken. Daher auch der in einem Brief vom 12. September angezeigte Entschluß:

Ich beabsichtige, nach Jersey zu fahren. Fast niemand ist hier, und obgleich ich überall, wo es möglich ist, gastfrei aufgenommen werde, fühle ich doch den Mangel an Verkehr. Vor einem Monat würde das kaum anders werden. Ueberdies bin ich mit meiner Arbeit nicht zufrieden, wohl qualitativ, nicht aber quantitativ. Es ist hier auch eine Hitze, die mir nicht zuträglich sein kann. Ich werde lieber nächstes Jahr in vorgerückterer Jahreszeit herkommen und jetzt nach St. Heliers gehen, wo ich sicherlich besser an meiner „Psychologie" werde arbeiten können und außerdem Verkehr und Erholung finden werde . . .

Durch Empfehlungen habe ich die Herausgeber der Revue Contemporaine, der Revue Britannique, der Revue générale d'Architecture und einen Mitarbeiter der Revue des deux Mondes kennen gelernt. Der Herausgeber der Revue d'Architecture forderte mich auf, während seiner Abwesenheit — er verreiste gerade nach Deutschland — in sein Landhaus zu ziehen . . . Sonntag war ich zum Fest in St. Cloud, wo ich mich sehr gut unterhalten habe. Die Franzosen hören doch nie ganz auf, Kinder zu sein. Ich sah grauhaarige Herren in Karussels fahren, wie man sie bei uns auf den Jahrmärkten sieht.

Eine weitere, erwähnenswerte Bekanntschaft, die ich in Paris machte, war die des M. Littré, an den Lewes mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Ich erinnere mich an kein besonderes Gespräch mit ihm. Mir sind nur ein milder Zug, eine Gelehrtenphysiognomie, oder richtiger gesagt, ein Einsiedlergesicht im Gedächtnis haften geblieben.

Ich führte meinen Entschluß, nach Jersey zu fahren, in der Tat aus. Aber auch hier hielt es mich nicht lange. Ich war beständig in niedergeschlagener Stimmung, deren Grund ich mir wohl zu erklären vermochte: es war das Be-

wußtsein, meine Freunde so weit entfernt zu wissen. Solange sie in erreichbarer Nähe sind, kann ich sie recht gut eine Zeitlang entbehren; aber dem Bewußtsein, sie nicht aufsuchen zu können, folgt bald Verstimmung.

Anfang Oktober siedelte ich nach Brighton über. Ein Brief von dort vom 2. Oktober enthält folgende Stelle:

Es sind sehr viele Gäste hier. Gestern traf ich vier Bekannte. Einer davon war Louis Blanc, mit dem ich einen Spaziergang machte und des längeren disputierte. Vorgestern sah ich Thackeray im Gespräch mit einem anderen Herrn. Vielleicht begegne ich ihm gelegentlich wieder. Ich hoffe, tüchtig vorwärts zu kommen mit meiner Arbeit und verspreche mir in jeder Beziehung viel von diesem Aufenthalt.

In Beantwortung einer Frage meines Vaters in betreff der Erörterung mit Louis Blanc lautet ein Brief:

Unsere Streitfrage hatte nichts mit Sozialismus zu tun; es handelte sich um Zentralisation. Er gibt ihre nachteiligen Folgen in Frankreich zu, behauptet jedoch, der Fehler läge daran, daß sie in falscher Richtung angewendet wird.

Wenn der kleine Mann — er maß wohl kaum fünf Fuß — lebhaft sprechend mit mir — dem es wahrlich auch nicht an Nachdruck fehlte — über die Straße ging, so richteten sich oft forschende Blicke auf uns. Er sprach merkwürdig gut englisch, und es stand ihm ein reicher Wortschatz zu Gebote. Er gebrauchte alle Wendungen richtig, und artikulierte mit einer Deutlichkeit, wie man sie selbst bei Engländern selten findet. Auch hatte er sich den englischen Tonfall angeeignet, was den Fremden sonst große Schwierigkeit zu bereiten pflegt.

Ende Oktober richtete ich folgenden Brief aus London nach Hause:

Ich bin eben dabei, eine der vier Unterabteilungen meiner „Psychologie" zu vollenden, die „Allgemeine Syn-

theſe.“ Dieſe macht mit dem Univerſal-Poſtulat, das den erſten Teil oder die „Allgemeine Analyſis“ bildet, zwei Teile aus. Ich beginne jetzt die „Spezial-Analyſis“.

Daraus geht hervor, daß ich die vier Teile der Pſychologie in anderer Reihenfolge ſchrieb, als ſie herausgegeben wurden. Ich hatte Teil III zuerſt geſchrieben, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil er die Grundgedanken des ganzen Werkes enthält und ich dieſe zu allererſt in ihrer vollendeten Geſtalt feſtzuhalten ſuchte. Nachdem dies getan war, kam ich auf die Anordnung der Teile zurück, wie ſie erſcheinen ſollten, und ſchrieb alſo die übrigen in der Reihenfolge I, II, IV.

Am 3. Dezember antwortete ich meinem Vater auf ſeinen Wunſch, ich möchte doch wieder einmal nach Derby kommen, folgendes:

> Es iſt nunmehr hier ſchlecht um Geſellſchaft beſtellt. Von meinen Bekannten, die bei meiner Ankunft noch hier waren, ſind auch einige verreiſt.
>
> Eine andere Stelle lautet:
>
> Ich mache gute Fortſchritte mit meiner Pſychologie, wenn es auch nicht ſo ſchnell geht, wie ich wohl möchte . . . Es wird Dich ſicher ſchmerzen, zu hören, daß Profeſſor Forbes geſtorben iſt. Mir tut es furchtbar leid. Er war nicht nur ein bedeutender Gelehrter, ſondern auch als Menſch äußerſt achtungswert; ich hatte gehofft, unſere Freundſchaft lange Jahre weiterzupflegen. Es gibt wohl wenige Menſchen, deren Hinſcheiden ſo allgemein betrauert wird.

Ich brachte Weihnachten zu Hauſe zu und kehrte erſt Ende Januar nach London zurück. Mein Hauptzweck war wohl, mit dem Drucker in Unterhandlung zu treten und einen Verleger zu finden, der mein Werk ganz oder doch wenigſtens teilweiſe — auf eigene Gefahr übernehmen wollte. Ein Brief, den ich einfach Montag überſchrieben hatte, den aber mein Vater glücklicherweiſe 29. Januar 1855 datierte, enthält einige Stellen von Belang:

Heute früh erhielt ich die Einlage bezüglich meines Artikels über Comte in der Edinburgh. Ich kann soweit zufrieden damit sein. Mr. Woodfall wird mir eine Empfehlung an Walton & Maberly schicken, deren Verlag er sehr empfiehlt. Ich werde also wahrscheinlich im Laufe der Woche in Unterhandlung mit ihnen treten.

Chapman bat mich neulich um einen Artikel. Er erkundigte sich angelegentlich, ob ich überhaupt noch für Zeitschriften zu schreiben gedenke; wahrscheinlich möchte er verschiedenes von mir. Ich lehnte das Thema, das er mir vorschlug, ab, versprach ihm jedoch, sobald ich frei sei, einen Artikel über „Die Ursache allen Fortschritts". Falls Walton & Co. meine „Psychologie" nicht verlegen, kann ich mich sogleich an den Artikel machen.

Aus diesem letzten Abschnitt ersehe ich, in welche Zeit mein erster Gedanke an eine Ausarbeitung der Evolutionstheorie fällt. Denn der genannte Artikel war derselbe, den ich später unter dem Titel: „Fortschritt: sein Gesetz und seine Ursache" veröffentlichte. Wahrscheinlich hatte ich im vergangenen Herbst die Veränderung von der Homogeneität zur Heterogeneität, die wir bereits als bezeichnend für die Veränderung vom Niederen zum Höheren in verschiedenen Gruppen von Erscheinungen kennen gelernt haben, als für alle Arten von Phänomenen gültig erkannt. Zweifellos vollzog sich in mir diese Entwicklung der Konzeption, während ich die „Allgemeine Synthese" niederschrieb, von der zwei Kapitel das Fortschreiten von Homogeneität zu Heterogeneität unter geistigen Phänomenen schildern und zwei andere Kapitel den Fortschritt von Gesondertheit zu Zusammengesetztheit darstellen, sodaß in beiden derselbe Gedankengang vorherrscht.

Aus einem im Februar 1855 an meinen Vater gesandten Brief (den Tag kann ich nicht nennen) ist zu ersehen, daß ein Schreiben von Sir G. C. Lewis eingeschlossen war. Der Artikel über Comte, auf welchen das folgende Bezug hat, war offenbar der letztere von den beiden, die ich ursprünglich geplant hatte.

Du siehst, daß aus meinem Artikel für die Edinburgh wegen einer früher eingegangenen Verpflichtung nichts wird. Infolge seiner Aufforderung werde ich wohl einen über transzendentale Physiologie vorschlagen. Ich gedenke ihn jedoch nicht sogleich zu schreiben.

Am Freitag speiste ich bei Coopers und traf dort Professor Owen mit seiner Frau. Nach Tisch ging ich mit ihm nach der Royal Institution, um seinem Vortrag beizuwohnen. Er sprach über das Verhältnis des Menschen zum anthropoiden Affen. Ich hatte ihn schon über denselben Gegenstand sprechen hören, es war nichts weniger als logisch . . . Ich stand mit einigen Verlegern in Unterhandlung. Walton & Maberly haben aus religiösen Bedenken abgelehnt. Ich unterhandle jetzt mit Smith und Elder. Was ich von ihnen gesehen habe, gefällt mir außerordentlich, und es scheint, nach der Art zu urteilen, wie sie die Sache behandeln, daß sie gewillt sind, ein Anerbieten zu machen. Sie haben Teil I und II dort, um sich eine Meinung über das Buch zu bilden.

Nach Verlauf einiger Wochen, während welcher mich Mssrs. Smith & Elder durch ihre Andeutung, sie könnten mir wohl ein günstiges Angebot machen, hoffnungsfroh gestimmt hatten, liefen ihre Vertragsbedingungen ein. Diesen zufolge hatte ich zu meinem großen Erstaunen fast das ganze Risiko allein zu tragen, und konnte selbst, wenn das Buch Erfolg haben sollte, nur geringen Nutzen aus der Sache ziehen. Ich erinnere mich, in meinem Ablehnungsschreiben bemerkt zu haben, daß, wenn das ihre günstigen Bedingungen seien, ich doch neugierig wäre zu erfahren, wie ihre ungünstigen lauten würden.

Es war jedoch recht unverständig von mir, zu erwarten, daß sich für ein so unpopuläres Werk ein Verleger finden ließe, der sich was davon versprochen hätte. Nur sehr wenige ernste Bücher machen sich bezahlt, und die meisten derartigen Werke bringen nicht einmal ihre Herstellungskosten ein. Vollends bei einem so wenig verlockenden Gegenstand wie Psychologie, noch dazu von einem Verfasser, der keinen

nennenswerten Anteil der Kosten zu tragen vermochte, konnte man von vornherein nur auf Verluste rechnen. Ich hätte von Anfang an wissen müssen, daß ich das Buch wiederum auf eigene Gefahr hin herausgeben müsse oder, um mich bestimmter auszudrücken, daß ich für seine Veröffentlichung eine Strafe zu zahlen habe.

Ich sah mich nun sehr aufs Sparen angewiesen. Seit vergangenen Sommer hatte ich nichts mit Schreiben verdient, und da die Dividenden, die ich von amerikanischen Eisenbahnaktien zu erwarten hatte, nicht eingegangen waren, so waren meine Mittel bedeutend unter den Betrag zusammengeschmolzen, auf den ich gerechnet hatte. Es war somit klar, daß meine Börse, falls ich nicht Vorsichtsmaßregeln träfe, vor der Vollendung meines Buches eine empfindliche Leere aufweisen würde. Ich kehrte daher Mitte März nach Derby zurück, wo es sich immerhin billiger als in London leben ließ. Ein Teil meines Manuskripts befand sich bereits im Druck.

Ein ereignisloses Vierteljahr folgte nun. Ich brachte ungefähr fünf Stunden täglich mit Schreiben zu: zwischen neun und zehn Uhr begann ich, fuhr bis ein Uhr fort, setzte dann ein Weilchen aus, um irgend eine Erfrischung, gewöhnlich etwas Obst, zu mir zu nehmen, und saß abermals bis drei Uhr bei der Arbeit. Hierauf unternahm ich einen Spaziergang und kehrte meist erst zwischen fünf und sechs zum Diner zurück. Oft hatte ich meine Freunde vor Ueberarbeitung gewarnt, und nie habe ich mich selbst mit Wissen überarbeitet. Fünf Stunden im Tag schien nicht zu viel, und hätte ich mein Gehirn nicht außer dieser Zeit angestrengt, so wäre mir wohl nichts widerfahren. Aber ich übersah, daß ich während all der Monate in Derby, ja schon seit August des vergangenen Jahres, meine Mußestunden größtenteils mit Denken ausgefüllt hatte, was besonders auf meinen Spaziergängen der Fall war: infolge der beschleunigten Blutzirkulation stürmte unaufhaltsam eine Flut von Gedanken auf mich ein, die zu hemmen mir schwer, ja geradezu unmöglich wurde. Ueberdies waren mir die

Drucker auf den Fersen, und die Korrekturen, die ich durchzunehmen hatte, mußten wohl einen großen Teil meiner Abende in Anspruch nehmen. In Wirklichkeit also währte die geistige Anstrengung fast unausgesetzt.

Daß ein solcher Mißbrauch nicht ohne schädliche Folgen bleiben könne, hätte ich voraussehen müssen. Ein deutliches Zeichen, wie schlecht es um meine Gesundheit stand, war dies: Thackerays Newcomes kam damals gerade in Lieferungen heraus, die ich von einer Buchhandlung zugesandt erhielt; jede Lieferung bewahrte ich bis zum Abend auf, um sie dann zu lesen; wenn ich dies aber tat, konnte ich die ganze Nacht nicht schlafen. — Mein Aussehen hätte mich ebenfalls warnen müssen. Auf einer noch vorhandenen Photographie, die im Frühjahr aufgenommen wurde, hat mein Gesicht einen müden, abgespannten, ja etwas ängstlichen Ausdruck. Es scheint sonderbar, daß sich mir bei meinen Kenntnissen von Physiologie nicht die Folgerung aufzwang, daß ich mir Schaden zufügte, und daß ich meine Ueberarbeitung unvermeidlich zu büßen hätte. Trotz alledem fuhr ich gedankenlos in derselben Weise fort, darauf erpicht, das Werk erst beendet zu sehen, und wie ich glaube, in der Hoffnung, daß die Ruhe nachher meine Gesundheit bald ganz wiederherstellen werde.

Ende Juni — als nur noch drei Kapitel zu schreiben waren — ging ich nach Bettws in Nord-Wales, da ich hoffte, hier meine Mußestunden mit Fischen angenehm ausfüllen zu können. Eine Strecke weit reiste ich mit Mr. A. O. Deacon, dem Vorsteher der Derbyer Kunstschule, mit dem ich seit einigen Jahren freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Ich hatte mich aber in Bezug auf mein Reiseziel sehr getäuscht. Denn es bot sich hier nicht nur keine Gelegenheit zum Fischen, sondern der tief in einer Talmulde gelegene Ort wirkte auch äußerst schädigend auf meine Nerven. Eine neue Erscheinung, die das kommende Unheil ankündete, trat hier auf: mitten in der Nacht lag ich nämlich von nun an ein bis zwei Stunden lang wach.

Ich wandte mich nun nach Bryntich, einem Dörfchen mit einem kleinen Gasthaus, das häufig Künstler beherbergte.

Ich fand dort bald Anschluß und zwar mit einem Künstler, der damals noch nicht viel von sich reden machte, heute aber wohlbekannt ist, Alfred Hunt.

Da ich mich für Kunst interessierte und um ketzerische Urteile nicht verlegen war, führten wir oft sehr angeregte Gespräche, die meine Gedanken wohltätig in eine andere Richtung lenkten. Da meist schönes Wetter war, wanderte ich fast täglich mit meinem Manuskript weit hinaus, zog an irgend einem schönen Fleckchen meinen Tintenstift hervor und schrieb einige Abschnitte. So entstand z. B. der Anfang des Kapitels „Die Gefühle", am Ufer des Llyn Cwlya, einem abgelegenen See in der Nähe von Bryntich.

Etwa zehn Tage lang blieb ich in Bryntich, um dann etwas höher ins Tal nach Pen-y-Gwyrid zu ziehen. Traurige Erinnerungen sind an diesen Ort geknüpft, denn hier brach schließlich mein Nervensystem zusammen. Mit Deacon sollte ich mich hier wieder treffen, aber er konnte nicht kommen, da er gerade an einem Gemälde arbeitete. So war ich denn — andere Gäste waren nicht da — ganz allein im Hotel und ich kam weder während der Mahlzeiten, noch während meiner Spaziergänge, noch vor dem zu Bett gehen aus dem Denken heraus. Einige Tage scheinen ohne sichtlichen Schaden vorübergegangen zu sein, wie der folgende Abschnitt eines Briefes an meine Mutter vom 16. Juli beweist:

> Ich sende Dir eine Zeile, um Dir zu sagen, daß ich wohlauf bin und meinen Aufenthalt in den Bergen — ganz am Fuß des Snowdon — nach besten Kräften genieße, soweit es mir eben meine schwere Arbeit erlaubt. Nächsten Mittwoch fahre ich nach Beddgelert, wo ich mich ungefähr eine Woche aufhalten will, und von wo aus ich mit Deacon wahrscheinlich den Snowdon besteigen werde.

Aber vor der Abreise war das Unheil schon geschehen. Eines Morgens, kurz nach Beginn meiner Arbeit, überkam mich ein seltsames Gefühl im Kopfe: es war kein Schmerz, keine Hitze, auch keine Beklemmung oder Spannung, einfach eine, wenn auch erträgliche, so doch anormale Empfindung.

Mir war plötzlich der ganze Ernst dieses Symptoms klar. Ich legte das Manuskript beiseite und wanderte, mit meiner Angelrute bewaffnet, hinaus, um einen Bergsee aufzusuchen, der in den Hügeln hinter dem Hotel lag. Ich hatte den Entschluß gefaßt, acht Tage lang mit meiner Arbeit auszusetzen — das, dachte ich, würde genügen. Nachdem ich mich in Carnarvon und Banger einige Tage aufgehalten hatte, ging ich auf eine Woche nach Garth Point. Hier vollendete ich mein Werk bis auf das Kapitel: „Der Wille".

Ende des Monats war ich wieder daheim, wo ich dies letzte Kapitel unter großen Schwierigkeiten niederschrieb. Ich war bald im Hause, bald im Garten zu finden; sobald ich einige Sätze geschrieben hatte, eilte ich hinaus, um auf- und abschreitend wieder Befreiung für meinen benommenen Kopf zu suchen. Wie nachteilig all' dies für meinen Zustand war, das sollte ich erst später einsehen lernen.

Inzwischen war der Druck meines Buches beendet. Ich hatte nur noch die letzte Korrektur zu lesen, mit den Verlegern zu verhandeln, Anordnungen wegen Ankündigungen und Versendung von Rezensionsexemplaren zu treffen und einige Exemplare Freunden zu übersenden. Unvorsichtigerweise — und ich staune darüber, wie oft ich damals unvorsichtig handelte — fuhr ich nach London, um diese geschäftlichen Dinge zu erledigen. Ebensogut hätte ich all dies brieflich abmachen können. London war wahrhaftig nicht der geeignete Ort, um mir die notwendige Ruhe zu bieten.

In der Tat verschlimmerte sich mein Zustand zusehends, namentlich infolge einer Gesellschaft, die ich mitmachte, und bei der sehr aufgeregt gesprochen wurde. Ich schrieb darüber an meinen Vater:

> Das Wortgefecht dauerte den ganzen Abend; aber wie ich es erwartet hatte, mußte ich dafür büßen: die ganze Nacht habe ich kein Auge zugetan . . . Morgen früh reise ich ab und zweifle nicht, daß mich die Seeluft bald wieder herstellen wird.

Diese Erwartung aber erwies sich als viel zu zuversichtlich; ich hatte noch keinen vollen Begriff von dem Schaden, den ich mir in den vergangenen Monaten zugefügt hatte. Was ich jetzt auch für meine Gesundheit tat, alles blieb erfolglos; denn meine Gesundheit — im vollen Sinne des Wortes — sollte ich nie wieder erlangen.

Ehe ich nun etwas über die Vorfälle jener langen Zwischenzeit berichte, die, was mein aktives Leben betrifft, einem leeren Blatte gleich war, möchte ich hier einiges über die „Prinzipien der Psychologie" und ihre Aufnahme bemerken.

Zur Zeit der Veröffentlichung waren nur außerordentlich wenige darauf vorbereitet, auch nur die Grundgedanken des Werkes aufzufassen, wieviel weniger also damit übereinzustimmen. Fast alle waren vermöge ihrer feststehenden Ueberzeugungen ausgesprochen gegnerisch gestimmt. Daher lauteten auch die Kritiken größtenteils ungünstig. Nur zwei Kritiken äußerten rückhaltlose Anerkennung — Mr. G. H. Lewes und Dr. J. D. Morell. Die meisten waren recht milde in Anbetracht der Meinungsverschiedenheiten, andere dagegen entschieden feindlich. Zu den letzteren zählte Mr. R. H. Hutton, der das Buch als Thema zu einem „Moderner Atheismus" betitelten Artikel benützte; dieser erschien in der National Review, einem damals noch bestehenden Organ der Unitarier, dessen Mitherausgeber er war. Eine so betitelte Besprechung schädigte selbstverständlich das Ansehen des Buches, umsomehr, als sie der Ausgangspunkt für andere Rezensenten wurde. Unter all den Kritiken jedoch, ob günstig oder ungünstig, gab keine eine systematische Uebersicht. Es könnte jemand, wenn er sich auch zu den damals in der wissenschaftlichen Welt und in der Welt überhaupt geläufigen Anschauungen bekannt und er es der Mühe wert erachtet hätte, etwa folgendes darüber geschrieben haben:

Wir werden das vorliegende Werk nicht nach der üblichen Rezensionsweise kritisieren; denn wo gar keine Uebereinstimmung vorhanden ist, kann von der üblichen

Mischung von Billigung und Mißbilligung nicht die Rede sein. Unsere Stellungnahme diesem Werke gegenüber gleicht der des römischen Dichters, dem ein Dichterling einige Verse überreichte mit der Bitte, die Stellen, die ihm nicht gefallen würden, zu streichen — worauf der Dichter antwortete: ein Strich wird genügen. Wir verwerfen die Grunddoktrin des Buches durchaus, und zwar weil sie auf einem Trugschluß aufgebaut ist. Sie setzt die heute von allen Fachmännern verworfene Hypothese voraus, daß die verschiedenen Tier- und Pflanzenarten durch die fortwährenden Abänderungen, die langsam durch das Ineinanderarbeiten von natürlichen Ursachen entstehen, hervorgegangen seien, kurz — die sog. „Entwicklungshypothese". Allerdings wird diese im größeren Teile des Werkes nicht genannt, aber gegen den Schluß hin bekennt sich Mr. Spencer ausdrücklich zu ihr: offenbar will er damit andeuten, daß er ursprünglich nicht die Absicht hatte, dies zu tun, daß er aber schließlich fand, daß der Gang seiner Beweisführung ihn dazu zwang, sich zu ihr zu bekennen. Es scheint einigermaßen merkwürdig, daß Mr. Spencer diejenigen, die er für klug genug hielt, sein Buch zu lesen, nicht auch für so findig gehalten haben soll, herauszufühlen, daß die Entwicklungshypothese beinahe auf jeder Seite stillschweigend enthalten ist.

Unter den gegebenen Umständen werden wir uns also auf ein Resümee dieser auf so irriger Grundlage ruhenden „Prinzipien der Psychologie" beschränken. Dabei gedenken wir nicht, die von Mr. Spencer angeordnete Reihenfolge einzuhalten, da sie uns verfehlt erscheint, sondern wir werden folgendermaßen vorgehen: Teil III, IV, II und I.

Seine „Allgemeine Synthese", wie Teil III genannt ist, geht von der Voraussetzung aus, daß eine Wahrheit, die sich in einer bestimmten Gruppe von Phänomenen gemeinsam mit der ihr nächstverwandten Gruppe zeigt, ihre allgemeinste Wahrheit sein muß. Den geistigen Phänomenen nächstverwandt sind die des körperlichen Lebens:

beide sind spezialisierte Teilerscheinungen des Lebens überhaupt. Nach Mr. Spencer besteht das Leben aus Veränderungen, die dergestalt zusammenhängen, daß sie in einer gewissen Wechselbeziehung mit Handlungen und Einwirkungen der Umgebung stehen; oder mit anderen Worten: es besteht eine immerwährende Anpassung der inneren an die äußeren Beziehungen. Er behauptet, daß der Grad des Lebens variiert, wie der Grad dieser Beziehungen. Sodann stellt er die in den aufsteigenden Lebensformen zunehmenden Wechselbeziehungen dar, welch letztere er in einer Reihe von Kapiteln bezeichnet: „als unmittelbar und homogen"; „als unmittelbar aber heterogen"; „als im Raume ausgedehnt"; „als in der Zeit ausgedehnt"; „als an Differenzierung zunehmend"; „als allgemeiner werdend"; „als an Komplexität zunehmend" u. s. f. Die allgemeine Beweisführung dieser Kapitel läuft darauf hinaus, daß die Lebensform, die wir mit Geist bezeichnen, aus körperlichem Leben hervorgeht und sich von diesem unterscheidet, in dem Maße wie diese verschiedentlichen Wechselbeziehungen ausgeprägter werden.

Im darauffolgenden Teil, „Spezielle Synthese" versucht er zu zeigen, in welcher Weise die allmählich wachsende Uebereinstimmung zwischen den Beziehungen der Veränderungen in den Organismen und denen der Phänomene des Milieus stattfindet. Der erste Lehrsatz besagt, daß die Veränderungen, welche den Verstand konstituieren, sich wesentlich dadurch von den physiologischen Abwandlungen unterscheiden, daß sie nur periodisch auftreten, statt wie dort, periodisch und simultan: ihre Periodizität tritt schärfer bei wachsendem Verstande hervor und zeigt sich am deutlichsten bei den höchsten intellektuellen Vorgängen wie beim Reflektieren. Der folgende Lehrsatz lautet: um ein Korrespondieren zwischen den Beziehungen der geistigen Zustände unter sich und den Beziehungen der äußeren Erscheinungen unter sich herbeizuführen, ist es erforderlich, daß das Streben der verschiedenen geistigen Zustände nach Zusammenhang im Bewußtsein, proportional dem Grade der Konstanz der Beziehungen zwischen den Phä-

nomenen der Außenwelt, die sie darstellen, sei. Der dritte Lehrsatz nun lautet, daß die Herstellung dieser Anpassung zwischen inneren Beziehungen von Vorstellungen unter sich und den äußeren Beziehungen der Erscheinungen der Außenwelt unter sich nach und nach durch die Beobachtung der äußeren Beziehungen unter den Erscheinungen zustande kommt. Die bekannte Assoziationstheorie erfährt hier eine große Erweiterung. Es wird nämlich angenommen, daß sich nicht nur im Individuum selbst diejenigen Ideen assoziieren, die sich in unserer Erfahrung häufig wiederholt haben, sondern daß auch die Folgen wiederholt auftretender Vorfälle sich als solche auf nachfolgende Individuen übertragen und zwar dergestalt, daß die Wirkungen von Assoziationen sich als Veränderungen des Nervensystems vererben. In den folgenden Kapiteln wird diese Theorie auf „Reflexhandlung", „Instinkt", „Gedächtnis", „Vernunft", „Gefühl" und „Wille" angewendet. Es hat keinen Zweck, hier näher auf die Beweisführung einzugehen. Es soll nur bemerkt werden, daß von jenen einfachen automatischen Handlungen an bis hinauf zu den vollendeten Verbindungen des Nervensystems, die solcher Natur sind, daß auf einen bestimmten Reiz hin die entsprechende Bewegung unfehlbar folgen muß, er weiter auf die Instinkte hindeutet, welche als zusammengesetzte Reflexhandlungen begriffen werden müssen. Hier erzeugt ein zusammengesetztes Bündel von Reizen automatisch ein zusammengesetztes Bündel von Bewegungen. Mr. Spencer behauptet ferner, daß proportional der zunehmenden Komplikation von Grund und Folge in der Außenwelt die damit im Zusammenhang stehenden Bündel der Innenwelt entsprechend an Komplikation zunehmen, sodaß die inneren ebenso wie die äußeren Folgen weniger häufig zugleich aber mannigfaltiger auftreten. Die Folge davon ist, daß, sobald die Bündel innerer Veränderungen nicht mehr unmittelbar und direkt funktionieren, sie in einem gewissen Zeitabstand, erst zögernd oder sogar langsam wirken und somit schon zum großen Teil Bewußtseinsakte werden. So entsteht bewußte Wahrnehmung, Gedächtnis,

Vernunft u. s. f. Offenbar lautet die sowohl in diesem Teil als auch in folgenden Teilen vertretene Theorie, daß alle Offenbarungsformen des Geistes, des tierischen wie des menschlichen, Produkte einer beständigen Wechselwirkung von Organismus und Umgebung sind. Generationen auf Generationen unterliegen diesen Einwirkungen, die sich als minutiöse Verschiebungen im Bau des Nervensystems äußern. Gleichzeitig mit den verschiedenen Abstammungslinien, die zu der bestehenden Differenzierung in verschiedene Tiergattungen geführt haben, sind jene verschiedenartigen Nervenorganisationen entstanden, welche deren jeweiligen Lebensgewohnheiten entsprechen.

Wenn sich der Verstand in Wirklichkeit auf einem solchen Prozeß aufgebaut hat, kann er, wenn auch nicht wirklich, so doch theoretisch, durch den entgegengesetzten Prozeß zerstört werden. Wenn er aus der Anpassung der inneren Beziehungen an die äußeren zusammengesetzt ist, so kann er auch wieder in solche innere Beziehungen aufgelöst werden. Mr. Spencer behauptet dies nicht geradezu, aber er nimmt es allem Anschein nach an; und er scheint den Teil „Spezielle Analyse" im Hinblick auf die Darstellung einer Auflösung des Geistes in seine Komponenten geschrieben zu haben. Indem er sich auf intellektuelle Handlungen beschränkt, beginnt er mit der verwickeltsten derselben — dem zusammengesetzten quantitativen Reflektieren. Dies, bestrebt er sich zu zeigen, ist jeweils eine Erkenntnis der Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit in den Beziehungen, die gesondert zwischen zwei Bündeln gleichartiger Beziehungen bestehen. Zu weniger verwickelten Formen quantitativen Reflektierens und schließlich zur einfachen Reflexion übergehend, beweist er, daß diese sich nur insofern von den andern unterscheidet, als die verglichenen Beziehungen nun nicht mehr von meßbarer Art, nicht mehr als gleichartig oder ungleichartig, sondern als ähnlich und unähnlich erkannt werden. In einem folgenden Kapitel über Klassifikation, Benennung und Erkennung, zeigt er alsdann, daß diese geistigen Handlungen durch eine Assimilierung von Be-

ziehungsbündeln (zusammen mit den Eindrücken, zwischen welchen sie bestehen) mit ähnlichen Bündeln aus vorangegangener Erfahrung bewirkt werden. Zunächst kommen nun einige Kapitel, in denen eine gleichartige Analyse unserer Begriffe versucht ist — zuerst solche einzelner Gegenstände, dann solche der Körper, indem sie ihre verschiedenen Klassen von Eigenschaften darstellen, und dann die Begriffe von Raum, Zeit, Bewegung und Widerstand: durchweg ist er bestrebt zu beweisen, daß in jedem Wahrnehmungsvorgang ein Bündel geistiger Zustände, die in Beziehungen zusammengehalten sind wie zuvor genannte Beziehungen, sich teilweise oder ganz mit früher gekannten Bündeln deckt, die gleichartig zusammengesetzt waren. Mr. Spencer wendet sich alsdann den Beziehungen selbst zu; er gruppiert sie als Beziehungen von Co-intension, Co-extension, Co-existence, Con-nature. Schließlich kommt er auf die letzten Beziehungen von Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zu sprechen, aus deren mannigfaltig zusammengesetztem Bewußtsein jede Tätigkeit des Denkens hervorgeht. Im Schlußkapitel betont er diese „Einheitlichkeit der Zusammensetzung", wie er sie nennt: er betrachtet sie als Beweis für die Richtigkeit seiner Analyse und offenbar auch als Rechtfertigung seiner ganzen Theorie. Denn wenn der Verstand sich in die — zwischen den Bewußtseinszuständen bestehenden — Beziehungen auflösen läßt, stimmt der daraus gezogene Schluß mit der Theorie überein, daß das Leben eine ständige Anpassung innerer Beziehungen an äußere ist, und daß der Verstand je nach dem Grade dieser Anpassung immer umfassender und vollkommener wird.

Der übrige Teil, „Allgemeine Analyse", der in der Einteilung des Werkes an erster Stelle kommt, scheint die Ausarbeitung eines Essays zu sein, der ursprünglich in der Westminster Review unter dem Titel „Das Universal-Postulat" veröffentlicht war. Sein Gegenstand ist das letzte Kriterium der Ueberzeugung. Die These geht dahin, daß wir in letzter Instanz eine Behauptung als wahr anerkennen müssen, deren Verneinung unbegreifbar ist. Man

könnte annehmen, daß die Erörterung dieser Theorie gar keinen Bezug auf den übrigen Teil des Werkes habe. Dennoch hängt sie in ihren Folgerungen damit zusammen. Mr. Spencer geht davon aus, daß jede Ueberzeugung das Produkt der Erfahrung ist, und behauptet, daß diejenigen Ueberzeugungen die höchste Gewähr ihrer Richtigkeit bieten, die am häufigsten mit der Erfahrung in Einklang gebracht wurden; also — so folgert er — sind diejenigen Ueberzeugungen, die stets und ohne Ausnahme mit der Erfahrung in Einklang standen, solche, deren Verneinung unvorstellbar ist. Indem er nun die Einwirkungen der Außenwelt auf das Nervensystem als übertragbar betrachtet und glaubt, daß diese Einwirkungen durch Akkumulierung organische Verbindungen erzeugen, ist er der Meinung, daß diejenigen Ueberzeugungen, die sich beständig gleichmäßig in der Erfahrung aller vorangegangenen Generationen wiederholt haben, „Denkformen" erzeugen.

Dies sind, kurz zusammengefaßt, die in den „Prinzipien der Psychologie" niedergelegten Theorien. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dann und wann ein gläubiger Leser, irregeführt durch den Zusammenhang und die Uebereinstimmung der Theorien, sich zu ihnen bekehrt, indem er vergißt, daß diese nicht nur auf einer ganz ungerechtfertigten Annahme gegründet sind, sondern daß sie geradezu im Widerspruch mit der Offenbarung stehen und von jedem Menschen mit gesundem Verstande, sowie von allen wissenschaftlichen Autoritäten, die sich über diesen Gegenstand geäußert haben, verworfen werden. Es ist wirklich sonderbar, daß jemand den Mut, um nicht zu sagen die Kühnheit besessen hat, eine ausgearbeitete Theorie auf ein so allgemein diskreditiertes Postulat zu gründen. Wir vermuten, daß Mr. Spencers Band in ein Regal verbannt werden wird, auf welchem die Absonderlichkeiten philosophischer Grübelei beisammen stehen.

So ungefähr hätte, mit einiger Freiheit in Bezug auf Einbildung, eine Rezension über das Werk zur Zeit seines Erscheinens im Jahre 1855 lauten können. Ich sage mit

einiger Freiheit in Bezug auf Einbildung, denn wer, wie aus der Kritik hervorgeht, die damals üblichen Anschauungen über die organische Welt vertrat, würde sich wohl kaum der Mühe unterzogen haben, einen so eingehenden Bericht darüber zu erstatten. Damals war die Doktrin der Einzelschöpfung noch fast unbeanstandet. Wenn auch zur Erklärung der Struktur der Erdkruste das Wunder nicht mehr angerufen wurde, so erschien es doch zur Erklärung der darin eingebetteten Fossilien immer noch vonnöten. Ohne Zaudern wurde dies von fast allen als ein Vernunftskompromiß betrachtet; und wer andrer Meinung war, machte sich einfach lächerlich.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Verlorene anderthalb Jahre.

1855—1856.

Tréport hatte mir das Jahr zuvor während meines vierwöchentlichen Aufenthalts so gut getan, daß ich mich entschloß, es auch dieses Jahr nach dem Zusammenbruch meiner Nerven wieder aufzusuchen. Mein Freund Lott, der an einem lahmen Knie laborierte, kam mir etwa 10 Tage später, Ende August, nach.

Wir unternahmen oft Spazierfahrten, sonnten uns hin und wieder am Strande, sammelten allerhand für zwei Aquarien, die wir dort anlegten, und brachten dann und wann einmal eine Stunde am Schießplatz oder im „Salon" in der Nähe des Quais zu. Am 18. September verließen wir Tréport und kehrten über Calais und Dover zurück. Andern Tags trennten wir uns in Folkestone, wo ich eine Woche verblieb.

Huxley, der sich kurz zuvor verheiratet hatte, verbrachte seine Flitterwochen in Tenby. Ich erkundigte mich bei ihm über die Verhältnisse des Ortes und reiste noch Ende der Woche hin. Ich hoffte, daß mir gesellschaftlicher Verkehr gut tun würde, aber täuschte mich darin sehr. Ich mußte jeden

Verkehr meiden, da ich nicht imstande war, selbst eine Unterhaltung von nur wenigen Minuten zu vertragen. Ich schrieb nach Hause, „ich führe ein Einsiedlerleben und sehe weder ein Buch noch eine Zeitung an". — Dagegen unternahm ich Streifzüge um den St. Catherines Rock und brachte reiche Beute für mein Aquarium heim. Ich wurde nicht müde, die kleinen Wesen zu beobachten.

Aus dem Briefwechsel dieser und der folgenden Monate ersehe ich, daß ich mir bisher einen etwas falschen Begriff von meiner Gemütsart gemacht habe. Ich wähnte immer, daß ich weder zu Niedergeschlagenheit, noch weniger aber zum Gegenteil neigte. Briefe aus jener Zeit jedoch lassen erkennen, daß ich von Natur aus Sanguiniker war; denn man gewinnt aus ihnen den Eindruck, daß meine Wiederherstellung befriedigende Fortschritte machte, und ich drückte oft die Hoffnung aus, ich werde bald wieder ganz gesund sein. Aber dem war nicht so; denn als ich Anfang November nach Derby zurückkehrte, war ich viel schlimmer daran als bei meiner Abreise im August.

Mein Vater veranlaßte mich, Dr. W. H. Ransom in Nottingham zu konsultieren, der selber längere Zeit nervenleidend gewesen war. Ich erinnere mich noch, wie sehr ich erschrak, als er mich darauf aufmerksam machte, daß zwei volle Jahre vergangen seien, ehe er seinen Beruf wieder aufzunehmen vermochte: eine Andeutung, dies möchte auch bei mir der Fall sein. Ach! hätte ich geahnt, was mir die Zukunft bringen sollte, wie würde ich mich über die Aussicht gefreut haben, meine Gesundheit wieder zu erlangen — wenn auch erst nach solch langem Zeitraum.

Der Arzt sagte mir, ich müsse ein Landleben führen: meinen Wohnsitz sollte ich in einer Farm aufschlagen, wo ich unter anderem Gelegenheit zum Reiten hätte. Gegen meinen Wunsch, die Devonshirer Gegend aufzusuchen, hatte er nichts weiter einzuwenden, und so fuhr ich denn Anfang Dezember nach Ideford, wo ich im Well House gute Aufnahme fand.

Ich möchte hier eine interessante Tatsache erwähnen, die ich während meines dortigen Aufenthaltes beobachtete.

Am Weihnachtsabend gedachte ich dem Töchterchen meines Wirts damit Freude zu machen, daß ich ihm zeigte, wie eine Stechpalmenbeere mit einer durchgesteckten Nadel in einem senkrechten Luftstrahl herumtanzt, wie ein auf einem Wasserstrahl ruhender Ball. Ihr Vater, ein ganz ungebildeter Mann, sah zu. Ich erwartete Erstaunen und Neugierde über einen so ungewöhnlichen Vorgang; zu meiner Ueberraschung aber war bei ihm keine Spur davon zu sehen; er blieb vielmehr völlig gleichgültig. Viele Jahre später mußte ich an diese von mir gemachte Erfahrung denken, als ich Berichte las über die verhältnismäßige Gleichgültigkeit der Wilden, die diese an den Tag legen, wenn man ihnen Spiegel, Uhren und ähnliche merkwürdige Kulturprodukte zeigt. Erstaunen und Neugierde sind dem ganz Unwissenden nicht in dem Maße eigen, wie man allgemein annimmt. Solche Züge kennzeichnen erst den Halbzivilisierten. Mangelnde Erkenntnis dieser Tatsachen kann die Mythologen zu ganz falschen Schlüssen führen. Sie nehmen stillschweigend an, daß der primitive Mensch die großen Naturveränderungen an Himmel und Erde, die er täglich wahrnimmt, anstaunt und eine Erklärung dafür zu finden sucht. Es verhält sich aber ganz anders. Den Wilden kümmern diese Naturvorgänge nur insofern sie für seine materiellen Bedürfnisse von Belang sind. Würde ein Anhänger von Max Müller bei Bauern ein Kreuzverhör bezüglich ihrer Deutung der Mondphasen anstellen, so würde er einsehen, auf welch falscher Grundlage seine Schilderung des geistigen Zustands der primitiven Völker steht. Kein Landmann ist verwundert über den Mondwechsel; es fällt ihm auch nicht im Traume ein, einen Gebildeten über dessen Ursache zu befragen. Ja, wenn ihm freiwillig eine Erklärung dafür gegeben wird, so zeigt er gar kein Interesse daran. Sein ganzes Leben hindurch sieht er diesem beständigen Wechsel äußerst gleichgültig zu, es sei denn, er kümmere sich um den etwaigen Einfluß, den dieser auf das Wetter haben könnte.

In der ersten Januarwoche beschloß ich, ungeduldig über die andauernde Erfolglosigkeit meines bisherigen Aufenthaltes nach Marychurch bei Torquay überzusiedeln. Hier

fand ich indes das Klima, außer bei Frostwetter, zu erschlaffend, und ich begab mich daher einstweilen nach Hause, um alsdann an einem nördlicher gelegenen Orte mein Heil zu versuchen.

Ich gebe an dieser Stelle einen Brief an Mr. Potter wieder, der wohl von Interesse ist.

Lanes Farm, Brimsfield Nr. Painswick.
22. Jan. '56.

Mein lieber Potter!

Ihr Brief erreichte mich in Devonshire, wohin ich mich aus Gesundheitsrücksichten begeben habe. Gar zu gerne möchte ich Ihre liebenswürdige Einladung annehmen. Aber ich muß vorderhand noch jeden anregenden Verkehr meiden, wenn ich meinen Nerven nicht schaden will.

Ich bin durchaus gewillt, Ihr Heilmittel gegen Rationalismus zu versuchen. In der Tat wurde mir das Heiraten verschrieben, als ein Mittel, meinen Verstand wieder ins rechte Geleise zu bringen, aber in einem ganz anderen Sinne: indem die Gesellschaft einer Frau als die beste distraction * (im französischen nicht im englischen Sinne des Wortes) betrachtet wird. Aber es ist schwer diesem Rat Folge zu leisten. Mir vollends bietet sich eine doppelte Schwierigkeit, indem meine Wahl eine sehr begrenzte ist und ich nicht leicht zu befriedigen bin. Moralische und geistige Vorzüge genügen mir an und für sich nicht, und dank dem Unverstand unseres Erziehungssystems hält es schwer, diese Eigenschaften mit einem angenehmen Aeußeren vereinigt zu finden. Ueberdies kommt bei mir die pekuniäre Frage in Betracht. Bücher, besonders philosophische, machen sich schlecht bezahlt. Wenn ich mich verheiraten würde, so müßte ich mich wohl wegen Bestreitung des Lebensunterhalts umbringen. Wenn ich also

* Neben Zerstreuung hat distraction im Englischen auch die Bedeutung von Verwirrung.

jedes Für und Wider erwäge, so sehe ich, daß ich doch bis ans Ende meiner Tage ein melancholischer Junggeselle bleiben werden.

Mit vielen Grüßen an Sie und Ihre Frau

Ihr aufrichtig ergebener

Herbert Spencer.

Als Antwort auf einen Brief von Mrs. Potter, in welchem sie ihren Rat wiederholt, schrieb ich:

Herzlichen Dank für Ihren teilnehmenden Brief und das Interesse, das Sie mir entgegenbringen. Schon lange habe ich keinen Brief erhalten, der mich so erfreut hat. Freundliche Worte sind so allgemein Sache der Form, so selten aber Ausdruck wirklicher Freundschaft, daß, wenn sie einmal den Stempel der Echtheit tragen, sie uns ganz ungewohnt berühren.

Sie haben zweifellos ganz recht, wenn Sie meinen gegenwärtigen Zustand einem reinen Verstandesleben zuschreiben und Gemütsbewegung als das beste Heilmittel anraten. Es gibt wohl kaum einen zweiten Menschen, der, wie ich so gründlich überzeugt ist, daß das Junggesellentum ein unnatürlicher und ungesunder Zustand ist. Schon als Knabe sehnte ich mich (unglücklicherweise hatte ich keine Geschwister) nach einer Auslösung meiner Gefühle: Ich pflegte mich nur als halblebendig zu betrachten und habe oft geäußert, daß ich hoffe, eines Tages anzufangen zu leben. Aber mein unbeständiges Wanderleben, mein wenig anziehendes Benehmen denen gegenüber, die mir uninteressant sind, und meine Angewohnheit, anders Gesinnte durch rücksichtslose Aeußerungen vor den Kopf zu stoßen, standen mir immer wieder im Wege.

Im Februar war Brimsfield so vereinsamt, daß ich es nicht länger dort aushielt und nach Derby zurückkehrte. Einige Wochen der Abwechslung genügten mir, und so finde ich denn einen Brief aus Brimsfield vom 1. März, in welchem ich erwähne:

Eben habe ich zum erstenmal hier gut gearbeitet und gut geschlafen. Ich fühle mich ganz kräftig und leidlich stumpfsinnig.

Bald war ich dabei, die Gegend auszukundschaften, bei welcher Gelegenheit ich die Ruinen eines römischen Landhauses besuchte, bald schlenderte ich, die Flinte in der Hand, den Hecken entlang, dann wieder spaltete ich Baumstümpfe, (eine Uebung, die sich, da sie die Aufmerksamkeit einigermaßen in Anspruch nahm, als heilsam erwies), oder ich ritt ganz gemütlich auf den schmalen Wiesenwegen hin. Reiten war bei mir nie zweckdienlich, denn da es mir widerstrebte, mein Tier zu einer außergewöhnlichen Anstrengung zu zwingen — Zwang war mir in jeder Weise verhaßt — so ritt ich niemals flott genug.

Eines schönen Morgens überbrachte mir ein berittener Bote aus Standish einen Brief von Potters, in welchem sie mich dringend aufforderten, sie dort zu besuchen. Wenn ich auch meine Bedenken wegen der Aufregung hatte, die der Verkehr mit Menschen unvermeidlich mit sich bringt, so nahm ich die Einladung doch an und verließ Brimsfield am 22. März.

Am Abend meiner Ankunft in Standish machte mir Mrs. Potter eine Eröffnung, die selbst ganz gesunde Nerven auf die Probe gestellt hätte. Im ruhigsten Tone von der Welt teilte sie mir mit, daß sie mir ein Zimmer geben werde, wo es spuke. Ihr Bruder habe dort einen Geist gesehen und sei am nächsten Morgen schleunigst abgereist, fast ohne sich die Zeit zum Verabschieden zu nehmen; seither habe man ihn nie mehr dazu bewegen können, jemals wieder in dem Hause zu schlafen. Wahrscheinlich beabsichtigte sie, meinen Unglauben zu prüfen. Ich muß sagen, es war eine harte Probe für ein zerrüttetes Nervensystem und für jemand, der ohnehin allnächtlich stundenlang wach lag. Man braucht im allgemeinen gar nicht an Geister zu glauben, um bei solcher Gelegenheit die uns von der Kinderfrau eingeprägten Spukgeschichten auftauchen zu sehen. Aber bei mir hatten Märchen solcher Art doch ihre Wirkung verfehlt. Während

der drei Wochen, die ich in dem Zimmer schlief, habe ich nie etwas gesehen, und wenn ich zuweilen nachts wachlag, so dachte ich über den möglichen Ursprung des Trugbildes nach. —

Ein nach Hause gerichteter Brief vom 9. April erklärt, daß ich auf das Drängen meiner lieben Potters noch bis zum 12. April in Standish bleiben werde.

Darauf folgte ein Aufenthalt in London. Um den Faden meiner Erzählung nicht abzubrechen, gebe ich hier einige Auszüge aus Briefen jener Zeit. Am 13. April schrieb ich:

Gestern erlebte ich allerhand Aufregendes. Ich habe Chapman, Huxley, Mrs. Huxley, Pigott und Lewes gesprochen und am Abend eines der Hullahschen Orchesterkonzerte gehört, in dem ich $2^1/_2$ Stunden verblieb. Ich kann ganz zufrieden damit sein, nach alledem fünf bis sechs Stunden geschlafen zu haben . . .

Ich fahre nächstens hinüber nach Mortlake (an der Themse), um einen Tag bei Pigott zuzubringen. Er hat in einem der Häuschen im Richmond Park Wohnung genommen, und bat mich, sein Heim als mein ständiges Absteigequartier zu betrachten. Einmal will ich auch einen Tag mit Lewes in Richmond zubringen. Ueberhaupt gedenke ich meine Zeit auf angenehme und für meine Gesundheit dienliche Weise zu verleben.

Ein Brief an meinen Vater vom 22. April besagt:

Es ist für den Augenblick schlecht um Gesellschaft bestellt. Beinahe überall, wo ich vorzusprechen pflege, sind die Leute aus irgend einem Grunde unsichtbar. Coopers sind für drei Monate nach Wimbledon gezogen — Oktavius Smiths sind in Brighton. Mrs. Swanwick ist gestorben und die Töchter empfangen vorderhand nicht. Chapman gibt jetzt keine Gesellschaften mehr . . .

Es sind jetzt erst zweihundert Exemplare von der „Psychologie" abgesetzt, aber das Buch verkauft sich immer gleichmäßig weiter.

Ein nach Hause gerichteter Brief vom 17. Mai lautet:

Ich fahre auf einige Tage nach Brighton. Die geplante Jachtfahrt mit Pigotts, denen das Schiff gehört, ist verschoben worden. Ich will mal die Wirkung von Seebädern versuchen.

Der nächste, 30. Mai datierte Brief an meinen Vater enthält eine Stelle, an die ich mich beim Durchlesen meiner Briefe mit besonderem Vergnügen erinnere.

Morgen um zehn Uhr geht's nach Southampton, und noch am selben Abend fährt unsere Jacht ab. Wir wollen zehn Tage unterwegs bleiben. Auf der Rückreise halte ich mich nur wenige Tage in London auf, um dann Brays in Coventry zu besuchen. Von da aus beabsichtige ich auf eine Woche nach Derby zu kommen.

Mr. Oktavius Smith, der eine Besitzung an der Westküste von Schottland hat, die er demnächst mit seiner Familie bewohnen wird, hat mich aufs liebenswürdigste eingeladen, ihn dort zu besuchen. Das paßt mir ausgezeichnet, und ich habe natürlich mit tausend Freuden angenommen . . .

Gestern abend ging ich mit Smiths nach dem Green Park, um das große Feuerwerk zu sehen. Im Gedränge wurden uns beiden, Mr. Smith und mir, die Uhren gestohlen. Das Feuerwerk war prachtvoll.

Während der vielen Jahre in London war das der einzige Diebstahl, der mir widerfuhr. Auch dieser wäre nicht geschehen, hätte ich im Voraus gewußt, daß wir in die Menge geraten würden. —

Noch vor Antritt unserer Jachtfahrt erfolgte ein ernstlicher Rückfall meiner Nervenschwäche durch die bei mir sonst nicht übliche Unfähigkeit, nicht „Nein" sagen zu können. Glaubte ich doch, daß ich in dieser Fertigkeit Meister sei. — Der nachmalige Professor Fraser kandidierte für den, durch den Tod Sir W. Hamiltons, frei gewordenen Lehrstuhl, und bat mich um ein Zeugnis. Da ich noch nichts von ihm gelesen hatte, war es mir unmöglich, ein solches auszustellen; aber

ich mochte ihm aus diesem Grunde keinen abschlägigen Bescheid geben. Ich hielt mich für kräftig genug, soviel von seinen Schriften lesen zu können, als zur Bildung eines Urteils erforderlich sei, was ich auch in kurzer Zeit zustande brachte. Die Folge aber war, daß die Wirkung meiner Erholungsreisen der ganzen vergangenen Monate mit einem Schlage vernichtet war.

Unsere Jachtfahrt verlief ganz programmgemäß. Mein erster Brief nach Hause ist überschrieben: Marshalls Royal Yacht Hotel, Guernsey, 5. Juni. Er lautet unter anderem:

> Wir sind hier wohlbehalten Dienstag abend angekommen, nachdem wir wegen Windstille anderthalb Tage liegen geblieben waren. Heute speisen wir bei Viktor Hugo, an den Pigott eine Empfehlung (von Louis Blanc) hatte. Morgen segeln wir nach Jersey ab, wo wir uns zwei Tage aufhalten wollen, bevor wir nach Cherbourg weiter fahren.

Weder Viktor Hugos Erscheinung noch seine Art sich zu geben, ließen einen besonderen Eindruck in mir zurück. Meine geringe Kenntnis der französischen Sprache machte es mir leider sehr schwer, dem Gespräch zu folgen, und ich wußte deshalb seine Unterhaltung bei Tisch und nachher im Garten nicht gebührend zu schätzen. An zwei seiner Aussprüche kann ich mich nur erinnern. Er nannte Bacon und Comte im selben Atemzug, und als er uns zur Jacht begleitete, entlockte ihm die Kajüte, an der eigentlich nichts Außergewöhnliches zu sehen war, die Worte: rêve d'un poète, eine für seinen Stil ganz charakteristische Redeweise. Madame Hugo war eine viel auffallendere Persönlichkeit; sie entsprach so recht der Vorstellung, die man sich von einer alten römischen Dame macht. Die beiden Söhne waren flotte Bursche. Der ältere, dessen Namen ich überhörte, glich mehr der Mutter, während der jüngere, François Viktor, mehr seinem Vater nachschlug. Damals war er gerade mit der Uebersetzung Shakespeares beschäftigt.

Im übrigen verlief unsere Kreuzfahrt ohne nennenswerte Ereignisse. Zur festgesetzten Zeit landeten wir in Portsmouth,

und am 11. war ich wieder in London, von wo aus ich meine verschiedenen Besuche machte. Meine Freunde, die Smiths, mit denen ich den Herbst in Argyllshire zubringen wollte, blieben vorerst noch in der Stadt. Da ich London aber gründlich satt hatte, fuhr ich einstweilen nach Schottland voraus, und zwar nach dem Loch Doon, der mir von einem Mitreisenden (ich hatte zuerst Oban als Aufenthalt in Aussicht genommen) als besonders günstig zum Fischen anempfohlen wurde. Dort fand ich in einem Landhaus Aufnahme und fühlte mich sehr wohl. Es geschah einmal an einem windigen Morgen, daß sich meine Angel irgendwie verwickelte, sodaß ich sie nicht mehr in Ordnung zu bringen vermochte. Schließlich verlor ich die Geduld und stieß einen Fluch aus. Der Mann, der mit mir im Boote war, wie ich später erfuhr ein Kantor irgend einer Dorfkirche oder Kapelle, wies mich zurecht; vielleicht fühlte er sich in seiner halbgeistlichen Eigenschaft dazu verpflichtet. Zweifellos war an einem solchen Ausbruch nur mein zerrüttetes Nervensystem schuld, denn ich hatte mich bis dahin — ich war damals 36 Jahre alt — noch nie zu einer derartigen Maßlosigkeit hinreißen lassen. Im Anschluß an diesen Vorfall möchte ich hier einige allgemeine Bemerkungen machen, die denen zur Warnung dienen mögen, die sich viel Gedankenarbeit aufzubürden pflegen. Zu diesem Zwecke aber muß ich die Reihenfolge der Begebenheiten für einen Augenblick außer acht lassen.

Ich beginne mit einem Auszug aus einem Brief, den ich 30 Jahre später während der schlimmsten Zeit meiner Nervenzerrüttung an einen Freund schrieb, und der sich auf wiederholte Rückfälle bezieht.

Ich brauche absolut einen Wärter, der dafür sorgt, daß ich in keiner Weise die Grenzen überschreite. Infolge meines gegenwärtigen Zustandes ermangle ich des Urteils und der Geistesgegenwart, sodaß ich häufig irgend eine Unvorsichtigkeit begehe, ehe ich mir dessen bewußt werde.

Ein Freund, der gerade kurz zuvor eine ernste Nervenkrise durchgemacht hatte, bestätigte mir, daß er ganz dasselbe Symptom auch bei sich beobachtet habe. Es ist daraus zu schließen, daß, wenn unser Nervensystem geschwächt ist, sich diese Schwäche zu allererst in den höchsten Geistes- und Gemütskoordinationen fühlbar macht. Allgemein ausgedrückt: aus jeder Stufe in der geistigen Entwicklung bildet sich eine Fähigkeit heraus, durch welche die einfacheren, vorher schon vorhandenen Fähigkeiten ihre wechselseitigen Handlungen so kombinieren, daß jede dazu beiträgt, die anderen zu regulieren oder zu kontrollieren, sodaß die Handlungen aller harmonieren. Jedes höhere Urteil unterscheidet sich von niedereren dadurch, daß es zahlreicheren Faktoren Rechnung trägt, oder richtiger gesagt, daß es deren jeweiligen Grad der Wichtigkeit abschätzt; es ist demnach ein mehrfach zusammengesetzter geistiger Akt. Gleicherweise sind unter den Gefühlen, die alle verhältnismäßig zusammengesetzter Natur sind, diejenigen die höchststehenden, welche den niederen als einschränkende Regulatoren gegenüberstehen: diese ausgleichende Führung erlangen sie dadurch, daß in ihnen selbst diese niedereren Gefühle vertreten sind, von denen keines mehr als den ihm zukommenden Anteil am Bewußtsein einnehmen darf, und daher nicht das Benehmen in ungebührlicher Weise beeinflussen kann. Offenbar bedürfen diese höchsten Geistes- und Gemütskräfte, durch die allein ein wohlerwogenes Urteil und ausgeglichene Gefühle herbeigeführt werden, des vollen Einsatzes der Nervenenergie, damit sämtliche in Tätigkeit begriffenen Funktionen gleichzeitig von ihr beherrscht werden können. Reicht die Energie dazu nicht aus, so macht sich durchweg ein Mangel in der Betätigung dieser Funktionen geltend. In geistiger Hinsicht zeigt sich der Koordinationsmangel in irrigen Urteilen, indem der eine oder andere Punkt unberücksichtigt bleibt und emotionell in der ungenügenden Kontrolle der Gefühle, was zu leidenschaftlichen Gefühlsausbrüchen und Handlungen führt. Die primitiven, tiefeingewurzelten, nur sich selbst beachtenden Fähigkeiten, die immer danach streben, Widerstreit anzuzetteln, sind in Zuständen der Erschlaffung

nur in sehr geringem Maße geschwächt; während die auf die andern Rücksicht nehmenden Fähigkeiten, die sich verhältnismäßig spät und nur oberflächlich entwickelt haben, infolge Energiemangels bald erlahmen und die ersteren nicht in Schach zu halten vermögen. Abgesehen nun von dem unmittelbaren Schaden, der durch eine Nervenschwäche dem Menschen erwächst, entstehen für ihn direkte Nachteile, die aus der Mißdeutung seines Charakters entspringen. Ueber Reizbarkeit und Eigensinn bei offenkundigen Kranken drückt jeder gern ein Auge zu; man sieht sie als vorübergehende Folgen des vorübergehenden Zustandes an. Denjenigen aber, die an keinem sichtbaren Leiden, sondern bloß an einer chronischen Nervenstörung kranken, wird keine derartige Nachsicht zuteil. Diese Tatsache kommt mir umso deutlicher zum Bewußtsein, wenn ich mir den Zustand meines Vaters vergegenwärtige und dabei meiner eigenen Beurteilung seiner Ideen und Handlungen gedenke. Sah ich doch seine nicht seltenen Urteilsverirrungen und seine so häufig zutage tretenden Launen als Grundzüge seines Wesens an! Erst in späteren Jahren erkannte ich darin die Folgen jener Nervenschwäche, die er sich während meiner frühen Kindheit zugezogen hatte, sodaß ich nie seinen wahren Charakter kannte.

Die letzten 14 Tage des Juli brachte ich in Oban zu. In Erwartung kommender Vergnügungen ging die Zeit nur langsam dahin. Ich war herzlich froh, als Ende des Monats der ersehnte Brief anlangte, und machte mich sogleich nach dem Loch Aline auf. Der Hauptbesitz des gleichnamigen Ortes gehörte Mr. Oktavius Smith, der alljährlich den Sommer mit seiner Familie dort zubrachte. Ich fühlte mich in diesem heiteren Kreise (es waren noch zwei Damen zu Besuch) außerordentlich wohl. Mein Gastgeber wie auch seine liebenswürdige Frau wußten mir durch ihre Aufmerksamkeit den Aufenthalt äußerst angenehm zu machen. Am 16. August schrieb ich nach Hause:

Ich genieße meinen Aufenthalt hier so gut, daß ich gar nicht dazu komme, an mich selbst und meine Leiden

zu denken. Die Tage fließen schnell dahin mit Fischen, Bootfahren, Baden und hie und da auch Picknicks, daß es mir scheinen möchte, ich habe zu gar nichts Zeit. Natürlich streife ich viel herum und ruhe mich dann beim Angelflicken und Herstellen von künstlichen Fliegen aus, die als Lockspeise dienen sollen. Smiths sind wahrhaft entzückende Menschen, ebenso liebenswürdig wie rücksichtsvoll, ebenso heiter wie gebildet.

Jeder hat dann und wann Vorahnungen; manchmal schleichen sie über einen und lassen sich nicht wieder abschütteln, obgleich man sich bewußt ist, wie albern sie sind. Am Tage vor meiner Abreise schlenderte ich in düsterer Stimmung am Seeufer entlang: ich hatte das Gefühl, als müsse ich der schönen Gegend für immer Lebewohl sagen.

Noch keine meiner Vorahnungen hat sich indes bewahrheitet; am allerwenigsten diese. Ich war sicherlich noch zwölf-, wenn nicht zwanzigmal bei meinen Freunden, sodaß die dort verbrachten Wochen ein bis zwei Jahre meines Lebens ausmachen, Jahre, die ich mit Freuden nochmals durchleben möchte.

Mitte September fuhr ich über Edinburgh nach Derby, wo ich 14 Tage zubrachte; dann wandte ich mich nach Brighton, von wo aus ich am 7. Oktober schrieb:

> Das Klima hier bekommt mir nicht so gut, wie ich dachte. Mrs. Potter meint, im Herbst sei es immer erschlaffend, wenn es auch im Frühjahr erfrischt. (Daran ist die Lage schuld; die Ostküste habe ich niemals erschlaffend gefunden.) Ich will daher abreisen und gedenke nach Paris zu fahren. —

Auf der Reise dorthin fuhr ich über London, wo ich mich einige Tage aufhielt. Zwei Vorfälle, die mit diesem Umweg im Zusammenhang stehen, scheinen mir erwähnenswert. Als ich Lewes in Richmond besuchte, traf ich dort auch Miß Evans und legte ihr noch einmal ans Herz, sie möchte doch Romane schreiben, worauf sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gestand, daß sie bereits angefangen und

„Die traurige Geschichte von Amos Barton" unter der Feder habe. Der zweite bemerkenswerte Vorfall ist, daß, als ich in London Chapman besuchte und er erfuhr, wohin ich reise, er mich bat, ihm einen Dienst zu leisten. Er erklärte mir, daß bei der Veröffentlichung von Miß Martineaus abgekürzter Uebersetzung der Philosophie Positive das Uebereinkommen getroffen wurde, Comte solle einen gewissen Anteil an dem etwaigen Gewinn haben. Zwei Jahre waren nun verstrichen, und Comte hatte, glaube ich, Anspruch auf etwas weniger als zwanzig Pfund. Ich übernahm es gerne, ihm diese Summe zu überbringen, um so lieber, als mir die Empfehlung zusagte, und ich natürlich begierig war, ihn kennen zu lernen.

Mein erster aus Paris abgesandter Brief an meine Mutter enthält eine nicht gerade schmeichelhafte Schilderung Comtes. Sicherlich war seine Erscheinung nicht dazu angetan, tiefen Eindruck zu machen. Von seinem Gesicht konnte man höchstens sagen, daß es, obgleich keineswegs anziehend, im Unterschied von den unbedeutenden Gesichtern, die man täglich sieht, scharf ausgeprägte Züge hatte. Was unsere Unterhaltung anbetrifft, so erinnere ich mich nur, daß er mir, als ich ihm von meiner Nervosität erzählte, das Heiraten empfahl. Er meinte, die Gesellschaft einer teilnehmenden Frau müßte von heilsamem Einfluß sein. Dies war übrigens ein Punkt der Uebereinstimmung zwischen ihm und einem andern, mit dem er sonst in den meisten Fragen auseinanderging — Professor Huxley. Dieser versicherte mich einmal in seiner humoristischen Art, ich müsse es mit der Gynäopathie versuchen. Allerdings mußte er zugeben, daß dies Heilmittel den ernstlichen Nachteil habe, daß, falls man nicht die gewünschte Wirkung damit erzielte, man nicht mehr davon lassen könne.

Wie aus einem Briefe an meinen Vater hervorgeht, ward ich des Pariser Lebens mit all' seinem Glanze bald überdrüssig.

Du wirst mich vielleicht launisch schelten, aber ich habe genug von Paris und denke an die Rückreise. Man

bekommt das beständige Sehen doch satt, und überdies fehlt mir mein Verkehr. Alle meine Bekannten hier sind den Tag über beschäftigt.

So fand mich denn der November wieder in Derby. Die Frage, was nun anfangen, begann in den Vordergrund zu treten. Es waren bereits anderthalb Jahre verstrichen, seit ich mit der Arbeit ausgesetzt hatte, und doch war ich noch lange nicht wiederhergestellt; dies gänzlich untätige Leben noch so weiterzuführen, versprach auch nicht viel Erfolg, und außerdem hatte ich seit über zwei Jahren nichts mit der Feder verdient. Es lag auf der Hand, daß der Versuch, wieder an die Arbeit zu gehen, gemacht werden mußte, und in dieser Ueberzeugung reiste ich am zweiten Weihnachtstage nach London.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Einige Essays von Bedeutung.

1856—1857.

Nach einer eingehenden Konsultation gab mir Dr. Ransom den Rat, in Zukunft nie mehr allein zu leben. Er führte mit Recht meine physiologische Zerrüttung, die mich schon so viel Zeit und Arbeit gekostet hatte, zum großen Teil auf mein Einsiedlerdasein zurück; wahrscheinlich vermutete er auch, daß ich infolge des Mangels an Zerstreuung selbst zu Zeiten, die dem Namen nach der Muße gewidmet waren, geistig tätig war.

Gerne folgte ich seinem Rate, und als ich mich Ende Dezember in London nach einer Wohnung umsah, fand ich eine, die meinem Wunsche entsprach. In St. Johns Wood, Marlborough Gardens 7, wohnte ein durch eigenes Verschulden in Armut geratener Advokat mit seiner Familie, dessen Frau offenbar das verlorene Vermögen durch Aufnahme von Pensionären wieder einigermaßen einzubringen suchte. Ein anderer hätte gewiß seine Bedenken gegen das Vor-

handensein von Kindern gehabt — bei mir war dies keineswegs der Fall. Da ich im Alter war, wo ich bei normalem Verlauf nun meine eigene Familie gehabt hätte, machte sich in mir wohl der natürliche Wunsch fühlbar, Jungen und Mädchen um mich zu sehen — besonders aber Mädchen. Wäre ich wirklich Vater gewesen, so hätten die Dinge vermutlich anders gestanden; jedenfalls aber hätten die Töchter größeren Anspruch auf Zärtlichkeit meinerseits machen dürfen. — Zu zwei kleinen Mädchen von fünf und sieben Jahren faßte ich hier nun eine väterliche Zuneigung, und es ging in meinem neuen Heim oft recht lebhaft und fröhlich zu — wonach ich ja gerade Verlangen trug.

Nebenbei sei bemerkt, daß ich es immer ein wenig anstehen ließ, ehe ich freundschaftliche Beziehungen mit einem Kinde anknüpfte, da ich bestrebt war, jedes Kind seiner Individualität gemäß zu behandeln. Gewöhnlich pflegen Fremde Kinder sogleich zu liebkosen, ohne viel danach zu fragen, ob ihnen diese Zärtlichkeit willkommen ist oder nicht, und oft lehnen sich Kinder, wenn auch nicht äußerlich, so doch innerlich gegen diese Verletzung ihrer kleinen Würde auf, während sie dann diejenigen vorziehen, die sie vollständig frei gewähren lassen.

Die Familie bot mir Gelegenheit, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln, die sich später für meine Schriften über Erziehung als nützlich erwiesen. Man hat sich häufig darüber gewundert, daß ich als Junggeselle mich so sehr für die Erziehung der Kinder interessiert habe, und daß ich einigen Erfolg mit meiner Behandlung dieser Frage hatte. Aber ich hatte, wie die meisten Junggesellen, vollauf Gelegenheit, Kinder zu beobachten, und die angewandte Erziehungsmethode sowie deren Erfolg zu prüfen. Die bekannte Beobachtung, daß der Zuschauer am meisten vom Spiele erspäht, läßt sich unter anderem auch auf das häusliche Leben anwenden. Wenn auch die wirklichen Glieder eines häuslichen Kreises gewisse Erfahrungen haben müssen, die dem Außenstehenden entgehen, so sind doch dessen Ansichten nicht wertlos, ja, ich kann wohl sagen, sie sind geradezu unentbehrlich. Frei von jedem verwandtschaftlichen Gefühl

kann er sich zwar in manchen Fällen gar kein Urteil bilden, vermag aber dafür in anderen Fällen ein weit treffenderes Urteil abzugeben.

Ein weiterer Vorteil meiner Wohnung war, daß sie kaum fünf Minuten von Huxleys Haus entfernt lag; und eine mit meiner Rückkehr nach London verknüpfte Erinnerung ist mein erstes Neujahrsessen bei Huxley. Ich hatte das Vergnügen, von da an mehr als zwanzig Jahre hindurch — mit einer Ausnahme — am Neujahrstag stets sein Stammgast zu sein. In späteren Jahren mußte ich leider wegen Krankheit oder Abwesenheit mit dieser Gewohnheit brechen.

Meine erste Arbeit war jetzt natürlich, meiner Verpflichtung vom Jahre 1845 der Westminster Review gegenüber nachzukommen. Die geplante Abhandlung über „Fortschritt: sein Gesetz und seine Ursache", die ich nun über zwei Jahre hinausgeschoben hatte, war oft Gegenstand meines Nachdenkens, und, wie ich annehme, auch meiner Unruhe gewesen. Mit Rücksicht auf jene Generalisation, die niederzulegen ich dringend wünschte, da sie mir sehr wichtig schien, mochte ich mich wohl zuweilen über meine sich so lange hinausziehende Unfähigkeit dazu aufgeregt haben. Dennoch ließ ich all die Monate vorübergehen, ohne mich an diese Aufgabe zu machen. Dr. Ramson drang zwar darauf, ich solle mich nicht über den Verlust an Zeit grämen; aber ich glaube kaum, daß dieser wohlgemeinte Rat, falls ich den inneren Drang zum Schreiben gefühlt hätte, irgendwelche Beachtung meinerseits gefunden haben würde.

Januar, Februar und zwei Drittel des März arbeitete ich sehr angestrengt an der Abhandlung. Am 4. Februar bemerkte ich in einem nach Hause gerichteten Briefe:

> Ich arbeite durchschnittlich drei Stunden im Tag an meinem MS. und komme dabei auf eine engbeschriebene Briefpapierseite. Obgleich ich gewöhnlich — noch ehe ich halb damit fertig bin — Blutandrang nach dem Kopfe verspüre, so kann ich mich doch nicht über beständige Schmerzen beklagen.

Es gelang mir, das Manuskript gerade noch rechtzeitig abzuliefern, und ich erinnere mich, daß die Anstrengung deutlich in meinen Gesichtszügen zu lesen war. Da der Essay nur 41 Seiten umfaßte — durchschnittlich kam etwa eine halbe Seite auf den Tag —, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie schlimm es nach den anderthalb Jahren ununterbrochener Ruhe noch um mein Befinden stand. Glücklicherweise traten diesmal keine bösen Folgen ein.

Der Titel des Artikels, der als Einführung meiner „Synthetischen Philosophie" diente, zeigte deutlich den Standpunkt, von welchem die dort niedergelegten Generalisationen ausgingen. Die Anwendung des Ausdrucks „Fortschritt" läßt darauf schließen, daß der Grundgedanke sich auf menschliche Angelegenheiten und menschliches Wesen bezog, denn dies Wort wird fast ausschließlich auf Menschen und ihre Handlungen angewendet. Die Doktrin war also bei Beginn anthropozentrisch gewesen. Auch die schwachen Andeutungen in The Proper Sphere of Government und in den Social Statics, die jenem Gedankengang vorangingen, trugen denselben Charakter. Wenn auch in der Entwicklungshypothese eine Auffassung zutage trat, die nicht unmittelbar auf menschlichen Fortschritt Bezug hatte, so zeigte sich der Gedanke doch in den folgenden Essays: „Eine Bevölkerungstheorie", „Die Kunst der Erziehung", „Die Genesis der Wissenschaft" u. s. w., vorzugsweise unter Anwendung auf die Menschheit und ihre Werke: es ist zwar darin angedeutet, daß die Theorie sich nicht ausschließlich hierauf beschränkt. Wenn sodann in den „Prinzipien der Psychologie" die geistige Entwickelung des Tierreichs überhaupt behandelt wird, so ist doch der offenkundige Zweck des Entwurfes, den Schlüssel zur geistigen Entwickelung der Gattung Mensch zu finden. Zweifellos ordnete sich der anthropozentrische Gesichtspunkt der Annahme unter, daß der geistige Fortschritt beim Menschen ein Teil des allgemeinen geistigen Fortschritts sei. Nichtsdestoweniger verriet, wie schon erwähnt, dieser Essay über „Fortschritt: sein Gesetz und seine Ursache" durch seinen bloßen Titel den Gang seiner Entstehung. Wenn ich auch davon ausging, daß das Wort Fortschritt meist

allzu eng gefaßt wird, so bewies doch der Umstand, daß ich fortfuhr, es weiter anzuwenden, daß ich die Notwendigkeit einer neuen Wortbildung mit teleologischem Beigeschmack nicht einsah.

Wenn ich die in dem Artikel vertretenen allgemeinen Gesichtspunkte nochmals erwäge, so wundert es mich, daß ich hier gewisse allgemeine Ideen nicht niederlegte, zu welchen ich doch schon früher gelangt war, und die hier in reiferer Form von Wichtigkeit gewesen wären. Schon in den Essays über „Die Genesis der Wissenschaft" und „Die Kunst der Erziehung", wie auch in den „Prinzipien der Psychologie", hatte ich eine Steigerung der Bestimmtheit als Merkmal wachsender Entwicklung gekennzeichnet, und ebenso in diesen Schriften die zunehmende Integration als charakteristisches Kennzeichen erkannt. Jedoch in dem Essay über „Fortschritt: sein Gesetz und seine Ursache" fehlt die Erkenntnis, daß jene Merkmale für Dinge im allgemeinen gelten. Das einzige Kennzeichen des Fortschritts, das darin angeführt und durch alle seine Stufen hindurch erläutert wird, ist der Uebergang vom Homogenen zum Heterogenen, und die einzige dargelegte Ursache, die Multiplikation von Wirkungen. Merkmale, die ich früher schon als Begleiterscheinungen gewisser Gruppen von Phänomenen erkannt hatte, scheinen mir damals entgangen zu sein. Erst später gelangte ich wieder zu deren Erkenntnis und wies ihnen dann als Kennzeichen der Universaltransformation ihren Platz an.

Es dürfte angemessen sein, einiges darüber mitzuteilen, wie ich in jener Abhandlung die Entstehung der organischen Formen erklärte. Im ersten oder induktiven Teil ist die Vervielfältigung der Abarten derselben im Verlauf der geologischen Zeiten eins der Beispiele der Veränderung von Homogeneität zu Heterogeneität. Im zweiten oder deduktiven Teil wird diese Veränderung, wie alle anderen angeführten, als eine Folge der Vervielfältigung der Wirkungen ausgelegt. Jede Art, lautet es weiter, wird durch ihre natürliche Vermehrung und gelegentliche geologische oder klimatische Veränderungen seiner Heimat beständig gezwungen, andere Aufenthaltsorte zu suchen und sich dort zu verbreiten,

nicht nur nach einer, sondern nach vielen Richtungen hin. Die Folge ist das Hervorgehen zahlreicher, mehrfach wiederholter Differenzierungen im Bau, die zuweilen zu höherer Struktur führen. Aber während diese Ansicht auch seither aufgestellten Behauptungen nicht entgegenstand — während die alte Auffassung, daß organische Wesen in ihrer Entwickelung eine fortlaufende Reihe oder Kette bilden, stillschweigend von mir verworfen wurde, und ich der Auffassung ständiger Verzweigung und Wiederverzweigung der Arten zuneigte, so war doch die angegebene Begründung unzulänglich. Damals schrieb ich alle Veränderungen der unmittelbaren Anpassung an sich verändernde Bedingungen zu, und war mir nicht bewußt, daß, wenn der indirekten Anpassung, bewirkt durch die natürliche Auswahl vorteilhaft ausgestatteter Varietäten, keine Rechnung getragen wird, der größere Teil der Tatsachen unerklärt bleibt.

Der Abhandlung wurde etwas Aufmerksamkeit geschenkt, nicht seitens der Leserwelt überhaupt, aber von einigen der tiefer Denkenden. Es wurden jedoch nur wenige Bemerkungen darüber gemacht; sie waren auch nicht sehr zweckdienlich. Die einzige, an die ich mich noch entsinne, ging dahin, daß die zweite Hälfte des Artikels, in dem ich die im ersten Teil beschriebenen allgemeinen Veränderungen durch ausführliche Erläuterungen zu begründen suchte, keinen besondern Wert habe: die Induktion könne also einer deduktiven Interpretation entbehren. Da mir zufällig bekannt war, daß die Kritik von einem akademischen Fachmanne herrührte, der sich besonders in formaler Logik auszeichnete, so war ich sehr erstaunt über die absonderliche Annahme, daß die empirische Stufe einer Generalisation füglich als deren letzte Stufe betrachtet werden könne.

„Nun sind wir auf der Höhe angelangt und wollen den weiten Rundblick genießen!“ Diese Bemerkung begleitet so oft die letzten paar Schritte, wenn wir einen Gipfel besteigen. Und wir sind, ungeachtet unserer früheren Erfahrungen im Bergsteigen überrascht, wenn wir weiterhin einen noch höheren Gipfel entdecken, der vordem verdeckt war.

Beobachtungen dieſer Art kommen mir in den Sinn, wenn ich an meine wiederholten ähnlichen Irrtümer bei geiſtigen Aufſtiegen denke. Mit der Vollendung des Artikels „Fortſchritt: ſein Geſetz und ſeine Urſache" glaubte ich, nun ſei kein weiterer Gipfel in Sicht. Aber kurz darauf hob ſich der Nebel und enthüllte mir in nächſter Nähe einen bedeutend höherliegenden Gipfel. Ein Rundblick offenbarte mir eine weitere allgemeine Urſache für die Veränderung von Homogeneität zu Heterogeneität, eine Urſache, die bei der Vervielfältigung der Wirkungen nach und nach die erſte Stelle einnimmt. Allem Anſchein nach war ich bald zu dieſem weiteren Schluſſe gelangt, denn der Artikel, in dem dieſer niedergelegt war, entſtand zwiſchen Anfang April und Ende Juni.

Es beſtand damals eine Zeitſchrift, die National Review, die als Oppoſitionszeitſchrift gegen die Westminster Review von Anhängern des Rev. James Martineau gegründet wurde. Herausgeber waren Mr. Walter Bagehot und R. H. Hutton. Ich bot dieſer Zeitſchrift einen Artikel an, deſſen Inhalt die eben genannten und einige weniger wichtige Generaliſationen bildeten. Der Titel ſollte „Transzendentale Phyſiologie" lauten, da ich darin anzudeuten wünſchte, daß es ſich um phyſiologiſche Geſetze handle, die, ungeachtet aller Spaltungen unter Arten, Gattungen, Ordnungen, Klaſſen und ſogar Reichen, für alle Organismen Geltung haben — Geſetze, von denen das bekannte, daß Gleiches wieder Gleiches erzeugt, als typiſch betrachtet werden kann. Zweck eines Abſchnitts war, nachzuweiſen, daß je höher die Lebensformen werden, dieſe ſich deſto mehr von ihrem Milieu differenzieren. Auch führte ich die allgemeine Beobachtung an, daß Hand in Hand mit den Differenzierungen, die während der Entwicklung individueller Organismen immer ſchärfer hervortreten, Integrationen vor ſich gehen, die ihrerſeits, wie ich behauptete, als ein Teil des Entwicklungsprozeſſes begriffen werden müſſen. Der leitende Gedanke der Abhandlung aber war die oben angeführte fernere Urſache des Fortſchritts — die Unbeſtändigkeit des Homogenen. Dieſe, ebenſo wie die Mannigfaltigkeit der Wirkungen, iſt, wie ich betonte, ein Prinzip, das nicht nur für die orga-

nischen, sondern auch für die anorganischen und superorganischen Phänomene gilt. Mit diesem weiteren Schritt glaubte ich irrigerweise eine vollkommene Erklärung für Fortschritt gegeben zu haben. Ich sage Fortschritt — ich sollte besser Evolution sagen; denn dies Wort ist nun eingeführt und man fängt an, es statt des Ausdrucks Fortschritt anzuwenden. Der einzige Punkt, der sonst noch von Bedeutung wäre, ist, daß ich auf die, bereits in den Social Statics erkannte, Analogie zwischen individuellen und sozialen Organismen zurückkam, und daß ich, beonders in Bezug auf den in beiderlei Organismen zutage tretenden Integrationsprozeß, darauf drang, es sollten Vergleiche zwischen den beiden Gruppen von Phänomenen im Hinblick auf gegenseitige Erläuterungen angestellt werden.

Der Artikel erschien im Oktoberheft der National Review und trug auf Wunsch des Herausgebers den Titel „Die letzten Gesetze der Physiologie". Als ich ihn aber später zusammen mit andern Abhandlungen in Buchform veröffentlichte, gab ich ihm seinen ursprünglichen Titel wieder.

Im allgemeinen verlief mein Leben nun etwas eintönig. Ein Brief an meine Mutter vom 31. März berichtet jedoch über einige Zerstreuungen.

Kürzlich besuchte ich John Mill. Wir unterhielten uns lange, und er bat mich, wiederzukommen. Es war dies das erstemal, daß ich Mill sah. Der Anlaß meines Besuchs war der Empfang eines Exemplars der neuen Auflage seiner „Logik", worin er Erwiderungen auf meine Kritik brachte.

Letzthin war ich bei Mr. Charles Buxton zu Tisch und traf dort Greg, Huxley und Sir Henry Holland. Ich höre, daß Mr. Buxton inzwischen zum Abgeordneten von Newport ernannt wurde. Ich freue mich darüber; er ist ein kernhafter und feinfühliger Mann.

Smiths haben dieses Frühjahr ein wundervolles Haus in Richmond gemietet. Vor einigen Wochen brachte ich einen Sonntag bei ihnen zu und gehe nächsten Samstag

wieder hin, um über den Sonntag dort zu bleiben. Es sind vortreffliche Freunde.

Auf Lewes' Rat hin habe ich gegen dreißig Exemplare der „Prinzipien der Psychologie" an die bedeutendsten Philosophen und Naturforscher geschickt.

Lewes' Rat erfolgte sicherlich auf meine Mitteilung hin, daß die „Psychologie" nur sehr wenigen Absatz fände; er mochte wohl glauben, daß aus dieser Verteilung immerhin ein gewisser Vorteil für mich zu erwarten sei.

Wie verlebte ich aber meine Mußestunden? Damals war ich noch nicht Mitglied eines Klubs, und nun ich seit vielen Jahren an diese Annehmlichkeit gewöhnt bin, kann ich mir nicht recht vorstellen, was ich mit meinen Abenden anfing. Seit meinem Nervenanfall konnte ich ebensowenig anhaltend lesen wie arbeiten.

Indessen erinnere ich mich, daß ich, von meinen Spaziergängen zurückkehrend, öfters meine Schritte nach dem Museum an der Jermyn Street lenkte, um Huxley dort abzuholen, worauf wir dann gemeinsam nach Hause wanderten. Nicht selten kamen wir auf das Thema zu sprechen, das meine Gedanken damals ausfüllte, die Hypothese der organischen Evolution; es entstanden oft äußerst lebhafte Erörterungen, und da er eine weit umfassendere Kenntnis der Tatsachen besaß als ich, machte er häufig dieses oder jenes Argument, das ich vorbrachte, zunichte. Wenn ich auch immer zu Boden geworfen wurde, so richtete ich mich doch stets wieder auf. Er handelte nach dem Grundsatz, daß man sich ohne zureichenden Beweis eines Urteils enthalten müsse. Aber obwohl ich die Richtigkeit seines Standpunkts anerkannte, brachte ich es in diesem Falle doch nicht über mich, ihn ebenfalls einzunehmen. Für mich gab es nur zwei Möglichkeiten: Sonderschöpfung oder fortschreitende Entwicklung; und da die Doktrin der Sonderschöpfung, eines stichhaltigen Beweises bar, auch innerlich unglaubwürdig ist, weil sie dem, was uns sonst von der Naturordnung bekannt ist, gar nicht entspricht, nahm ich als einzige Wahl die Entwicklungstheorie an. So kam es, daß, wenn auch dieser

oder jener Grund sich als trügerisch erwies, ich doch immer wieder auf meine Ueberzeugung zurückkam.

Um von dieser Abschweifung auf mein Alltagsleben zurückzukommen, will ich noch erwähnen, daß ich die Abende meist beim Whist mit meinen Wirten zubrachte. Bis dahin hatte ich nie Karten gespielt, und ich wurde auch niemals ein brauchbarer Spieler. Es war mir stets ein Rätsel, wie Leute nach einem fertigen Spiel noch die ganze Reihenfolge im Kopf haben konnten.

Mein Aufenthalt in London neigte sich früher seinem Ende zu, als ich erwartet hatte. Durch den Wegzug meiner Wirte sah ich mich genötigt, noch vor Mitte des Sommers anderswo Unterkunft zu suchen, und so machte ich mich denn, nach einem kurzen Aufenthalt zu Hause, nach dem Norden auf, um ein wenig dem Angelsport zu huldigen. Diese Beschäftigung hatte sich nämlich als ausgezeichnetes Beruhigungsmittel bewährt.

Zunächst fuhr ich nach Dalry, und einige Tage darauf nach Andarroch, wo ich in einer Farm wohnte. Meine Mußestunden brachte ich mit Streifzügen an den Sümpfen entlang und mit Fischen unterhalb der Kenfälle zu, während ich morgens an meinem Essay: „Ursprung und Aufgabe der Musik" zu arbeiten pflegte. Ich vergaß zu erwähnen, daß ich vor meiner Abreise ein Abkommen betreffs dieses Aufsatzes mit dem Herausgeber von Fraser's Magazine getroffen hatte. Wie überall, so war auch hier der Grundgedanke evolutionistisch. Die Frage, die ich mir vorlegte, war: Wie ist Musik auf natürliche Weise entstanden? Eine ins Auge springende Folgerung aus der in den „Prinzipien der Psychologie" niedergelegten Doktrin war, daß das musikalische Vermögen, wie alle andern Fähigkeiten, allmählich durch Verbindungen von in der menschlichen Natur schon vorher vorhandenen Elementen entstanden sein muß. Offenbar erregt Musik irgend eine Gemütsbewegung, weil sie irgend eine Gemütsbewegung ausdrückt. Wie kommt sie dazu? Jedes Gefühl, einerlei ob von einer Empfindung oder Gemütsbewegung herrührend, strebt danach, sich durch Muskelzusammen-

ziehungen zu befreien. Unter den Muskelzusammenziehungen, die durch jene Auslösung herbeigeführt werden, gibt es auch solche, die auf die Stimmorgane ihre Wirkung ausüben. Gemütsbewegung äußert sich also nicht nur in sichtbaren Bewegungen, sondern auch in Tönen. Beide werden umso heftiger, je größer die Gemütsbewegung ist. Aber nicht nur in Stärke variieren die Töne je nach Art und Tiefe der Bewegung, sondern auch in der Höhe und Klangfarbe, ja, noch mehr, auch die Anordnung und Geschwindigkeit, in der die Töne aufeinander folgen, ist davon abhängig. Hier nun waren gewisse psychologische Erscheinungen, die offenbar in verschiedener Hinsicht den natürlichen Ausdruck der Gefühle mit dem musikalischen verbanden. Ich fügte ferner die bekannte Tatsache hinzu, daß die beim gewöhnlichen Sprechen angewandten Kadenzen auch Gefühle ausdrücken und sich diesen entsprechend veränderten. Hieraus entstand die Frage: Hat sich die Musik nicht aus dieser natürlichen Gefühlssprache entwickelt? Die Abhandlung bezweckte, ausführlich nachzuweisen, daß dem in der Tat so ist.

Wie sehr der Begriff der Schönheit von den Wünschen und der Geistesrichtung des Einzelnen abhängt, hatte ich hier in Schottland bei Unterhaltungen mit Bauern Gelegenheit zu beobachten. Ein Landmann rühmte einmal mir gegenüber die Schönheiten Englands, wohin er einst eine Reise gemacht hatte; er bezog dies aber, wie ich erst im Laufe des Gesprächs erfuhr, auf das dortige reiche Weideland und die üppigen Kornfelder; und für ihn war die Unfruchtbarkeit der umliegenden Hügel und Moore gleichbedeutend mit Häßlichkeit. So wenig Anziehungskraft übte das Malerische auf diese Leute aus, daß z. B. die Frau dieses Bauern noch nie auf dem Gipfel eines nahe gelegenen Berges gewesen war, obwohl sie schon 20 Jahre an seinem Fuße wohnte; ich dagegen war wenige Tage nach meiner Ankunft auf den Berg geklettert, um die Aussicht zu genießen. Wenn unter Bergbewohnern jene mächtige Heimatliebe besteht, wie man sie bei den Schweizern beobachtet, so liegt dieser wahrscheinlich weniger die Liebe zur Schönheit

des Landes zugrunde, als vielmehr die mannigfaltige, scharf ausgeprägte Gestaltung der Heimat, die in ihnen frische Assoziationen wachruft, während solche im Flachland, wo ein Ort dem andern gleicht, gar nicht entstehen können. — Recht erholt verließ ich im Hochsommer Schottland und kehrte über die englischen Seen, da ich diese bis dahin noch nicht gesehen hatte, nach Derby zurück.

Ich versäumte es, ein Abkommen zu erwähnen, das ich vor meiner Abreise in London getroffen hatte. Ein Brief an meinen Vater, vermutlich vom Mai, enthält den Abschnitt:

> Ich werde für die Oktobernummer der Westminster noch einen Artikel über staatliche Einmischung schreiben. Ich gedenke ihn zu betiteln: „Repräsentative Regierung: wozu ist sie gut?" Er soll zeigen, daß sie besonders für administrative Gerechtigkeit taugt, für alles andere aber ganz untauglich ist.

Diesen Artikel begann ich nach meiner Rückkehr aus Schottland und vollendete ihn bei Potters in Standish. Ich will zu obiger Bemerkung noch hinzufügen, daß darin, außer diesen politischen auch Gesichtspunkte allgemeiner Art vertreten sind. Neben einer Entwicklung der Doktrin der Pflichtgrenzen und dem Hinweis auf die Tragweite biologischer Wahrheiten für die Soziologie, kam in der Abhandlung auch die allgemeine Evolutionslehre zur Geltung, insofern als sie die Annahme in sich schließt, daß Spezialisierung von Strukturen bei der Anpassung an besondere Funktionen einen Fortschritt der Organisation bedeutet. Unglücklicherweise war die daraus hervorgehende Auffassung, was sie auch heute noch ist, „Kaviar fürs Volk". Daß aus den Organisationsgesetzen gefolgerte Schlüsse von praktischer Bedeutung für die Politik sein sollten, schien vor 30 Jahren, wie auch jetzt noch, ein lächerliches Hirngespinst. Unter Staatsmännern wie im Volke besteht noch der stillschweigend angenommene Glaube fort, daß es gar keine Gesetze der Organisation gebe. Der Begriff eines Natur-

geſetzes, der beim Wilden überhaupt noch nicht vorhanden iſt, beſteht beim ziviliſierten Menſchen vorerſt noch in ganz rudimentärer Form. —

Ende September verließ ich Standiſh, um nach London zurückzukehren; da mich hier aber nichts zu einem längeren Verbleiben einlud, fuhr ich ſchon nach wenigen Tagen weiter nach Brighton.

Schon ſeit einiger Zeit trug ich mich mit dem Gedanken, meine verſchiedenen in Zeitſchriften veröffentlichten Eſſays geſammelt herauszugeben. Da es weder Kritiken, noch Abhandlungen von vorübergehendem Intereſſe, noch leichte Plaudereien — um eine Mußeſtunde auszufüllen —, ſondern Eſſays waren, bei denen es ſich, wie mir ſchien, um die Verbreitung von Gedanken von bleibendem Wert handelte, und auf deren Ausarbeitung ich viel Mühe verwandt hatte, war es von Anfang an meine Abſicht geweſen, ſie einmal zu ſammeln und in Buchform herauszugeben. Sie waren nun zahlreich genug, und ſo traf ich denn in Brighton die Vorbereitungen dazu. Dieſe beſtanden keineswegs in inhaltlichen Aenderungen — durch Zuſätze oder Streichungen — ſondern nur in der Verbeſſerung der Ausdrucksweiſe. Ob ich dieſe Neigung von meinem Vater erbte, der mit beſonderer Vorliebe ſeine eigene und die Schreibweiſe anderer verbeſſerte, kann ich nicht ſagen. Aber dieſe Beſchäftigung, die den meiſten Schriftſtellern ſo läſtig fällt, bereitete mir ſtets Vergnügen. Wenn ich auch das Manuſkript ſowohl wie die Korrekturbogen eines Werkes einer genauen Durchſicht unterzogen hatte, ſo ſchien es mir doch immer notwendig, es vor ſeiner Wiederveröffentlichung nochmals einer ſorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Wenn ich die Bogen durchſehe und nochmals durchſehe, und ich ſtoße auf eine Seite, auf der weder etwas geſtrichen noch Verbeſſerungen am Rande angebracht ſind, ſo habe ich ein unbeſtimmtes Gefühl, meine Pflicht hier nicht getan zu haben; und nicht ſelten kommt es vor, daß ich eine ſolche Seite dann nochmals aufmerkſam durchleſe, um zu ſehen, ob ich mich hier nicht knapper ausdrücken oder dort ein Wort

fortlassen kann. Man muß staunen, wie schwer es ist, eine beträchtliche Zahl von Perioden so aufeinander folgen zu lassen, daß sie in keiner Hinsicht beanstandet werden können, und überraschend ist es, nach Verlauf von einigen Jahren zu entdecken, wie viele Unvollkommenheiten bei früherer Gelegenheit übersehen wurden.

Zu meinen Bekannten in Brighton gehörte auch Mr. Coningham, zu jener Zeit Abgeordneter dieser Stadt. Als ich eines Tages bei ihm war, forderte er mich auf, mit ihm Buckle — damals gerade berühmt geworden durch den ersten Band seiner „Geschichte der Zivilisation in England" — zu besuchen, der den Herbst über ein Haus am Sussex Square bewohnte. Als ich Buckle vorgestellt wurde, war ich betroffen, ein Gesicht und einen Kopf zu erblicken, die mir nicht fremd waren. Ich erinnerte mich auch gleich wieder, daß ich ihn vor etwa zehn Jahren häufig im „Rauch-Divan" im Strand gesehen hatte, wo ich zuweilen die Sonntagabende zubrachte. Er war ein ausgezeichneter Schachspieler, und damals war dies Lokal einer der Hauptversammlungsorte für Schachfreunde. — Er muß sehr früh die Haare verloren haben, denn seine Kahlköpfigkeit, die schon 1846 fast ebenso groß war wie 1857, war eins der Merkmale, an dem ich ihn wiedererkannte. Ich kann mich keines besondern Gesprächs mit ihm entsinnen; wir hatten zwar keine große Gemeinsamkeit der Ideen, aber da zwischen uns in manchem eine Uebereinstimmung der Gefühle bestand, so führte diese Vorstellung zu einer näheren Bekanntschaft.

Ende Oktober oder Anfang November hatte ich meine Arbeit, soweit dies in Brighton möglich war, abgeschlossen und kehrte nach London zurück.

Ende des ersten Bandes.

Verlag der E. Schweizerbartschen Verlagsbuchhandlung (E. Nägele) Stuttgart.

Herbert Spencer:

System der synthetischen Philosophie.

Autorisierte deutsche Ausgabe. Übersetzt und herausgegeben von B. Vetter und J. V. Carus.

Bd. I. **Grundsätze einer synthetischen Auffassung der Dinge.** 2. Aufl. Inhalt: I. Das Unerkennbare. II. Das Erkennbare. M. 12.—, fein geb. M. 13.50.

Bd. II. **Prinzipien der Biologie. I. Band.** Inhalt: I. Tatsachen der Biologie. II. Induktionen der Biologie. III. Entwicklung des Lebens. M. 12.—, fein geb. M. 13.50.

Bd. III. **Dasselbe. II. Band.** Inhalt: IV. Morphologische Ausbildung. V. Physiolog. Ausbildung. VI. Gesetze der Vermehrung. M. 12.—, fein geb. M. 13.50.

Bd. IV. **Prinzipien der Psychologie. I. Bd.** Inhalt: I. Tatsachen der Psychologie. II. Induktionen der Psychologie. III. Allgemeine Synthese. IV. Spezielle Synthese. V. Physische Synthese. M. 12.—, fein geb. M. 13.50.

Bd. V. **Prinzipien der Psychologie. Bd. II.** VI. Spezielle Analyse. VII. Allgemeine Analyse. VIII. Übereinstimmungen. IX. Folgerungen. M. 15.—, fein geb. M. 16.50.

Bd. VI. **Prinzipien der Soziologie. Bd. I.** Inhalt: Tatsachen der Soziologie. M. 12.—, fein geb. M. 13.50.

Bd. VII. **Dasselbe. Band II.** Inhalt: II. Induktionen der Soziologie. III. Häusliche Einrichtungen. M. 12.—, fein geb. M. 13.50.

Bd. VIII. **Dasselbe. Bd. III.** Inhalt: IV. Die Herrschaft des Ceremoniells. V. Staatliche Einrichtungen. M. 16.—, fein geb. M. 17.50.

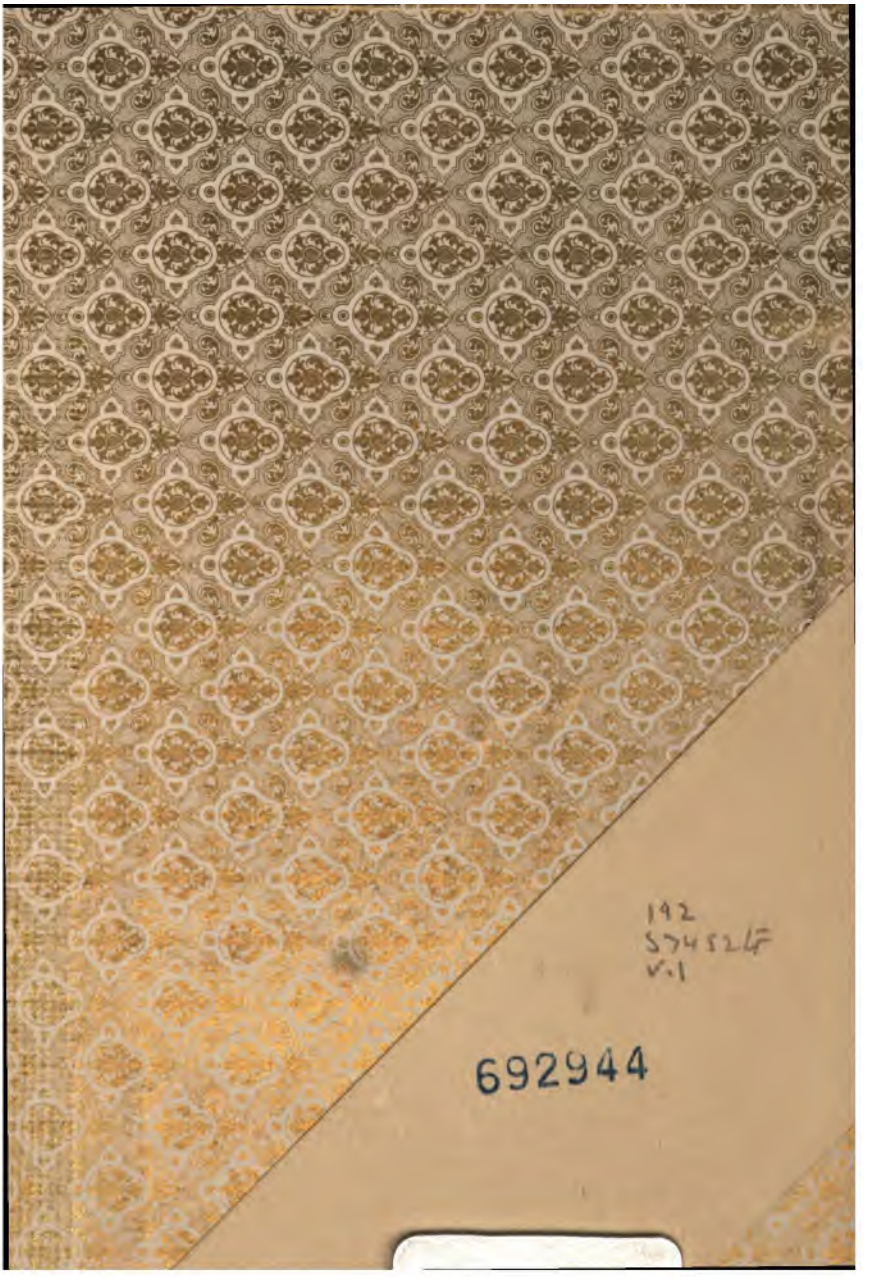
Bd. IX. **Dasselbe. Bd. IV.** Inhalt: VI. Kirchliche Einrichtungen. VII. Professionelle Einrichtungen. VIII. Industrielle Einrichtungen. M. 16.—, fein geb. M. 17.50.

Bd. X. **Prinzipien der Ethik. Bd. I.** Inhalt: I. Tatsachen der Ethik. II. Induktionen der Ethik. III. Ethik des individuellen Lebens. M. 12.—, fein geb. M. 13.50.

Bd. XI. **Dasselbe. Bd. II.** Inhalt: IV. Gerechtigkeit. V. Die Ethik des sozialen Lebens: Negatives Wohltun. VI. Ethik des sozialen Lebens: Positives Wohltun. M. 12.—, fein geb. M. 13.50.

Ferner:

Erfahrungen und Betrachtungen aus der Zeit. Allerlei Essays zur Zeitgeschichte etc. (Facts and Comments. — Various Fragments). M. 6.—, fein geb. M. 7.—


192
S7452F
v.1

692944